Bilder
Italienischen Landes und Lebens.

Beiträge
zur
Physiognomik Italiens und seiner Bewohner

von
Otto Speyer.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Berlin, 1859.
Druck und Verlag von E. S. Mittler & Sohn.

Vorwort zum zweiten Bande.

Indem der Verfasser diesen zweiten und letzten Band der Oeffentlichkeit übergiebt, verhehlt er sich nicht, daß derselbe, wenn er auch seines Gegenstandes halber das Interesse des Publicums vielleicht in höherem Grade erregen mag, dennoch in mancher Hinsicht mit dem ersten nicht auf gleicher Stufe steht. Dies gilt zumal für die zweite Abtheilung. In Toscana verlebte der Verfasser sechs Jahre, in Rom und Neapel kaum drei Monate. Dort durchforschte er wiederholt das ganze Land; hier hielt er sich im Wesentlichen auf einem Terrain, der von den Touristen ziemlich ausgebeutet ist. Daher erklärt sich die relative Kürze dieser Abtheilung. Es wäre dem Verfasser ein Leichtes gewesen, den Umfang derselben zu verdreifachen. Da er aber dadurch nichts

wesentlich Neues gegeben haben würde, so hielt er sich streng an den in der Vorrede zum ersten Bande bezeichneten Hauptzweck des Buches und gab nur soviel als nöthig schien, um den eigenthümlichen Charakter der von ihm bereisten Landstriche so klar und lebendig als möglich hervortreten zu lassen. In Rom verbinden sich der historisch-monumentale und der landschaftliche Charakter mit dem Volksleben zu einem eigenthümlichen Ganzen, das der Verfasser am besten zu schildern glaubte, indem er die frischen Eindrücke, wie sie sein Tagebuch aufwies, fast unverändert den Lesern vorlegte. Dagegen mußte an den Küsten der Busen von Neapel und Salerno die landschaftliche Scenerie entschieden in den Vordergrund treten. In dem weit weniger allgemein bekannten Sicilien, welches der Verfasser von Palermo im Nordwesten längs der ganzen Südküste bis Messina im äußersten Nordosten durchschritt, hielt er es für angemessen, in einer längeren Reihe meist kurz zusammengefaßter, aber möglichst charakteristischer Bilder die wichtigsten, schönsten und eigenthümlichsten Punkte der Insel zu schildern.

Wenn endlich diesem Bande noch ein Aufsatz angehängt ist, der anfangs nicht zur Aufnahme bestimmt war und dem Schauplatze nach, auf dem er sich bewegt, eigentlich in den ersten Theil gehörte, so liegt der Grund dafür in den Zeitereignissen. Durch die brennende Frage des Tages ist das Interesse für das politische Leben des italienischen Volkes in einem so hohen Grade erweckt, daß der Verfasser es für angemessen hielt, eine Episode aus der italienischen Revolution von 1848—1849 zu veröffentlichen, die nicht nur eine treue Schilderung der Ereignisse enthält, sondern auch wohl auf den Zustand der politischen Bildung und Anschauung wenigstens eines Theiles der Halbinselbewohner ein gewisses Licht zu werfen geeignet ist. Daß dieselbe unter den „Bildern italienischen Lebens“ an ihrem Platze ist, wird man nicht in Abrede stellen. — Der Verfasser war nicht allein Augenzeuge der darin erzählten Thatsachen; er kannte auch die darin auftretenden Personen wenigstens theilweise persönlich und hatte den ganzen Gang der Reform- und Revolutionsbewegung vom Frühling 1847 bis zu dem hier ge-

schilderten Tage mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Das Urtheil, welches er damals über das Verhalten des toscanischen Volkes und den Charakter desselben gefällt, will ihm allerdings jetzt selbst fast zu hart erscheinen. Da aber der Aufsatz unter dem Einflusse der frischen Eindrücke des Erlebten geschrieben wurde, hat er Nichts ab= und zuthun wollen, um die vielleicht etwas zu trübe Färbung zu mildern, welche für jeden Menschen= und Vaterlandsfreund, der die Ereignisse von 1849 in Deutschland oder Italien miterlebte, wohl kaum einer Erklärung oder Entschuldigung bedarf.

Arolsen, Ostern 1859.

Inhalt.

Seite

Zweite Abtheilung: Rom und Neapel 1—134

I. Römische Tagebuchblätter . . . . 3— 68
1. Die Campagna 3
2. Die Peterskirche in der heiligen Woche . . 8
3. Erster Eindruck des Forums 14
4. Das Rom auf den Hügeln 19
5. Das Velabrum 21
6. Die Titusthermen und der Palatin . . . 25
7. Die modernen Paläste 30
8. Die Gärten Sallusts 31
9. Auf der spanischen Treppe 32
10. Römische Reinlichkeit — der Ghetto . . . 33
11. Porta Maggiore und Umgebung 36
12. Santa Maria del Popolo und Sant' Agostino 39
13. Aussicht vom Capitol — das Mamertinische Gefängniß 41
14. Die Villen 44
15. Das Colosseum bei Mondschein 46
16. Tasso's Grab 50
17. Das Künstlerfest 52
18. Aus dem Sabinergebirge 61
19. Mittagsruhe am Nemisee 65

II. Ein Bild aus Terracina . . . . 69— 73

III. Neapolitanische Fahrten . . . . 74—134
1. Von Neapel über la Cava nach Salerno . . 74
2. Pästum 94
3. Amalfi 105
4. Sorrent 116
5. Capri 124

Seite

Dritte Abtheilung: Sicilien . . . . . 135—281
I. Palermo . . . . 137—160
1. Seefahrt 137
2. Der erste Eindruck 142
3. Die Kirchen 146
4. Die Zisa und die Leichengallerie des Kapuzinerklosters 150
5. Monte Pellegrino — Volksfeste 155
II. Von Palermo über Monreale, Segest und Selinunt nach Girgenti . . . . 161—199
1. Monreale 161
2. Alcamo 168
3. Segest 175
4. Castelvetrano 180
5. Selinunt 184
6. Sciacca 188
7. Monte Allegro und Molo di Girgenti . . . 193
III. Girgenti und der Maccalubba . . . . 200—209
IV. Ein Abend in den Ruinen von Agrigent . . . . 210—218
V. Ein sicilianisches Paradies . . . . 219—224
VI. Ein Rundgang durch Syrakus . . . . 225—234
VII. Aetnafahrt . . . . 235—272
VIII. Taormina . . . . 273—281
Anhang 283
Der 8te Februar 1849 in Florenz . . . . 285—320

Zweite Abtheilung.

Rom und Neapel.

I.

Römische Tagebuchblätter.

Rom, den 21. März 1853.

Der Winter von 1852—53 war jenseit wie diesseit der Alpen ungewöhnlich lau und milde gewesen. In den gesegneten Thälern Hetruriens hatte die Erde im December und Januar nicht aufgehört, Blätter, Blüthen und Früchte zu spenden. Aber mit der Mitte des Februar trat die Kälte ein, und unter den Nachtfrösten des März verblich und erstarb das üppig aufgeschossene junge Grün. Schnee- und Regenstürme verdüsterten fast unablässig die Atmosphäre, die den nordischen Reisenden unangenehm anheimelnd berührte. Dennoch hatte ich meine Absicht, das in diesem Jahre früh fallende Osterfest in der heiligen Stadt zu begehen, nicht aufgeben wollen und war am 19. März mit der Eisenbahn von Florenz nach Siena gefahren und von hier, zwischen einem halbverrückten Schotten und einer schweigsamen kupfernasigen Engländerin in das enge Coupé einer Franconischen Diligence gepreßt, weiter gereist; hatte Buonconvento passirt, wo mit Heinrich dem Lützelburger die Hoffnungen Dante's und der Ghibellinen in das Grab stiegen, hatte Quirico gesehen mit seinem seltsamen alterthümlichen Kirchenbau; hatte das wilde und verrufene Thal der Orcia durchfahren, auf den kahlen und eisigen Höhen von Radicofani um Mitternacht an dem lodernden Feuer der großen

gewölbten Küche den unvermeidlichen Lammsbraten, wenn nicht mit Golde, doch mit Silber aufgewogen; in einer elenden Baracke des halbüberschwemmten und fiebergeplagten Ponte Centino in Val di Fiora mit lobenswerther Geduld den Plackereien der päbstlichen Grenzpolizei Stand gehalten; von den mit hochstenglichten Euphorbien bedeckten Ufern des schönen Sees von Bolsena den Felsen von Montefiascone, an dem der berühmte est, est, est wächst, und die Insel betrachtet, auf der die stolze gothische Königin ihr Leben endete; hatte, nachdem ich die Ehre genossen, in demselben Gasthof zu speisen, in dem, laut der goldnen Inschrift, der Kaiser aller Reußen eine Nacht zugebracht, die breiten, leeren Straßen und die öden schwefelqualmenden Fluren von Viterbo verlassen, und gelangte endlich durch strömenden kalten Regen, auf der alten, schlecht gepflasterten Straße in eine von zahllosen schmalen Quer- und Längsthälern und Schluchten mit niederen aber steilen Abhängen durchfurchte und zerspaltene Landschaft, die Campagna di Roma*). Zaubert dieser Name nicht mehr als ein Phantasiegemälde vor die Seele, wie es nach zahlreichen Schilderungen aus der Feder des Touristen oder dem Pinsel des Künstlers sich in ihm gebildet hat? ein Bild, in dem ein ziegenfellbekleideter Hirt, der die Zampogna (den Dudelsack) oder die Zufola (die Hirtenflöte) spielt, von seinen Hunden und Ziegen oder Schaafen umgeben, oder statt seiner eine Kesselflickerfamilie, am Fuße eines halbverfallenen Thurmes oder Grabmales; weiterhin die großen weißen Ochsen mit ihren berühmten blauen Schatten, eine Reihe halbgebrochener Bögen einer Wasserleitung, endlich im Hintergrunde die malerischen Linien der fernen Gebirge die stets wiederkehrenden Hauptelemente bilden.

*) Die Umgebung einer jeden größeren Stadt in Italien, so weit sich der Einfluß derselben auf die umgebende Landbevölkerung erstreckt, heißt die Campagna derselben, und es giebt ebensowohl eine Campagna di Firenze, di Bologna etc., wie eine Campagna di Roma.

Daß in dieser Landschaft trotz aller scheinbaren Einförmigkeit ein Zauber liegt, der so leicht auf keinen Menschen, welcher für die Natur und für das Malerische insbesondere Sinn hat, seine Wirkung verfehlt, wird Niemand leugnen, der sie öfter betrachtete, ja um so weniger leugnen, je vertrauter er mit ihren Eigenthümlichkeiten geworden ist, unter je verschiedenern Beleuchtungen und zu je verschiedenern Jahreszeiten er sie gesehen hat. Dagegen möchte ich behaupten, daß die Bewunderung aller Derer, die sie zum ersten Male flüchtig durchfahren, mit seltenen Ausnahmen eine erkünstelte, rein conventionelle ist. Die Landschaft ist zu seltsam, zu scheinbar monoton, zu neu und von Allem, was die meisten Laien als malerisch zu betrachten gewohnt sind, verschieden, um sofort den richtigen Eindruck auf den neuen Ankömmling zu machen. Was der Maler sonst erst seiner Landschaft geben muß, wenn er nicht ein bloßer Vedutenpinseler sein will, die Stimmung, findet er in der Campagna ganz fertig, und braucht sie nur einigermaßen verständig abzuschreiben. Die ganze Landschaft ist unendlich poetisch: es ist eine einzige große Elegie, deren Rhythmus, Ton und Inhalt allerdings im Ganzen und Großen derselbe ist, aber mit unendlichen Variationen im Einzelnen, die im Verein mit jener Gesammtstimmung auch dem kleinsten Theile, sobald er geschickt ausgewählt worden, einen hohen und fesselnden Reiz verleihen. Aber um diese Poesie ganz zu verstehen und zu würdigen, muß man sich in sie hineingelebt haben. Wer unmittelbar aus einer großartigen Alpenlandschaft oder aus dem fruchtbaren, lachenden Hügellande in die Campagna kommt, dem ist sie zuerst ein Buch mit sieben Siegeln. Der alte, halbzerstörte Thurm mit seinem mittelalterlichen Zinnenkranz, die frei dastehenden Arcaden des Aquäducts, die gebrochnen Säulenschäfte interessiren ihn ohne Zweifel; aber der stets ähnliche Anblick der weiten wellenförmigen, baum- und culturlosen Ebene, die er stundenlang durchfährt, ermüdet ihn bald, er vermißt Anmuth und Würde, das Liebliche wie das Erhabene, weil er weder die

riesigen Berggestalten und Felscolosse, noch lachende, freundliche Landschaften, noch überhaupt scharfe Contraste, wie sie bei den Meisten sich bewußt oder unbewußt mit der Idee einer malerischen Landschaft verbinden, vor sich erscheinen sieht. So ist sein erster Eindruck von der Campagna di Roma eine Enttäuschung.

Auch mir ging es nicht besser. Zu den allgemeinen Ursachen kam noch die düstere regenschwere Luft; kein Sonnenblick erleuchtete die alten Ruinen; der ganze Hintergrund, die Sabiner- und Albanergebirge mit ihren idealschönen Umrissen, steckte in den Wolken.

Wir sind es gewohnt, daß die Gegend einen andern Charakter annimmt, wenn wir uns einem von unsern großen „Centren der Gesittung" nähern. Jedes Fleckchen Erde ist da streng cultivirt; neben der sorgfältigen Benutzung zeigt sich die Eleganz und der Luxus in Gärten und Landhäusern; der Handel bedeckt mit seinen Waarenladungen die Flüsse und Straßen; die Industrie sendet überall den Rauch ihrer Maschinen aus den langen himmelanstrebenden Röhren ihrer Schornsteine, welche in der modernen Landschaft bestimmt zu sein scheinen, die Stelle der veralteten Burg-, Thor- und Kirchthürme zu übernehmen; in immer volleren Wogen wälzt sich der Strom der Menschen dem nahen Meere zu. — Die Umgegend von Rom bietet nicht allein keine von allen diesen gewohnten Erscheinungen, sie bietet sogar das gerade Gegentheil derselben dar. Ein Wechsel findet auch hier statt, aber der umgekehrte. Zwei bis vier Stunden rings um die Stadt lagert sich eine Wildniß. Einen tiefen und unvergeßlichen Eindruck macht diese menschenleere Wüste, welche die alte Welthauptstadt ringsher von der bewohnten Erde scheidet. Der Fluch, der seit vielen Jahrhunderten auf der Gegend ruht, ist ihr mit so gewaltigen Flammenzügen auf die Stirn geschrieben, daß er auch dem blödesten Auge nicht entgehen kann. Keine Stadt, kein Dorf — in weiten Abständen ein einzelner Meierhof mit wenigen Feldern; sonst Alles wüstes

Weideland, kahle Erde und nackter Stein; wildes Gestrüpp und kiesbedeckte Betten der Wildwässer, die sich einen tiefen Weg durch den losen, verwitterten Tuffsteinboden gerissen haben. Dazwischen zahllose Ruinen, zum Theil gestaltlos unkenntliche Steinhügel; zum Theil fast vollständig erhalten; eine sparsame, halb wilde und wild aufgeputzte Bevölkerung; keine Spur von Gewerb= oder Handelsthätigkeit; eine tiefe allgemeine Stille, als gälte es den tausendjährigen Schlaf der ewigen Stadt zu hüten. Eine Stimmung bemächtigt sich unser, wie wir sie vielleicht nie empfunden. Es ist als habe mit der Cultur und ihren gewohnten Erscheinungen die Gegenwart Abschied von uns genommen, als würden wir durch einen Zaubergürtel von dem wirklichen Leben der Jetztwelt geschieden und träten in ein Heiligthum der Vergangenheit. Würdiger kann man sich nicht vorbereiten — nicht zu den Palästen des modernen Roms und dem bunten Leben des Corso, wohl aber zu den düstern Tempelruinen des Forums, den schaurigen Trümmerhaufen des Palatins und den endlosen Grabmonumenten der appischen Straße.

Erwartungsvoll blickt euer Auge nach Süden. Endlich zeigt der Postillon vor uns auf einen Punkt am Horizont: Ecco la cupola di San Pietro! Wer kann die vielleicht oft gelesenen Worte an solcher Stelle zum ersten Male gleichgültig aussprechen hören! Ich wenigstens gestehe, daß mir alle Pulse höher schlugen, als ich, mich vorlehnend aus dem Wagen, den fernen Riesendom wie ein Wolkenbild durch Regen= und Nebelschleier auftauchen sah. Kuppel auf Kuppel folgte; Hügel und Thäler schieden sich; ein seltsames Halblicht von der sinkenden Sonne, das mit bleichem Strahle durch die Wolkenmassen brach, umgab das Bild wie mit einem matten Heiligenscheine. Die zahllosen Kirchen, die gewaltigen Trümmermassen, die weißen Villen und Klöster auf den Hügelspitzen, die hohen Pinien und Cypressen dazwischen, der Wechsel von Berg und Thal: das ganze wunderbare Gemälde tauchte bald hier und da sonnenbeleuchtet

auf dem dunkeln Hintergrunde hervor, bald verschwand es wieder völlig hinter düsteren Regenströmen und flatterndem Nebelgewölk. Es war, als sei es nur eine Fata Morgana, eine Trugerscheinung, die der nächste Windstoß vernichten müsse. Aber schon lag die letzte wellenförmige Erhebung hinter uns. Zu unsern Füßen schlängelte sich die „blonde Tiber", die jetzt, durch die unablässigen Regenströme angeschwollen, ihre trüben, schlammgefärbten Fluthen langsam durch das breite Thal dahinwälzte. Ueber die renovirte und modernisirte milvische Brücke (Ponte Molle) rollte die Diligence dem Thore zu. Hier endlich erscheinen auch, die hohen Mauern ihrer Gärten kaum überragend, die Villen der römischen Großen, die theils außerhalb, theils innerhalb der Thore die moderne Stadt einfassen. Als wir durch die Porta del Popolo den schönen Platz gleiches Namens erreichen, breitet sich schon tiefe Dämmerung über die Stadt, und verhüllt die Hieroglyphen und das Kreuz auf der Spitze des Obelisks des Sesostris vom Sonnentempel zu Heliopolis, der, die Mitte des Platzes schmückend, dem Eintretenden trotz der modernen Gebäude im Renaissancestyl, die ihn umgeben, zuruft: Fülle deine Seele mit Andacht; denn du bist in Rom, der einzigen Stadt, deren Denkmäler, dies ewige Wunder aller Nationen des Erdballs, sich dir jetzt enthüllen sollen! —

Den 22. März.

Schon 24 Stunden in Rom, und noch hatte ich die Peterskirche nicht gesehen! Von der Piazza di Spagna bis zum Petersplatz ist eine Reise, und der Himmel sandte unbarmherzig Ströme eisigen Regens mit Hagel gemischt hernieder. Endlich wurde die Ungeduld zu groß: eine Droschke führte mich über den Ponte Sant'-Angelo mit seinen Berninischen Engeln, deren Gewänder der um uns her brausende Aequinoctialsturm zerzaust zu haben schien, an den finstern Mauern der Engelsburg vorüber, durch die lange Via Lun-

gara auf den viereckigen Platz Rusticucci, der mit dem Petersplatz selbst zusammenhängt. Da stand es vor mir, das Wunderwerk der Baukunst, das ich mit solch ungeduldiger Begier zu schauen gewünscht! Und wieder eine Enttäuschung! Ich war genugsam vorbereitet, beim Eintritt in die Kirche selbst meine Erwartungen nicht zu hoch zu spannen. Aber den ersten Eindruck der Außenseite hatte ich mir so ganz anders, so unendlich großartiger gedacht. In dem Gedanken, den größten Dom der Christenheit, ja — in Dimensionen — das größte Werk christlicher Kunst zu betreten, lag Etwas, das das Herz mit hochschlagender Ungeduld erfüllte. Da kommt diese Theaterfaçade und zerstört Alles. Ein Theil der Täuschung beruht freilich darauf, daß wir von vornherein nicht ahnen, daß wir von hier fast ½ Viertelstunde zurückzulegen haben bis zu der großen Treppe, die zu dem Vorplatze führt. Sind wir einmal am Fuße des Obelisks angekommen, so erscheint freilich Alles anders; die gewaltigen Colonnaden mit ihrem Heere von Statuen auf der krönenden Balustrade, in schöner Ellipsenform den weiten Platz begrenzend, die in vielfachen Strahlen ausbrechenden weißen Wasserschleier der beiden Springbrunnen, der herrliche, himmelanstrebende Obelisk, die ungeheuern, prächtigen Freitreppen, die zur Kirche führen: alles Das ist großartig, eigenthümlich, ja einzig in seiner Zusammenstellung. Aber auch hier noch schwindet beim Anblick der Kirche selbst alle Andacht, aller Schwung unsrer Stimmung. Die Kuppel, die ihn hervorrufen und nähren sollte, steht bekanntlich so weit zurück, daß sie sich nirgends übersehen läßt, nirgends in ihren großartigen Verhältnissen uns entgegentritt. Die Vorderseite ist und bleibt geschmacklos, und trotz der Statuen des Heilandes, der Jungfrau und der Apostel oben auf der Balustrade, profan und unkirchlich, ja trotz ihrer 150 Fuß Höhe im Verhältniß zu dem Riesenbau, in den sie einführt, unbedeutend. Fast mißmuthig durchschritt ich die Vorhalle und hob die schwere Portiere in die Höhe, die mich noch von dem Innern schied. Ich war, wie gesagt, gut

vorbereitet, so gut, daß mir die ungeheuren Verhältnisse lebhaft genug vor das Auge traten und ich die Kirche größer fand, als ich sie mir gedacht. Und dennoch fühlte ich mich unbefriedigt. Der ganze Bau, innen durchaus in dem zopfigen Style des 17. Jahrhunderts aufgerichtet, paßt nicht zu unsern Begriffen von Religion und Gottesverehrung. Es fehlt an Allem hier, was uns nach Oben emporziehen, was uns von der Erde ablösen könnte. Vergebens hat man durch aufgesetzte corinthische Pilaster den riesenhaften Massen der Pfeiler, auf denen das Tonnengewölbe des Mittelschiffs ruht, ihre Schwere zu benehmen gesucht, und die zahllosen Statuen aus Stuck oder Marmor über den Bögen und in den Nischen eben so gut wie die geschmacklosen Zierrathen unter den Bögen der Seitenschiffe und die bunte Marmorbekleidung erscheinen nur als eine störende Ueberladung, ein an den Haaren herbeigezogener Schmuck ohne allen Zusammenhang mit dem Gedanken des Ganzen. Lange wanderte ich umher, betrachtete die schlechten Sculpturen der Berninisten und die schönen Werke Canova's und Thorwaldsens, die nur zu winzig sind gegen die riesigen Pfeiler, an die sie sich lehnen, maß an den Engeln der Weihbecken die Höhe der Bogen und die Breite des Mittelschiffes, betrachtete die Maße der andern bedeutendsten Kirchen der Christenheit, welche die römische Eitelkeit in den Fußboden gegraben, und trat hier und da in eine der Seitenkapellen, deren jede es an Größe mit mancher unsrer Dorf- und Stadtkirchen aufnehmen könnte. Aber erst als ich unter die Hauptkuppel selbst trat, die so frei und leicht, und doch auch wieder so großartig über ihrem Unterbau sich wölbt, wie der Himmel über der Erde, hob sich meine Seele mit ihr nach Oben. Bisher hatte ich mir gleichsam die Bewunderung abzwingen müssen, indem ich mir die gewaltigen Verhältnisse vorhielt, die mich umgaben: die 600 Fuß lange und 450 Fuß breite Kirche, die Dicke der Pfeiler, die Höhe des Tabernakels (an 100 Fuß) und der Gewölbdecke, die 30 Altäre, die zahllosen, sogenannten Kunst-

werke, denn die Peterskirche ist ein reiches Museum des Zopfstyls; hier aber erst fühlte ich die erhebende Wirkung eines großen, großartig aufgeführten Gedankens. Wie die Baumeister, so verhalten sich ihre Werke: was Michelangelo gegen Carlo Maderno, das ist die Kuppel gegen die Façade, ja gegen das ganze übrige Innere. Nicht die colossalen Mosaikbilder der Evangelisten oder höher hinauf die der Engel und Heiligen, die nur aus dieser Entfernung betrachtet erträglich sind, nicht die gewaltigen Statuen der Märtyrer, deren vielverehrte Reliquien ich am Ostersonntag aus der Ferne dem gläubigen Volke zeigen sah, in den Nischen der Pfeiler, welche die Kuppel tragen, erfüllen uns mit ehrfurchtsvoller Bewunderung; — sondern der herrliche Schwung des ganzen Riesenbaues und die Wirkung des siegreich durchgeführten, kühnen Gedankens, das vielbewunderte Gewölbe des Pantheons hoch über die Erde empor in die freie Luft zu tragen. Als nun aus einer nahen Kapelle die schönen langgehaltnen Töne eines Miserere von Palestrina, von herrlichen Stimmen gesungen, ertönten, da begann auch in mir die Andcht wiederzukehren, und ich stand horchend, bis der letzte Ton verklungen war. Die Kirche leerte sich, die Schatten des Abends lagerten in den mächtigen Kapellen; nur an dem Geländer vor dem Grabe Petri brannten noch die 59 Lampen, und die vergoldeten Bronzesäulen des Tabernakels funkelten in ihrem Lichte. Das Ganze sah aus wie ein colossales Feenschloß aus 1001 Nacht, aber noch immer nicht wie eine Kirche.

Der Dom schien leer; ich glaubte am Ende allein zu sein; als aber der Custode der Kirche die Säumenden aus allen Gängen, Kapellen und Winkeln her zusammengetrieben, fand ich noch Hunderte nach den Thüren hindringend. Aber viele Tausende enthält oft der Riesenbau und scheint noch immer leer. Ja, man behauptet, ganz gefüllt sei die Kirche noch nie gewesen, und in der That habe ich sie bei der Fußwaschung am Gründonnerstag, am Charfreitag und am Oster-

feste selbst nie voll gesehen. Und doch habe ich nicht nur den Feierlichkeiten dieser Tage im „Peter", wie die deutschen Künstler die Kathedrale schlechtweg zu nennen pflegen, beigewohnt, sondern fast den ganzen Tag darin zugebracht. Frau v. Stael bemerkt mit Recht, daß die Kirche ihr eigenes, von dem draußen herrschenden verschiedenes Klima habe. Wie in einem tiefen Keller ist es hier im Sommer kühl, im Winter warm. Während draußen bei einer Luftwärme von 6—8° R. der rauhe Märzsturm heulte, fand man sich hier in einer höchst behaglichen, lauen Temperatur. Der fast beständig in einer oder der andern, oder auch in mehreren Kapellen zugleich gehaltene Gottesdienst erfüllt nie das große Ganze. Man ist immer in Gefahr, die Bestimmung des Gebäudes, in dem man sich befindet, zu vergessen. Plaudernde Gruppen, die auf und nieder wandeln, oder auf den Bänken der Seitenschiffe sitzen, Fremde, die sich, vor den zahllosen Bilderwerken stehend, sehr laut und ungenirt über dieselben unterhalten, Hunde und Bettler, die sich darin umhertreiben, verwischen immer von Neuem die Vorstellung des Gotteshauses. An den großen Pomp- und Galatagen der Kirche kann das Gefühl der Andacht gerade am wenigsten Raum in uns gewinnen. Die einzelnen, in der schwatzenden, neugierigen Menge verlorenen Betenden und Büßenden machen einen seltsamen Eindruck, man möchte fragen: Was wollt Ihr hier? Die schaaf- und ziegenfellbedeckten Hirten, die zerlumpten Bettler und Bettlerinnen, deren Blöße kaum auf das Nothdürftigste verhüllt ist, neben den goldgestickten Kammerherren des Pabstes, den glänzenden Uniformen der Offiziere und Diplomaten, den schwarzen Seidenkleidern und Spitzenschleiern der Damen in der ihnen reservirten Tribune, selbst die Pilger mit ihren Muschelkragen, die Domherren in ihren weißen und grauen Pelerinen, die Bischöfe und Cardinäle in der großen Prozession, die die Kirche durchzieht, funkelnd von Sammt und Seide, von Gold und edlen Steinen; ja selbst die Ceremonie der Fußwaschung, die der Pabst an 12 Pilgern

in weißen Gewändern vollzieht, während hundert Operngucker auf ihn gerichtet sind — alles das mag das Interesse und die Neugier mannigfach erwecken, aber wie es einen erhebenden religiösen Eindruck machen kann, begreife ich nicht. Selbst von dem großartigen Effect, den es hervorbringen soll, wenn der Pabst, auf den Balcon über der Vorhalle der Kirche getragen, dem auf dem Petersplatze versammelten Volke den Segen ertheilt, habe ich wenig empfunden. Es herrschte keine andächtige Stille, auf die Kniee fielen nur Wenige; der Pabst selbst ist zu hoch, als daß seine persönliche Erscheinung, die überhaupt nicht bedeutend ist, Eindruck machen könnte; seine Stimme verhallt ungehört. Von dem heitern, lebenskräftigen, edlen Antlitz, von dem die, welche Pius IX. vor 1848 gesehen, zu erzählen wissen, fand ich wenig Spuren. Sein Gesicht war roth und aufgedunsen, der Ausdruck ernst und trübe, der Blick, der über die versammelte Menge hin- und herflog, schien mir unsicher und ängstlich. Nur zwei Momente bei allen den großen Feierlichkeiten und Ceremonien der Char- und Osterwoche werden nicht leicht verfehlen, einen mächtigen Eindruck bei allen Gegenwärtigen hervorzurufen. Der erste, wenn am Charfreitag Abend das riesige Lichtkreuz frei über den Hochaltar schwebt, die Leiden des Heilandes und auch wohl die Verklärung im Leiden veranschaulichend und den ganzen Dom wie mit magischem Lichte durchschimmernd; der andre, wenn am Ostersonntag gegen Mittag der Pabst selbst das Hochamt vor dem Hochaltar der Peterskirche celebrirt. Rings herrscht die tiefste Stille, obwohl viele Tausende die ungeheuern Räume der Kirche erfüllen. Da erschallen, als der Pabst die Monstranz und den Kelch, ihres verhüllenden Schleiers frei, in die Höhe hebt und dem Volke zeigt, vom hohen Chor herab die gewaltigen Töne der Posaunen, die vollzogene Wandelung verkündend, und Alles sinkt anbetend auf die Kniee, das wieder neu gewordene, unbegreifliche Wunder zu verehren, und sich nach der Trauer- und Fastenzeit der Lei-

denswoche des wieder erstandenen Heilandes und der mit ihm erstandenen Fröhlichkeit und Herrlichkeit der Gläubigen zu freuen.

Den 25. März.

Endlich, nach viertägigem Aufenthalt in Rom, die ich zum größten Theile in der Peterskirche, dem Vatican und ihren nächsten Umgebungen zugebracht, habe ich einen Blick geworfen in die ernste, gewaltige Trümmerwelt, die sich südlich vom capitolinischen Hügel bis weit über die fernen Mauern Aurelians in die offene Campagna hin ausdehnt, ein unendliches Feld der grausesten Zerstörung. Und doch sehnt sich das Herz des fremden Wanderers mehr nach diesen, einzeln aus formlosen Trümmerhaufen aufsteigenden Resten vergangener Herrlichkeit, als nach den stolzen Prachtgebäuden des päbstlichen Roms, und schlägt höher bei dem Anblicke einiger aufrecht stehenden Säulen mit den halbverwitterten, ihres glänzenden Schmuckes beraubten Gebälkstücken darüber, als aller der riesigen Roccocokirchen, deren Kuppeln sich so zahlreich über die Dächer Neuroms erheben.

Zwar hatte ich das Pantheon schon gesehen. Zuerst neulich Abends, als wir in tiefer Dämmerung vom Petersplatze heimkehrten, während die Donner eines heftigen Frühlingsgewitters um uns rollten und der blaue Schein des Blitzes, durch die Oeffnung des Kuppelgewölbes fallend, das fast nächtliche Dunkel im Innern von Augenblick zu Augenblick seltsam durchleuchtete mit so geheimnißvollem Glanze, daß es mir war, als stände ich in dem letzten, tiefverborgenen Zufluchtsort des Heidenthums und als müßten jeden Augenblick die Stimmen der Priester ertönen, den mystischen Ritus zu beginnen. Und dann wieder, als das helle Sonnenlicht draußen auf dem Platze und um den kleinen Obelisken in seiner Mitte spielte, und der Gegensatz der herrlichen und großartigen, aber altersgrauen, rauchge-

schwärzten, von Zeit und Menschen mißhandelten Façade des Tempels gegen die modernen Häuser ringsumher recht grell und mißtönend in die Augen sprang. Aber das Pantheon, so herrlich und merkwürdig es ist, macht keinen reinen wohlthätigen Eindruck. Es ist zu gut erhalten für eine Ruine, zu sehr ruinirt für ein erhaltenes noch benutztes Gebäude. Dazu kommen von Außen die beiden Glockenthürmchen, die Ohren des Bernini, die immer aussehen, als warteten sie auf Jemanden, der sie dort von einem Platze, an den sie ganz zufällig gerathen, nach ihrem Bestimmungsorte bringen solle, und inwendig die in Capellen verwandelten Nischen, die den heidnischen Göttertempel zur christlichen Kirche umgestalten sollen. Selbst Raphael's Grabmal mit Bembo's berühmter Grabschrift, des großen Genius, zu dessen Andenken sie bestimmt ward, so unwürdig in ihrer eitlen und abgeschmackten Prahlerei, will nicht recht zu seiner Umgebung passen *). So gehört das Pantheon nicht ganz der Vergangenheit, noch weniger der Gegenwart; es ist nicht ganz heidnisch, noch weniger christlich; und vor Allem, es harmonirt nicht mit seiner Umgebung. Wenn es uns dennoch auch so und hier entzückt, welchen Eindruck würden wir davon empfangen, erhöben sich die corinthischen Säulen seines Pronaos aus der Trümmerwelt des Forums, oder besser noch aus den grünen Rasen und den bunten Blumen eines sonnigen Plateau's auf dem Gipfel des Palatin oder des Cölius?

Dahin, zu jenen Hügeln und Plätzen, deren Namen wie mächtige Zauberworte an unser Ohr schallten, eilte ich jetzt durch den endlosen Corso, dessen oberes Ende den glänzendsten Theil von Neurom bildet, dem festungsartigen, finsteren Palazzo di Venezia vorüber, der, wie so viele andere, aus den Steinen gebaut ist, die das Colosseum entbehren

---

*) Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

konnte. Dann die Cordonate, die beiden niederen Treppen hinauf zum Capitol, unter dem man sich trotz aller Warnungen, doch immer wieder einen Berg vorzustellen geneigt ist. Weder die ägyptischen Löwen am Fuße der Treppe, die Corinne mit Recht bewundert, wenn auch einer meiner Begleiter ihnen als im manierirten Sphinxstile gearbeitet, allen höheren Kunstwerth absprechen wollte, noch die sogenannten Trophäen des Marius auf dem Säulengeländer, oder die berühmte Reiterstatue Marc Aurels auf dem Platze des Capitols, und die colossalen Gestalten des Nils und der Tiber vor dem Palaste des Senators konnten mich einen Augenblick aufhalten, so schlug mir das Herz vor ungeduldiger Begierde nach dem Anblicke Alt-Roms. Endlich erreichte ich den Clivus Capitolinus, vor mir lag das Forum romanum, darüber hinaus der Palatin und das Thal, welches sich zwischen Palatin und Esquilin nach dem Lateran hin erstreckt. Im letzten Strahl der Abendsonne glänzen die zahlreichen Trümmer der Tempel, Basiliken und Triumphbögen, die Riesenmassen des Colosseums und die düsteren Mauern der Kaiserpaläste. Die drei Säulen von der allein erhaltenen Ecke des Saturnustempels, die Halle des Tempels des Vespasian, die Säule des Phocas, weiterhin die drei herrlichen corinthischen Säulen vom Tempel der Minerva streben vor mir auf in einsamer Größe aus dem jahrtausendjährigen Schutt. Die Ausgrabungen, welche noch fortwährend stattfinden, und welche die allmälige Verwischung der Unebenheiten und die Bekleidung der Schutthaufen des Forums und des Clivus Capitolinus mit einer lebendigen Pflanzendecke verhindern, geben den Trümmern das Ansehen, als seien sie die Reste vor Kurzem zerstörter Gebäude. Nur weiterhin, jenseit des Minerventempels, weiden noch die Kühe das üppig dem humusreichen Boden entsprießende Gras und beweisen, daß der Name der Viehweide oder vielmehr des Kuhfeldes (Campo Vaccino), der in neuester Zeit selbst im Munde des römischen Volkes wieder der alten stolzen Be-

nennung des Forum Romanum zu weichen beginnt, noch immer der passendere von beiden ist. Einen wunderbaren Eindruck macht es, fast mit einem Schritte aus dem Volksgewühl der Stadt an diese Stätte der Oede und Verwüstung, aus dem Leben der Gegenwart unmittelbar an den Schauplatz einer unendlich fernen Vergangenheit zu treten. Nicht Alles ist hier schön oder gar der modernen Kunst unerreichbar, wie entzückte Archäologen uns glauben machen möchten — aber Alles ist großartig, imposant, einer Welthauptstadt, ihrer Macht und ihres Reichthums, des Selbstgefühls ihrer Bürger und Herrscher würdig. Und nun gar das Colosseum, dieser Riesenbau mit seinen warmen, wie von 1800jähriger Sonnengluth entzündeten Farben, dieser Coloß, dem drei oder vier der größten Paläste Roms ihre Entstehung verdanken, und der doch so schlank und leicht geschwungen erscheint, als sei er so in einem kühnen Zuge mit dem Cirkel gezeichnet, so leicht mit seiner ungeheueren Steinmasse aus der Erde emporgewachsen, wie der Riß dazu auf dem Papiere des Architekten entstand. Unwillkürlich gedachte ich bei seinem Anblicke der Peterskirche, die ich in den letzten Tagen so oft von Innen und Außen betrachtet. Beide sind an Größe unübertroffen. Das eine ist eine entsetzlich mißhandelte Ruine, die andere eine mit Gold und Marmor überladene, gehegte und gepflegte Schöpfung der Neuzeit; aber man vergleiche den ersten Eindruck, und man wird finden, daß das Colosseum Jedem einen Ausruf der Bewunderung entreißt; denn die gewaltige Größe, die Kühnheit des Gedankens, die Schönheit des Planes, die Kunst der Ausführung, die Zierlichkeit und Eleganz dieser enormen Massen: alles Das tritt mit einem Blicke vor das Auge, während man sich bei der Peterskirche erst mühsam die Maaße und Gedanken zusammensuchen und abziehen muß und vergleichen. Man kommt zwar auch da endlich zur Bewunderung und Achtung vor den Schöpfern und der Schöpfung; aber es ist eine vermittelte, durch Vernunftbetrachtung und Vergleichung

hervorgebrachte Bewunderung, nicht, wie dort, eine Begeisterung, die beim ersten Anschauen hervorbricht, wie die Quelle aus dem Felsen unter dem Stabe Mosis.

An der Basilica Constantins und am Tempel der Venus und Roma vorbei, dann am Forum Trajans und seiner Siegessäule her kehren wir zurück. Es ist Nacht geworden; düstere Wolken jagen, vom scharfen Winde getrieben, über die Mondscheibe; die gebrochenen Säulenschäfte der Basilica Ulpia werfen verschwindende Schatten über den Weg. Ein herzbeklemmendes Gefühl bemächtigt sich unser beim Anblicke dieser ärmlichen Trümmer, fast der einzigen Ueberreste einer Riesenstadt, eines Riesenvolkes, eines jahrtausendjährigen Lebens. Doch die Erinnerung lebt und stirbt ja nicht mit ihnen; das tröstet. Wenn auch die letzte der drei schlanken corinthischen Säulen des Minerventempels zusammenbräche; wenn auch der letzte sinkende Bogen des Colosseums den Sitzreihen nachstürzte in die Tiefe: Namen und Thaten des römischen Volkes würden ja doch ewig fortleben. Und das haben seine großen Männer gewußt. Das Gefühl, das in jedem Hochstrebenden liegt, sei es ein Einzelner oder eine Nation: „was Du Großes thust, bleibt der Nachwelt, und sie singt Deinen Namen oder doch Deine Thaten und Werke", hat sie getrieben, diese Säulen zu erhöhen, die noch stehen sollten, wenn sich seit anderthalb Jahrtausenden das Grab über dem letzten von ihnen geschlossen hätte. Cicero (pro Archia) leiht diesem Gefühl, diesem Instinct beredte Worte: wir sind Christen und wissen, daß wir das Große um seiner selbst willen thun sollen; aber auch in uns lebt jener Instinct, von dem er redet, und wollen wir ihn verkennen und verdammen, wenn wir sehen, was er geschaffen hat?

Den 30. März.

Gestern Morgen bin ich zum ersten Male (den Besuch auf dem Capitol ausgenommen) aus dem Tiberthale und dem alten Marsfelde hinauf in das Siebenhügelrom gekommen, weil der Himmel nach mehrtägigem Gußregen endlich wieder einmal ein freundliches Gesicht machte. Die spanische Treppe hinauf, deren marmorner Pomp und schwerfällige Bauart auf ein Product der Roccocoperiode deuten, ging ich über den Monte Pincio, den alten collis hortorum über den Viminal nach dem Esquilin und über den Quirinal wieder hinab. Dem kleinen Obelisken vor der Kirche Trinità de' Monti und dem gähnenden Eingange zu den Catacomben vorbei, ging es durch Via Sistina und Felice nach den Thermen Diocletians. Jener Eingang zu dem alten Cömeterium, das sich von Porta Pia bis Porta del Popolo unter der Stadt hin zu erstrecken scheint, macht einen seltsamen Eindruck. Inmitten bewohnter Häuser, inmitten eines lebhaften Stadttheils, öffnet sich plötzlich eine Thür, von außen den anderen gleich, und zeigt einen finsteren Gang, der in die Eingeweide der Erde und zu den Ruheplätzen seit anderthalb Jahrtausenden Begrabener führt. Dieser Contrast zwischen Leben und Tod findet sich in Rom überall und gibt der Stadt hauptsächlich neben den grandiosen Monumenten aller Epochen ihren poetischen Reiz. So könnte man das Rom des Esquilins, Viminals und Cölius hundert Meilen von dem Rom in der Ebene entfernt glauben. Von gartenumgebenen Villen unterbrochen, mit den gewaltigen Resten antiker Bauwerke vermischt, liegen die Häuser meist verstreut, nur hier und da zu Straßen zusammengefügt, an den Abhängen und auf dem Rücken der Hügel. Nicht weniger derselben und fast alle die zahllosen Kirchen, die sich zwischen ihnen bald tief verstecken, bald einsam und großartig emporragen und zum Theil wie S. Maria Maggiore, Santa Prassede, S. Pietro ad Vincula, Santa Pudenziana u. a. in die Urzeiten des Christenthums hinaufreichen, haben bald einzelne Werkstücke, bald

vollständige Säulen, ja ganze Fundamente dieses glänzendsten Stadttheils der Kaiserzeit für sich benutzt und dadurch ein seltsames Gemenge von antiker Kunst und mittelalterlicher Barbarei, von heidnischer Ueppigkeit und Satire und christlicher Glaubensinnigkeit, von schimmerndem Reichthume der alten Weltbeherrscherin und Armuth und Verkommenheit der Gegenwart hervorgebracht. Nimmt man dazu noch die eigenthümlichen landschaftlichen Reize, die der mannigfaltige Wechsel von Thal und Hügel hervorbringt, und die bunten Scenen, die das Volksleben auf Plätzen und Straßen vor uns aufrollt, so ist es kein Wunder, daß ein Spaziergang durch diesen Theil Roms einen Eindruck in uns hervorruft, so neu, so tief und eigenthümlich, wie wir ihn vielleicht auf der ganzen Erde nirgends wieder empfinden würden.

Von den Thermen Diocletians fand ich weniger erhalten, als ich nach den Beschreibungen und Plänen, die ich davon gehört und gesehen, vermuthete. Zwar erkennt man noch die ungeheueren Umrisse der ganzen Anlage, die 3000 Badezimmer umfaßt haben soll; aber von eigentlich bedeutenden Ruinen ist nur die Umgegend der Kirchen Santa Maria degli Angeli und San Bernardo zu bemerken. Der große Michelangelo (von dem ich jedoch zu meinem Schrecken erfahren habe, daß er die abscheulich geschmacklose Porta Pia erbaut hat, ein Werk schon des vollständigsten Zopfes) hat dadurch, daß er den erhaltensten Theil der Ruinen, die sogenannte Pinacoteca zum Querschiff — eigentlich damals zum Hauptschiff — der Kirche degli Angeli machte, denselben der drohenden Zerstörung entrissen. Es macht eine seltsame Wirkung, rechts und links von der Kirche sich die halbzertrümmerten Backsteinbögen fortsetzen zu sehen, oft zu abenteuerlichen Formen zerrissen und zerklüftet, von wildem Gestäude durchrankt und überwachsen. Einen der alten Rundbaue, welche die äußersten Flügel bildeten, hat man in die Kirche San Bernardo verwandelt; aber die furchtbar gähnenden Risse in

der Cassetten-Decke, die ähnlich der des Pantheon gewölbt ist, drohen den nahen Einsturz des Gebäudes.

In Santa Maria d. A. sah ich Salvator Rosa's Denkmal mit der ihm von seinem Sohne gesetzten Grabschrift, deren colossale Hyperbeln nur in der kindlichen Liebe und Verehrung Entschuldigung finden. Der große Maler und Satiriker sieht übrigens in der Tracht des Seicento von dem Meißel eines Künstlers des 18. Jahrhunderts dargestellt, prosaisch und steif genug aus. Sieht man die acht schönen und riesigen Granitsäulen der alten Pinakothek, deren Sockel noch tief in der Erde stehen, so daß man ihnen falsche Basen gegeben hat, und betrachtet man dagegen die aus Ziegelsteinen verfertigten, überstuckten und überfirnißten Säulen des gegenwärtigen Hauptschiffes; sieht man, wie man um der Symmetrie willen genöthigt war, die steinernen Gesimse des Diocletianischen Baues weiß zu überpinseln, damit sie die gypsenen des christlichen nicht ausstächen — dann möchte man zornig fragen, ob denn mit aller Civilisation und Andacht dazu die christliche Kunst Nichts vermochte, als den Schein der alten nachzuäffen und diese selbst zu profaniren, damit der Schein täuschender sei? —

Den 1. April.

Wieder, wie nun schon so manchmal, schaute ich heute Morgen vom Südostabhange des Capitols hinab auf die wüste Fläche des Forums, auf die heilige Straße und das Meer von Trümmern, das sich mit modernen Häusern und hineingeflickten Kirchen in der regellosesten Verwirrung durcheinanderdrängt. Eine Menge von Arbeitern war links mit der Ausgrabung des Concordientempels, rechts mit der Zutagelegung der Basilica Julia beschäftigt. Unten in den tiefen, kellerartigen Gruben, aus denen sich die Basen der antiken Monumente erheben, lag eine bunte chaotische Masse von Trümmern: die kostbarsten Marmorarten, Bruchstücke

von Säulen, Verzierungen, Fragmente von Statuen, verstümmelte Rümpfe, Köpfe und Glieder mit Schutt, Back- und Tuffsteinen vermengt.

An den drei Säulen vorüber, über welche sich die Archäologen noch heutzutage streiten, ob sie einem Tempel der Minerva oder der Dioskuren angehörten, schritt ich den Denkmälern zu, die auf der kleinen Ebene zwischen dem Aventin, Palatin, Capitol und der Tiber gelegen, das alte dem Dienste der unterirdischen Gottheiten geweihte Velabrum der Römer bezeichnen: zunächst nach der Kirche, die noch den alten Namen des Platzes bewahrt, San Giorgio in Velabro. Sie ist eine der uralten römischen Diakonien, aus dem siebenten Jahrhundert. Selten sieht man so deutlich, wie hier, wie sich die christlichen Denkmäler in Rom auf und aus den Resten der heidnischen erbauten. Galt es doch bis in die neueste Zeit nicht für einen Raub, sondern im Gegentheil für eine preiswürdige That, die ehrwürdigen und herrlichen Kunstdenkmäler des Heidenthums zu vernichten und mit ihren Spoliis opimis christliche Tempel oder auch die Paläste der Päpste oft seltsam und grotesk genug zu verzieren. Glaubten doch die Päpste sich entschuldigen und auf den in aller Form vollzogenen Exorcismus hinweisen zu müssen, wenn sie es wagten, die zertrümmerten Obelisken wieder aufzurichten, auf die, den heidnischen Hieroglyphen zum Trotz, ein Kreuz gesetzt ward, so wie man auf der Trajans- und Antoniussäule trotz der kriegerischen Basreliefs die Statuen des Petrus und Paulus aufpflanzte, oder das Colosseum mit den winzigen Capellchen und dem mitten in den Riesentrümmern aufgehangenen Täfelchen: Indulgenza plenaria zur Kirche weihte. In San Giorgio sind die Säulen und Pfeiler der Vorhalle und des Hauptschiffes massiv, die Thürbekleidung des Einganges aus bunten Marmorstücken zusammengesetzt; alte Inschriften und seltsam zusammengewürfelte Fragmente sind in den Wänden eingemauert. Was aber das Schlimmste ist, der schöne sogenannte Bogen der Goldschmiede (denn es ist eigentlich nur

ein Durchgang mit flacher Decke) ist zum Theil in den Mauern der Kirche vergraben. Die Goldschmiede und Viehhändler ließen ihn dem Septimius Severus und seiner Familie zu Ehren errichten, und es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man hier wie auf dem Triumphbogen des genannten Kaisers auf dem Forum, Namen und Bild des Geta ausgekratzt sieht. Der Anblick führt uns die Geschichte jener Zeit zum Erschrecken deutlich vor Augen, zumal wenn man, wie ich, gerade vom capitolinischen Museum herkommt und die Büste des Brudermörders betrachtet hat, die einen solch' unverkennbaren Ausdruck teuflischer Bosheit trägt, daß man unwillkürlich davor zurückfährt, als habe man einen Basilisken gesehen.

Wenige Schritte weiter nach dem Flusse zu steht der sogenannte Janus quadrifons, ein plumpes, viereckiges, aus Marmorquadern aufgeführtes, mit zahlreichen Nischen versehenes und ehemals wohl sehr prächtiges Gebäude, das aber jetzt, zumal in der schmutzigen Umgebung, alles Schmuckes beraubt, voll tiefer Löcher, mit zerstörten Gesimsen, einen trübseligen und fast widrigen Anblick bietet. Ob auch hier unsere Vorfahren in den Kaiserzeiten, wie am Colosseum, die Kupfernägel herausgearbeitet und so dem Ganzen das unauslöschliche Gepräge der Verwüstung aufgedrückt haben? Uebrigens wird das Bauwerk, ehemals eine Halle für die Kaufleute des Forum boarium, jetzt durch die Art seiner Benutzung seitens der Bewohner der Umgegend fast unnahbar gemacht und bildet eine würdige Vorbereitung zu der Cloaca maxima, dem einzigen wohlerhaltenen Werke der königlichen Zeit, die ich jetzt zu besehen ging. Unter neueren Backsteinbögen her gelangt man, unfern des Janus, auf schmutzigem Wege zunächst zu dem unterirdischen Kanal, durch den — man weiß nicht recht, von wo — krystallhelles Wasser, der Kloake zufließend, den Schmutz derselben fortwährend in die Tiber führt. Weiter rechts sah ich den großen Bogen der Kloake selbst mit seinen mächtigen (sogenannten cyklopischen)

Travertinquadern. Aber verflacht wie er an und für sich schon durch die Erhöhung des Tiberbettes ist, dessen Sand ihn zum großen Theile ausfüllt, hatte sich jetzt durch die furchtbaren Regengüsse der letzten Zeit ein Pfuhl stehenden Wassers davor gebildet, über den der Bogen kaum eine Elle hoch hinausragte, so daß von einer Annäherung keine Rede sein konnte. Ich wandte also meine Schritte rechts dem bekannten Vesta- oder (nach Bunsen) Cybele-Tempel zu, einem der besterhaltenen Heiligthümer des alten Roms, den ich so oft schon in allen möglichen Tag- und Nachtbeleuchtungen abgebildet gesehen hatte. Aus der Ferne macht das kleine Rund, dessen Säulen, bis auf eine, noch sämmtlich aufrecht stehen, weniger den Eindruck der Verwüstung, als die übrigen Gebäude des classischen Roms. Kommt man aber näher, sieht man das elende spitze Ziegeldach statt der Kuppel und des marmornen Säulengebälkes; sieht man die backsteinerne Ergänzung der zertrümmerten Cella, deren unterer Theil von weißem Marmor noch steht; sieht man die zerstückten und entstellten Akanthusblätter der aus einst weißem, jetzt schmutziggelbem Marmor bestehenden Säulen, die fast ganz in der Erde vergrabenen oder zerstörten Stufen, dann wendet man sich bald mit einem Seufzer schmerzlicher Enttäuschung wieder ab. Die Sehnsucht, die ein Jeder fühlt, der das Alterthum und seine Kunst liebt, eines, auch nur ein einziges Gebäude aus jenen Tagen unangetastet zu finden, bleibt hier wie überall ungestillt, und es gehört viel dazu, bis man sich gewöhnt hat, diese furchtbar mißhandelten Ruinen nur als eine landschaftliche Zierde zu betrachten.

Unweit des Vesta-Tempels, neben der Kirche Santa Maria Egiziaca, dem sogenannten Tempel der Fortuna virilis, erheben sich die düstern Ruinen eines Gebäudes, in dem die Volkssage das Haus des Pilatus gefunden hat. Die Ciceroni hingegen erklären es für die Wohnung des Letzten der Tribunen, Cola di Rienzo, (warum, wissen sie freilich selbst nicht) — und nach Bunsen und Platner hat man allen Grund

anzunehmen, daß es das Haus jenes Crescentius war, der zu Ende des zehnten Jahrhunderts Rom seine Unabhängigkeit von Kaiser und Pabst wiederzugeben und Otto III. die Spitze zu bieten versuchte. Seit 5 Jahrhunderten ist das Bauwerk eine Ruine aus Ruinen, denn der Architekt im Mittelalter baute und schmückte sein Werk mit dem Raube des Alterthums. So mögen diese Trümmer mit ihrer dreifachen historischen Erinnerung als ein Sinnbild gelten für die ganze Stadt, die eben so bunt zusammengesetzt, eben so verfallen, eine eben so reiche Quelle für die Volkssage und für die historische Forschung, und zugleich eben so räthselhaft ist, wie sie. —

Den 5. April, Abends.

Eben komme ich von einem Ausfluge nach den Titusthermen und den Ruinen des Palatinischen Berges zurück, so müde und erschöpft zwar, daß ich kaum die 118 Stufen zu meinem Cinquième in Via della Croce hinaufzukommen wußte, aber doch zugleich so aufgeregt von all den neuen Wundern, die ich dort geschaut, daß noch an keinen Schlaf zu denken ist.

In den Titus- oder eigentlich Trajansthermen (denn der erstgenannte Kaiser hat sie wohl kaum begonnen), zwischen Cölius und Esquilin, unweit des Colosseums gelegen, ist Alles Masse, Finsterniß: ein kellerartiges Gewölbe stößt an das andere, in labyrinthischer Folge. Eine feuchtkalte Stickluft weht euch daraus entgegen, und es will euch nicht in den Kopf, wenn der Custode euch demonstrirt, daß ihr euch jetzt mitten in dem goldnen Hause Nero's befindet, das vom Palatin herüberreichte, während ihr statt Gold und Marmor und plätschernder Springbrunnen, statt prachtvoller Malereien und Mosaiken und lichter farbensprühender Gärten nichts gewahrt als schmutzige düstere Gewölbe, von deren Wänden höchstens der Salpeter blitzt. Freilich, wenn zu-

weilen mitten in einem der hohen finstern Corridore der Führer auf sein 30 Fuß langes Schilfrohr ein paar Lichte steckt und damit die feuchte Decke beleuchtet, so erscheinen euch geschmackvolle Stuccaturarbeiten und wunderbar erhalten, hier und da noch in voller Frische glänzende Malereien, denen, wie es heißt, Raphael und seine Schüler die Muster zu den Ornamenten der Loggien verdanken. Oder, wenn ihr plötzlich die Nische vor euch seht, wo einst die Gruppe des Laocoon gestanden haben soll*), und wo noch die anmuthigen Umrisse einer Venus, vor der ein pfeilbewaffneter Amor steht, mit der classisch schönen Form der ganzen Nische und den Ansätzen der bunten Marmorverzierungen an die Zeit der Kunst und der Pracht mahnen — da überkommt es euch seltsam, als ob ein Blitz mit rasch verfliegendem Streiflicht die Vergangenheit plötzlich erhellte. Aber nachher erscheint das Dunkel der Gegenwart nur um so trostloser.

Wie das Licht hereinfiel in diese furchtbaren Steinmassen, ist kaum begreiflich; es scheint, man badete immer bei künstlicher Erleuchtung. Nach außen findet sich eine große Thür und ein Fenster darüber vor jedem Gemache; aber im Innern oft kaum ein Luftloch von Zimmer zu Zimmer, wenn nicht etwa das Licht von oben hereinfiel oder die Fenster später vermauert sind. In einer Abtheilung der halbcirkligen Corridore, die dem Palast vorgebaut sind, ist ein furchtbarer Wust antiker Brocken von aller Form und jedem Gebrauch aufeinandergethürmt. Das Ganze macht jedenfalls einen trüben, herzbeengenden Eindruck, und ich war froh, als das Tageslicht wieder durch die Eingangsthür sichtbar wurde und unser Führer die Fackel aus gedrehten Wachskerzen verlöschte.

Ganz anders war es auf den Trümmern der Kaiserpaläste. Zwar bieten auch sie von Außen her ein, wenn oft

---

*) Sie wurde in einem andern Theile der Thermen, in der Nähe der Sette Sale aufgefunden.

malerisches, doch schreckhaftes Bild gänzlicher Zerstörung. Das Auge erblickt da nur unförmliches Gemäuer, düstere Bogengewölbe mit gähnenden Spalten, oberhalb deren bald ein einzelner Bogen sich freistehend überschwingt, öfter ein fester gemauerter Eckpfeiler einsam aufsteigt. Tritt man aber durch die unscheinbare Thür mit der Inschrift: Ingresso alle rovine del palazzo dei Cesari*), ersteigt man auf der modernen Treppe, zwischen Kohlfeldern und Erbsenpflanzungen hindurch, die Höhe der gewaltigen Substructionen, und lagert sich dort oben auf dem flachen Vorsprunge, auf dem rauhen Travertin- und Gypsboden, den ehemals die prachtvollen Marmorplatten der Kaisersäle deckten: dann empfindet man einen milderen, harmonischeren Eindruck. Die Trümmer um uns her scheinen nun kein Bauwerk mehr von Menschenhand, sondern seltsam gestaltete Felsen, ein Spiel der Natur: leuchtender Goldlack, welcher der Gluthfarbe, mit der die sinkende Sonne das Gestein anstrahlt, siegreich Trotz bietet, wehende Lentiscusbüsche, Spargel- und Fenchelstauden bilden oben eine dichte Decke von lebendigem Pflanzenwuchs. Wir überlassen es gern den Archäologen, mühsam, Buch, Cirkel und Richtmaß in der Hand, dem alten Plane dieser verworrenen Trümmermassen nachzuspüren; alle Kunst und seine kühnsten Hypothesen werden den Palast selbst unserer Einbildungskraft nicht mehr lebendig machen können. Zu sehr haben diese traurigen Reste alle und jede Form verloren, als daß es je gelingen könnte, die Lücken auszufüllen. Aber wir bedürfen dessen auch nicht. Es genügt uns zu wissen, daß wir lagern, wo einst Cicero wohnte; wo Augustus erst ein bescheidenes Haus besaß, wo ihm das römische Volk das Palatium erbaute; von wo Caligula seine Brücken über die Tempel des Forums nach dem Capitol schlagen ließ; von wo Nero sein goldenes Haus bis an den Fuß des Esquilins hin ausdehnte; wo Domitian, wenn er vom Würgen ausruhte, seine in üp-

*) Eingang zu den Ruinen des Palastes der Cäsaren.

pigster Pracht des Morgenlandes prangenden Gärten anlegte — daß wir an dem Orte ruhen, wo drei Jahrhunderte lang das Schicksal der bekannten Welt entschieden ward, dem Centrum, dem Herzen der römischen Universalmonarchie, dem Schauplatz aller jener Gräuelthaten, von denen uns Tacitus und Sueton berichten und die wir als Kinder schon mit Schauder und Unwillen angehört. Aber im Anblick des duftigen Albanergebirges und seiner einzig schönen Umrisse, deren Linie sich so unvergleichlich sanft und leicht in die söhlige Ebene der braunen Campagna verliert; unter uns das sonnenbeleuchtete Colosseum, die Thermen des Caracalla; weiterhin der Palast des Lateran und über die Mauern Aurelians hinaus die runden Massen des Mausoleums der Cäcilia Metella und die zahllosen Grabmäler der appischen Straße — und das Alles so sonnig warm angehaucht, daß selbst die alten Trümmergestalten, die sonst so zornig klagend zum Himmel zeigen, zu lächeln scheinen: dann verfliegen alle trüben historischen und archäologischen Grillen und man überläßt sich willenlos dem gewaltigen Zauber, der über diesen gefeiten Räumen liegt, und verfällt in jene weiche unbestimmte und doch selige Träumerei, in welche die ganze heilige Stadt nun schon seit manchem Jahrhundert tief hinein versenkt ist und bleiben wird, bis einst der Talisman, der sie gebannt hält, zertrümmert werden oder aber sie selbst aus dem zeitlichen Schlaf in den ewigen eingehen wird. —

Oben auf der höchsten Terrasse der Ruinen fand ich einige meiner Bekannten, junge Künstler aus dem Norden, beschäftigt eine „Sonnenstudie" zu malen, d. h. das reizende Köpfchen einer kleinen Römerin, Giacinta mit Namen, im Sonnenlicht und auf dem Hintergrunde des blauen Himmels abzukonterfeien. Es war eine wunderbare Gruppe, diese blondlockigen deutschen Maler in verschiedenen Stellungen auf den umherliegenden Steinen sitzend; vor ihnen das braune, schwarzäugige Kind des Südens, zur Seite der alte Vater, eine mächtige Gestalt mit dunkeln, halbverwitterten,

aber markigen Zügen, im schwarzen, spitzen Hute und der Kleidung von Ziegenfellen mit dem malerischen braunen Mantel, wie ihn die römischen Hirten tragen: ringsher die gewaltigen zerklüfteten Trümmer, die riesigen Gewölbe und Strebepfeiler der Paläste, vor uns die ganze Ruinenwelt des alten Roms, die weite sonnige Campagna mit ihren zerstreuten dunkeln Thürmen und Grabmonumenten, am Horizont die duftigen Umrisse der Albaner-, die ernsten und imposanten Massen der Sabinergebirge.

Als die Studie fertig war, ließen wir den Alten goldenen Wein herbeibringen in der ehrwürdigen Amphore, lagerten dort oben zwischen den blühenden Pflanzen und sahen die Sonne das Gemäuer und die Gipfel des Gebirges vergolden, bis ihr letzter Strahl im Westen verglühte, die kalten Schatten des Abends sich auf Stadt und Land niedersenkten und der kühle Luftzug, der vom Gebirge herstrich, uns zum Aufbruch nöthigte.

Wer aber auch hier noch seine nordischen Grillen oder seine tragisch-verdrießliche Stimmung nicht los werden sollte, der setze sich auf der Nordseite des Palatin in dem Klostergarten von San Sebastiano in den Schatten einer der beiden Dattelpalmen oder der hohen Oleander, und während die Sonne ihm unsichtbar hinter dem Hügel niedersinkt, lasse er die Blicke über die hohen Hallen des Colosseums und die Titusthermen, über die Kuppeln und den alten Glockenthurm von Santa Maria Maggiore oder der Kirche „unserer lieben Frau zum Schnee“ hinweg nach den steilen Hängen des gewaltigen Monte Gennaro schweifen, sehe die letzten Strahlen des scheidenden Tages in den Fenstern von Tivoli flammen und das ganze Sabinergebirge in allen Schattirungen vom feurigen Roth bis zum dunkelsten Violett und Ultramarin schimmern: — und bleibe dann trocken, prosaisch und vernünftig, wenn er den Muth dazu hat! —

Den 7. April.

Ich habe heute Morgen einige der schönsten und berühmtesten im Renaissancestyl gebauten Paläste gesehen, um über ihre Architektur etwas ins Klare zu kommen. Aber man findet ihrer nicht zwei, die genau denselben Charakter tragen. Der Palast Massimo (von Balthasar Peruzzi) klein und eng in engen Raum gepreßt, zeigt doch in seinen Verhältnissen etwas von dem Schwung und der Eleganz der Antike, zumal in der Säulenhalle des Eingangs. Der ungeheure Palast Farnese vertritt in seiner großartigen Auffassung, in seinen wirkungsreichen, aber hier und da geradezu plump erscheinenden Massen, Michelangelo oder vielleicht noch mehr seine Schule. Corsini und Colonna sind ganz modernisirt und unbedeutend; nur die Cancelleria (Riario), Albani in Via Felice, Torlonia (Giraud) und wenige andere zeigen den zierlichen, leichten und anmuthigen Styl Bramante's, der sich dem der Venetianer und Palladio's nähert und zu dem der florentinische den stärksten Gegensatz bildet. Vielleicht ist mein Auge noch zu sehr an die strengen und einfachen Verhältnisse gewöhnt, wie sie Strozzi, Pitti und Riccardi, oder an die schönen und leichten und doch soliden und eindrucksvollen Formen, wie sie das Haus, welches ich so lange bewohnte*), aufweist, als daß mir diese großen Wände, die doch meist von Säulen getragen werden, die falschen oft wie aufgeklebt erscheinenden corinthischen Pilaster des obern Stockwerkes und die verhältnißmäßig kleinen und sparsamen Fenster mit dem Rundbogen darüber recht gefallen könnten. Das Ganze hat etwas Unsolides, Theatermäßiges, das mir nicht in den Sinn will. Der ungeheure Palazzo di Venezia freilich mit seinem Zinnenkranz ist ernst und fest genug, aber er schaut nun wieder gar zu finster darein mit seinen schmucklosen dunkelfarbigen Mauern. Dagegen ist die Farnesina, Peruzzi's Meisterwerk, ein wahrer Edelstein. Als

---

*) Der nach Raphaels Plane gebaute Palast Pandolfini in Florenz.

Villino, als Gartenhaus, durfte sie nicht zu schwerfällig gebaut sein und dabei will sie doch nicht leichter und zierlicher erscheinen als sie ist. Sie kommt mir den Bramante'schen Bauten gegenüber vor wie eine schlanke, schöngewachsene Landdirne, welche in ihrem einfachen Gewande die Formen zeigt, wie sie ihr eine gütige Natur verliehen, gegenüber der eingeschnürten, kurzathmigen Stadtdame in der Wespentaille und mit der Schminke auf den Wangen.

Straßen von Palästen, wie man deren z. B. in Genua findet, giebt es, das obere Ende des Corso vielleicht ausgenommen, in Rom so wenig wie in Florenz. Man muß sie oft mühsam genug suchen, und selten liegen sie so günstig, um von Außen eine großartige Wirkung auf den Beschauer hervorbringen zu können. Aber gerade diese Verborgenheit, welche dem schaulustigen Wanderer, der auf gut römische Art aufs Gerathewohl die Straßen durchstreift, stets neue Ueberraschungen bereitet und ihm Wunder der Kunst enthüllt an Orten, wo er sie am wenigsten vermuthet, trägt zu dem eigenthümlichen Reiz, den die großen Städte Hesperiens, und Rom vor allen, auf den fremden Besucher ausüben, nicht wenig bei.

Heute Nachmittag haben wir bei herrlichem Sonnenschein die Gärten Sallusts in der Villa Barberini zwischen Quirinal und Pincio durchwandert. Außer mächtigen gemauerten Grotten, die, wahrscheinlich um das Erdreich zu halten, sich in der ganzen Länge des Quirinals fortziehen und aus denen Strebepfeiler, von unendlich verwachsenem üppigem Gestäude umrankt und fast verhüllt, vorspringen, ist in dem langen und schmalen Thale zwischen beiden Hügeln noch deutlich die Spur eines Circus der Flora erhalten. Da, wo das Haus Sallusts stand, ist jetzt nur eine ebene Fläche mit wenigen Trümmerresten, die mit den Wohnungen der Bauern verschmolzen sind. Aber weiter vorwärts er-

heben sich einige solcher modernen Hütten auf prächtigen Mauern von antiken Backsteinen, größtentheils Netzwerk, und darunter liegt eine mächtige Rotunde, gleichsam ein kleines Pantheon, mit mehreren anstoßenden, halbverschütteten oder mit Ackergeräthschaften der Bauern angefüllten Gemächern. Die Treppe, die daneben in das obere Stockwerk der Thermen (denn als solche geben sich die unteren Gemächer zu erkennen) führte, ist erst in der letzten Zeit zusammengestürzt und der Zugang vermauert. Alles deutet noch auf die alte Pracht und Größe: der Circus der Flora und der Venustempel waren des unzüchtigen Wesens halber berüchtigt, welches dort mit der größten Schamlosigkeit getrieben wurde. Eine schöne Illustration zu der Einleitung des Catilina!

Den 11. April.

Eben steige ich die spanische Treppe vom Pincio herab. Das war ein buntes heiteres Bild, wie man es wohl nur in Rom so sehen kann. Oben in den öffentlichen Gärten, die mit ihrer prächtigen Aussicht über die Campagna jetzt die fashionable Promenade Roms bilden, wimmelte es von Lustwandelnden und Lustfahrenden; eben rollten die Carossen der Fürstin Doria-Pamfili und ihrer schönen Tochter, die Bedienten in scharlachrother Livrey, dann die eines Cardinals, die Diener in blauen Mänteln, der Herr drinnen aber desto scharlachrother, an mir vorüber. Oben auf der spanischen Treppe spielte eine Gruppe Bettler mit dem größten Eifer Mora um Geld, bei jedem vorübergehenden Fremden rasch auseinanderfahrend, um eine Gabe zu erflehen im weinerlichsten Ton und sogleich wieder leidenschaftlich auf einander losschreiend und mit den Fingern arbeitend, sobald er vorbei war. Mitten auf der Treppe lagerte, in wohl nicht unabsichtlich malerischen Stellungen, eine Schaar männlicher und weiblicher Modelle, prächtige Gestalten in ihrer pittoresken

Tracht, auf ihre Schönheit stolz und nicht minder auf ihr Handwerk, das ihnen täglich 1 Scudo einträgt. Das Handwerk gilt auch für vollkommen ehrlich hier; geht doch das kleinste Mädchen nicht ohne männlichen Schutz zu dem Künstler, und was die Verheiratheten thun, darum hat sich ohnedies kein Mensch zu bekümmern, am wenigsten der Ehemann.

Unten auf dem Platze zog eine lange Schaar deutscher Propagandenschüler vorbei, schwarz mit Scharlach; Fremde mit dem unvermeidlichen Förster oder Murray unter dem Arme schlenderten über den spanischen Platz; Miethkutscher fuhren auf und nieder und boten sich mit schreiender Stimme den Vorübergehenden an; vor dem Caffè Nazarri stand ein altes Weib und spielte deutsche Melodien, voran „Schleswig-Holstein meerumschlungen", auf ihrer Drehorgel, während drinnen zwei Harfen-, nicht -Mädchen, denn die giebt es hier nicht, sondern -Jungen zu ihren Instrumenten sangen. Und über alledem lag der heitere glühende Ton der am strahlenden Himmel niedersinkenden Abendsonne, während das Geläut von allen den zahllosen Kirchen herab den Beginn der 24sten und letzten Stunde des Tages verkündete.

Den 12. April.

Der Schmutz dominirt hier in Rom in einem Grade, daß man wirklich ein enragirter Romomane sein muß, um wie mein Freund R. zu behaupten, daß das nie anders werden dürfe, weil Rom sonst einen guten Theil seiner Eigenthümlichkeit und malerischen Wirkung einbüßen würde. Wäre er wenigstens noch auf Straßen und Plätze beschränkt, allein auch das Innere nicht nur der Kaffee- und Speisehäuser, sondern auch der Privatgebäude liefert mehr frappante als lockende Proben davon. Abgelegene Orte, an denen sich oft die schönsten Denkmäler des Alterthums befinden, wie die Umgebung des Vestatempels, sind nicht selten fast unzugänglich

durch die mephitischen Ausdünstungen, die ihnen entströmen. Auch an ihrem Leibe scheinen die Römer, und zumal die Römerinnen, noch weniger reinlich, als die Florentiner. Meine Wirthin, die sich doch immer rühmt, in Hinsicht auf Fleiß, Ordnungsliebe und Reinlichkeit sich vortheilhaft von ihren Landsmänninnen zu unterscheiden, zeigt in ihrer Wäsche oft eine Schattirung, die wie der Farbenton auf dem zerfallenden Gemäuer mancher römischen Villen mehr malerisch, als schmeichelhaft für den Besitzer ist.

Seltsam erscheint es zumal dem Nordländer, daß man in den Kaffeehäusern die Ordnung und Reinlichkeit expreß bestellen und bezahlen muß. Verlangt man nämlich (wie ich zu thun pflege) caffè con crema, pane e burro — Kaffee mit gekochtem Rahm, Butter und Brod, so kostet das 7 Bajocchi, etwa 3 Sgr.; verlangt man dasselbe „separati" „getrennt", so kostet es 14. Der Unterschied ist, daß man im erstern Falle Rahm und Kaffee in einem Glase gemischt und gestoßenen Zucker, im letztern zwei Kännchen, eine Tasse und Zucker erhält, übrigens Alles von gleicher Qualität. Alles das ist natürlich auf die Fremden berechnet, die auf die letztere Weise bedient werden, und, des unreinen Aussehens des ersteren wegen, meist lieber doppelt zahlen.

Wer Rom selbst, sein Leben und Treiben, genau kennen lernen will, darf eben nicht allzuempfindliche Sinne haben. Das gilt par excellence von einem Besuch im Ghetto, wie ich ihn heute Morgen abgestattet habe. Das Judenviertel umfaßt den kleinen Raum zwischen den schönen und großartigen Resten des Porticus der Octavia und der Tiber. Hier, wo man noch die Thore und die Spuren der Ketten sieht, mit denen seine Insassen bis zum Jahre 1848 allabendlich eingepfercht wurden, herrscht ein von dem in anderen Stadttheilen sehr verschiedenes Leben. Die Straßen sind eng, die kleinen, schmalen, aber meist hohen Häuser eng zusammengedrängt, schmutzstarrend und verräuchert. Zahllose alte Kleidungsstücke bilden, überall zur Schau ausgehängt, eine eigen-

thümliche Art von Decoration und erfüllen die Luft mit ihren Ausdünstungen. Dennoch zieht, wenn der Himmel es irgend erlaubt, die ganze Bewohnerschaft die dunstigen Straßen den noch dumpfigeren und düstereren Stuben vor. Hier wie überall sind „unsere Leit" leicht zu erkennen, wenn sie sich gleich durch Haar und Gesichtsfarbe weniger als bei uns unterscheiden. Im Tone und der Modulation der Stimme liegen dieselben Eigenthümlichkeiten, sie mögen nun italienisch oder deutsch reden. Unablässig arbeiten ihre Zungen, zumal die des schönen Geschlechtes, um die Wette mit den Händen. Außer Trödlern sieht man fast nur Flickschneider, Schuhflicker, Hutwäscher und Geldwechsler. Uebrigens befriedigte ich hier meine Neugier nicht umsonst: ein industriöser Sohn Ephraims hatte mir unvermerkt meinen neuen Foulard aus der Tasche gezogen.

Dicht neben dem Ghetto liegt die christliche Kirche, die, bis vor Kurzem wenigstens, die Juden genöthigt waren, einmal im Jahre zu besuchen, um sich ihre Verdammniß vorpredigen zu hören und zu sehen, ob die Erkenntniß bei ihnen nicht zum Durchbruch käme. Die Widerwilligen wurden von Soldaten hineingetrieben. Eine Freske nebst Inschrift (Ich habe gerufen und sie haben nicht gehört 2c.) über der Kirchthür deutet auf die Bestimmung des Gebäudes. Früher ertheilte jeder neugekrönte Pabst dem vor ihm knieenden und ihm einen Tribut überreichenden Vertreter der Judenschaft zur Anerkennung einen Backenstreich; und erst Pius IX. nahm wenigstens für seine Person Umgang von diesem Gebrauche.

Daß übrigens trotz Trödelkram und Kirchenzwang auch das Herz im Ghetto sein Theil verlangt und erhält, davon erhielt ich einen schlagenden Beweis. Im Schatten des Bogens der Octavia, hart an den Marken des Ghetto, fand ich einen jener „öffentlichen Geheimschreiber", die hier bereits durch die langsam fortschreitende Cultur in die entlegensten Stadtviertel verdrängt sind, vor seinem Tische sitzend und

beschäftigt, einer jungen hübschen Jüdin, die dictirend neben ihm stand, einen Brief zu schreiben. Ich war indiscret genug, ein paar Augenblicke stehen zu bleiben, genug, um zu hören, daß es sich hier um eine Liebesepistel voll leidenschaftlicher Ergüsse der Zärtlichkeit und nicht minder leidenschaftlicher Vorwürfe handelte. Dabei sprach das Mädchen aber so rasch, daß es absolut unmöglich war, ihrer Zunge mit der Feder zu folgen. Das ließ sich der Schreiber jedoch keineswegs anfechten; er schrieb weiter, ohne sie zu unterbrechen, mit der größten Gemüthlichkeit und Langsamkeit. Endlich war sie fertig. „Ho finito, date“, sagte sie. „Ma se ho appena scritto il preambolo“, erwiderte Jener. „Date il tempo; ora so tutto, andate pure a casa, vela porto fra mezz'ora.“ — „Ma davvero, sapete tutto, tutto, tutto? bisogna che ci sia ogni parolina, sapete“, versetzte die Schöne. „Non dubitate, lo so come l'Ave Maria.“*) Das war freilich ein Vergleich, der für die schöne Jüdin nicht sehr überzeugend war; doch ließ sie sich beschwichtigen und ging; zwei Minuten später war unser Schreiber schon wieder von Kunden belagert, die bereits lustig darauf los dictirten, während er ruhig seinen Liebesbrief weiter schrieb.

Den 13. April.

Unter allen den deutschen Künstlern, mit denen ich hier in Berührung gekommen bin, ist mir der junge Bildhauer G...i aus Berlin weitaus der liebste. Sein Vater ist ein Carrarese, und in seinen Zügen wie in seinem ganzen Wesen offenbart sich die glücklichste Mischung des deutschen und

---

*) Ich bin fertig, gebt her. — Aber ich habe kaum den Eingang geschrieben. Laßt mir Zeit, ich weiß jetzt Alles, geht nur nach Hause, in einer halben Stunde bringe ich Euch ihn. — Aber wißt Ihr auch Alles ganz genau? jedes Wörtchen muß darin stehen, wißt Ihr! — Macht Euch keine Sorgen, ich weiß es auswendig wie das Ave Maria. —

italienischen Blutes. Im Ausdruck seines Gesichtes liegt, wie in seiner ganzen Auffassung der Kunst und des Lebens, etwas schwärmerisch Ideales. Seine Kunst als ein Priesterthum betrachtend, stößt er alles Unreine und Gemeine mit Verachtung von sich. In dem Wenigen, was sein Meißel bis jetzt geschaffen, offenbart sich der begeisterte Schwung seiner Seele mit ergreifender Gewalt, wenn es ihm auch noch hier und da an der technischen Fertigkeit gebrechen mag. Aber er ist arm, es fehlen ihm die Mittel große Werke zu schaffen, und er versteht es nicht, dem Geschmacke der Zeit auf Kosten seines eigenen zu huldigen oder um die Gunst reicher und hochgestellter Gönner sich zu bewerben; er ist sogar hart und zurückstoßend gegen Alle und Alles, was seiner Natur nicht sympathisch ist. Seine Liebe zum Schönen und sein Haß gegen das Häßliche und Gemeine sind beide leidenschaftlich: es fehlt ihm noch an Würde und Maaß, ja an Gerechtigkeit gegen das Leben und die Menschen. So ist die Besorgniß seiner Freunde nicht grundlos, daß dieser junge und feurige Genius an der gemeinen Prosa des Lebens zu Grunde gehen möge. Sollte sie sich dennoch ungerechtfertigt erweisen, so zweifle ich nicht, daß G...i einst als einer der hellsten Sterne am Himmel der deutschen Kunst leuchten wird.

Heute Morgen waren wir Beide in einer Vigna nahe bei Porta Maggiore. Mitten zwischen den Broccoli- und Fenchelfeldern stehen die wohlerhaltenen Reste eines herrlichen Rundgebäudes, bekannt unter dem Namen eines Tempels der Minerva Medica, höchstwahrscheinlich jedoch einst ein Theil der Thermen des Cajus und Lucius Cäsar, der Adoptivsöhne Augusts. Kaum sah ich noch ein schöneres antikes Bauwerk in Rom, so leicht, frei und edel, und doch so großartig. An Gestalt gleicht es dem Pantheon, an Größe steht es ihm zunächst. Noch sieht man deutlich die Spuren der Marmorplatten, mit denen es im Innern belegt war. Eine Unzahl geschliffener Bruchstücke von Porphyr, Serpentin und vielfarbigem kostbaren Marmor liegen draußen umher oder stecken tief in der Erde des Gartens. Zwischen den Bögen

des Rundbaues befinden sich Nischen für Bildsäulen. Durch die hohen Fenster flattern winkend grüne Ranken zwischen leuchtendem Goldlack und weißen Graslilien. Blühende Acanthusstauden bedecken den Boden. Ueber den grünen Blättern und goldfarbigen Blumen blickt der prachtvolle blaue Himmel durch die gebrochne Decke der Kuppel. Draußen im Garten athmet Alles den tiefsten Frieden. Noch innerhalb der Stadt, möchte man sich meilenweit davon entfernt glauben. Nur einzeln oder gruppenweise erscheinen bald Häuser, Kirchen und Paläste, bald die Bögen der Wasserleitungen, die Trophäen des Marius (das Castell der Aqua Julia) und die dunklen Pfeiler der Porta Labicana. Dort weiterhin steht noch im Garten ein Castell der Aqua Claudia; wir treten hinein: es ist jetzt eine Branntweinbrennerei; aber noch rinnt das Wasser aus denselben Röhren, die einst die kostbaren Marmorbäder der Cäsaren speisten. Am Ende der Vigna liegen wohlerhaltene Columbarien, die uns der Mangel einer Fackel näher zu untersuchen verhinderte. Fernher leuchtet der Schnee von der „Löwin" (Lionessa) herab, nicht mehr weiß, sondern goldig angestrahlt von der Sonne wie Giallo antico. Eine leichte, milde Frühlingsluft wehte; die Ruinen selbst mit ihren tiefen reinen Farbentönen stimmten eher heiter als trübe. Seltsamerweise hatten wir Beide in der Nacht zuvor ängstliche Träume gehabt, deren Erinnerung noch auf uns lastete: vor dem heitern Anblick der alten Kunst und der jungen Frühlingsnatur zerstoben die Nebelgeister. Nur schwer entschlossen wir uns zum Abschied und besahen noch die furchtbar massenhafte, in künstlich plumpem Styl gebaute Porta Labicana (Porta Maggiore). Sie steht wohl 15 Fuß tief in der Erde. Dahinter erhebt sich das bizarre unschöne Grab des Bäckers Eurysaces, wo der Witz des Künstlers oder der Wille des Verstorbenen nicht allein in den Reliefs des Frieses, sondern auch in den Mulden, Backtrögen, Broden und Ofenlöchern, welche der Steinbau nachbildet, das Handwerk des hier Ruhenden hat anschaulich

machen wollen. Rechts und links Reste von Grabmälern; Ruinen überragen die alte Stadtmauer, Ruinen erscheinen in der öden Fläche der Campagna. Innerhalb des Thores stehen zwei Wachthäuser mit Säulenfaçaden. Ihre Giebel erreichen noch nicht die Höhe der Thorbögen, obwohl ihre Vasen hoch über denen des Thores stehen. So winzig erscheinen die meisten Bauten des modernen Roms neben denen des alten. Nur die Peterskirche und der Vatican mögen wetteifern, aber auch nur in der Größe, nicht in der Schönheit. Wie ist es möglich, daß mit Bauwerken vor Augen, wie das Colosseum, das Pantheon und diese Thermen, man Kirchen, Villen u. s. w. bauen konnte, wie die des heutigen Roms es fast ohne Ausnahme sind? —

Den 14. April.

Heute Morgen habe ich eine fromme Wanderung durch einen Theil der Kirchen des ebenen Roms unternommen, aber ohne sehr erquickliche Resultate. Daß Rom Gotteshäuser genug enthält, um jeden Tag des Jahres die Messe in einer anderen Kirche hören zu können, ist eine bekannte Thatsache, und man sollte sich deshalb billigerweise nicht darüber wundern, daß keineswegs alle für den Neugierigen und Kunstfreund ein Interesse bieten. Aber man ist hier arg verwöhnt, und in der That zeigen die Kirchen des Sieben- oder jetzt vielmehr Elfhügelroms, sei es durch Bauart, Alterthum, Lage, Kunstschätze oder historische Erinnerungen fast ausnahmslos wenigstens e i n e interessante Seite. Unten in der modernen Stadt, vom Fuße des Pincio bis zur Tiber über das alte Marsfeld hin, ist es freilich anders; doch gibt es auch hier noch Material genug, den schaubegierigen Fremden tagelang zu beschäftigen.

In Santa Maria del Popolo, nahe am gleichnamigen Thore, fand ich in der berühmten Kapelle Chigi, die nach Raphaels Anleitung erbaut ward und Mosaiken (die Schöpfung

der Himmelskörper darstellend) enthält, zu denen er die Cartons verfertigte, eine merkwürdige Bildsäule des Propheten Jonas. Merkwürdig ist sie nicht nur wegen der eigenthümlichen Auffassung, indem der Prophet hier nackt, im Style der Antike und in allegorischer Auffassung als Symbol der Auferstehung erscheint, sondern auch und mehr noch, weil wir hier ein Bildwerk Raphaels vor uns haben. Der große Maler schuf nicht nur die Idee, er machte nicht nur das Modell, sondern hatte höchst wahrscheinlich sogar an der Ausführung in Marmor Theil, die Lorenzetto unter seiner Aufsicht besorgte. Die Bildsäule zeigt in der That ganz die ideale Auffassung, die edle Reinheit und Würde seiner Gemälde — da ist derselbe hohe Schwung, dieselbe Zartheit der Formen. So umfaßten die größten Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, Raphael und Michelangelo, alle Gebiete der bildenden Kunst: sie waren zugleich Maler, Bildhauer und Architekten. Nur so ward es ihnen möglich, alle Einseitigkeit zu vermeiden und durch die Künste zur Kunst durchzudringen. Und wie in der Kunst, so ist es im Leben. Diese großen Geister der Alten, an die wir hier so tausendfach erinnert werden, sind darum eine so großartig harmonische Erscheinung, weil sie alle Lebensgebiete gleichmäßig durchdrangen. Wir, die Epigonen, staunen sie an; aber wer schwingt sich noch zu ihrer Höhe? Wir verlieren uns im Detail: Viele bringen es so auf einem Lebensgebiete, in einer Kunst, zu einer außerordentlichen Fertigkeit — wo ist aber noch ein ganzer Künstler, wo ein ganzer Mensch zu finden?

Von der Piazza del Popolo setzte ich meine Wallfahrt den Corso aufwärts fort und gelangte über San Carlo und Santa Maria dell' Anima, die Kirche der Deutschen, i. e. jetzt der Oesterreicher, nach Sant' Agostino. In dieser letzteren Kirche steht eine Marmorgruppe von Sansovino, die Jungfrau mit dem Kinde, in kolossalen Verhältnissen, keine von des Meisters besten Arbeiten, aber berühmt als wunder-

thätiges Bild. Wohl 30 Personen sah ich in den wenigen Minuten, die ich dabei verweilte, herbeikommen, um der Madonna den schon halbabgeleckten Marmorfuß zu küssen, eine Handlung, die nach Pius' VI. Verfügung, wenn man zugleich ein Ave Maria zum Besten der Kirche spricht, hundert Tage Ablaß einbringt (si lucra, man lukrirt, ist der Ausdruck der Inschrift). Mutter und Kind sind in der überladensten Weise mit Ketten, Arm- und Beinbändern, mit Kronen, ja sogar mit Leibgürteln von Gold und Silber geschmückt. Das Tabernakel, das sie umgiebt, ist mit goldenen und silbernen, mit Edelsteinen besetzten Kreuzen und ähnlichen ex volo's angefüllt; eben dergleichen bedecken zwischen furchtbar roh gemalten Darstellungen der von dem Bilde vollbrachten Wunder die Wände zur Rechten und Linken. Aber das ist nicht genug; alle die mächtigen Pfeiler der Kirche sind von oben bis unten mit Glasschränken behangen, die so dicht als möglich mit kostbaren Opfergaben, zumal mit silbernen Herzen angefüllt sind. Ich schlage die Summe der letzteren allein eher zu niedrig, als zu hoch auf 10,000 Stück an. Die ganze Kirche sieht aus wie die Schaufenster eines Goldschmiedes. Man weiß nicht recht, soll man sich über diesen frommen Glauben freuen oder über den heidnischen Opferdienst ärgern. Jedenfalls würde ein praktischer Nationalökonom über diese Massen edlen Metalles, die ein im Himmel angelegtes, aber für die Erde todtes Capital repräsentiren, großen Anstoß nehmen.

Den 17. April.

Nirgends vielleicht genießt man das Panorama Roms schöner und vollständiger als vom Thurme des Capitols. Hier, vom Mittelpunkte der Stadt und zugleich von der Grenze des alten und neuen Roms, beherrscht man das ganze Weichbild. Zur Linken erheben sich in langer Reihe der Pincius, Viminal, Quirinal, Esquilin und Cölius; gerade vor uns

der Palatin, zur Rechten der Aventin, und jenseit des Flusses Janiculus und Vatican. Ungehindert streift der Blick nördlich und westlich über die Kuppeln und Paläste, südlich und östlich über die Villen und Ruinen, über die weite Campagna bis zu dem zackigen Gipfel des Soracte, dem hohen Kegel des Monte Cavo, in dem das Albanergebirge gipfelt, dem spitzigen Monte Gennaro und dem scharfen Grat der Lionessa in der sabinischen Centralkette des Apennins, von der noch immer der leuchtende Schneemantel nicht verschwinden will.

Hier kommt uns leicht und unmittelbar der Gedanke, daß wir auf dem Horste selbst stehen, auf dem einst die alte Weltbeherrscherin saß und von wo sie ihre Adler ausfliegen ließ nach allen vier Winden, die Länder ihrem Scepter zu unterwerfen. Steigt man dagegen die niedere Langtreppe zum Capitol hinan, so ist es wahrlich schwer, sich einzubilden, daß man die unbezwingliche Burg erklimme, vor der einst des Brennus und seiner Gallier Anstrengungen zu nichte wurden.

Es war ein prächtig frischer und sonniger Frühlingsmorgen, als ich dort oben stand. Zu meinen Füßen lagen die Tempeltrümmer des Clivus und des Forums; das Sonnenlicht spielte zwischen den schlanken Säulen und spiegelte sich in den neu zu Tage gelegten weißen Marmorplatten, die den Fußboden der Basilica Julia bekleiden. Links ragte die Trajanssäule über die Häuser herüber; daneben erschien die düstere Riesenmauer vom Forum des Augustus und die drei Säulen vom Tempel des rächenden Mars mit ihrem herrlichen, wohlerhaltenen Gebälke; weiter vorwärts die schwachen Ueberreste vom Forum Nerva's; über das römische Forum hinaus die gewaltigen Bögen der Basilica des Constantin und die grottenartige Nordtribüne vom Tempel der Venus und Roma; durch die lichten Wölbungen des Colosseums leuchtete das Blau des Himmels, rechts wurden die Thermen des Antonin und Caracalla mit ihren zerrissenen Massen,

weiter vorwärts die einzelnen Pfeiler und die gähnenden Gewölbe der Kaiserpaläste sichtbar, über denen statt der glänzenden Säle und Säulenhallen die Blumen- und Gemüsefelder der farnesischen Gärten und der seltsame chinesische Bau der Villa Mills (Spada) die Fläche des palatinischen Hügels decken. Noch weiterhin reihen sich zur Rechten und Linken der Via Appia Trümmer an Trümmer: Tempelreste, Triumphbögen, Grabmäler, Wasserleitungen und antike Thore in seltsamem Durcheinander. Auch hier verschwindet das Düstere und Schreckhafte dieser ungestalten Ruinen im Himmelblau, im Frühlingsgrün und Sonnenglanz. Eine hohe Sabbathstille liegt über dem ganzen Gemälde, während von der anderen Seite in seltsamem Contrast das unruhige Gebrause und Getümmel der großen Stadt aus dem wirren Häusermeere empordringt.

Helles Licht und tiefer Schatten wohnen nahe beisammen. Von der sonnbeglänzten Höhe des Capitols stieg ich in die düsteren Kerker hinab, die in den südöstlichen Fuß des Berges gehauen sind. In der kleinen Kapelle, die dem mamertinischen Gefängnisse vorgebaut ist, und dessen Vorderwand verbirgt, liegt unablässig eine Schaar von Gläubigen auf den Knieen vor dem Geländer, das den oberen Stock von der Tiefe scheidet, in der einst Petrus und Paulus gefangen saßen. Riesige Travertinquadern bilden die oberen Mauern; unten ist die Grotte in den Tuffstein des Capitols selbst eingehauen. Aus dem Kerker des Petrus steigt man noch tiefer in eine schaurige feuchte Höhle, in der ein Quell entspringt, der einst, wie es heißt, auf Petrus' Geheiß hervorsprudelte, damit er seine Kerkermeister und Mitgefangenen taufen könne. Ein Schauder erfaßt den Hinabsteigenden, den hier jeder Schimmer des Tageslichtes verläßt, ein Schauder, der nicht nur der feuchtkalten Luft zuzuschreiben ist, die ihn hier anweht. Wie viele Hunderte, ja vielleicht Tausende, mögen hier, seit Ancus Martius und Servius Tullius diese furchtbaren Kerker graben ließen, ihr Leben unter namenlosen

Qualen ausgehaucht haben! Hier war es, wo Jugurtha den Hungertod starb; wo die Genossen Catilina's bei Fackelschein nächtlich erdrosselt wurden; hier wurden, wenn der triumphirende Feldherr über das Forum dem Kerker vorüberzog, die fremden Häuptlinge und Könige, seine Gefangenen, erdrosselt und an eisernen Haken zur Schau für das blutdürstige Volk hinaus auf das Forum geschleift. Könnten diese Steine reden, diese dunklen Peperinquadern der Decke, durch deren schmale Oeffnung der spärliche Lichtstrahl fällt, welch lange Reihe von Greueln würde der Historiker noch in das moralische Schuldbuch des Römervolkes einzutragen haben!

Den 20. April.

Der alte Oberbergrath B. (es macht Einem beiläufig einen seltsamen Eindruck hier in Rom, einen so langen deutschen Titel wie „Oberbergrath" zu hören) meinte neulich, was Schönes an den hiesigen Villen sei, das habe die Natur gethan, auf der Menschen Rechnung aber komme sehr wenig. Da kann ich dem guten Manne denn doch nicht ganz beistimmen. Freilich, wüst und verwildert genug sieht es in den meisten Gebäuden aus. Aber das ist doch nur Unordnung und Nachlässigkeit in der Pflege des einmal Geschaffenen, keineswegs ein Naturzustand. Im Gegentheil, die Kunst hat häufig ursprünglich nur zu viel Theil daran, und fast überall dominirt noch selbst im Verfall der Geschmack des 17. Jahrhunderts, der selbst die Natur nach den bizarren Launen der damaligen Mode zuzustutzen liebte. Die Maler aber, die nun überhaupt in Rom die entschiedensten Anhänger des Bestehenden sind, finden auch die Villen meist unverbesserlich. Einem unbefangenen Laien freilich möchte ein schöner, im englischen Geschmack angelegter Garten mit hohem Baumschlag weit lieber sein, als diese halb künstlichen, halb natürlichen Wildnisse, in denen Jene freilich ihre und ihres Pinsels Rechnung finden. Vielleicht haben sie darin Recht, daß

der jetzige Zustand zu dem ruinenhaften wüsten Charakter der Umgebung am besten paßt. Doch darf man im Ganzen mit Recht behaupten, daß die römischen Villen — abgesehen von den Kunstschätzen, die sie enthalten, und von den herrlichen Aussichten über Stadt und Land — hinter ihrem Rufe zurückstehen. Unter denen, welche ich bisher gesehen, steht Villa Ludovisi auf dem Pincio obenan. Abgesehen von der reichen Sammlung in engem Raume zusammengehäufter antiker Bildwerke, unter denen allen der berühmte Junokopf intensiv wie extensiv weit vorragt, und von dem Pavillon mit dem herrlichen Rundblicke, den Guercino's und Dominichino's schöne Fresken schmücken, ist sie entschieden die schmuckste, bestgehaltenste, in ihren Parthieen mannigfaltigste mit reichem Wechsel von breiten schattigen Laubgängen, Blumenplantagen und saftiggrünen Wiesen, dabei belebt von Gethier mancherlei Art. Großartiger, aber weniger freundlich und gepflegt ist Villa Doria-Pamfili auf der Höhe des Janiculus, mit ihrem Pinienwalde, ihren weiten mit zahllosen vielfarbigen Anemonen geschmückten Grasflächen, ihren Cactus und Agaven und dem schönen Blicke auf die Peterskirche und den Monte Mario. Die prächtigste von allen war früher Villa Borghese vor Porta del Popolo, deren Gärten jetzt wüst, deren Gebäude halbzertrümmert liegen wie die kleine ihr einverleibte Villa Raphaels, seitdem die Kanonen der Franzosen 1849 gegen die neue römische Republik donnerten. Villa Albani, Winkelmanns berühmter Sitz ist weitläufig und reich an Kunstschätzen, trägt aber in der Anlage der Gärten den französischen Zopfstyl am deutlichsten an der Stirn. Villa Mellini auf dem Monte Mario ist wüst und öde, hat aber den Vortheil, die höchstgelegene von allen zu sein. Reizend ist die kleine Villa Wolkonsky in der Nähe des Laterans mit ihren blühenden Rosenhecken, ihren Lorbeer- und Laurustinusgebüschen, in denen die Nachtigallen schlagen, und zu Terrassen und Kiosken umgeschaffenen mit Grün und Blumen umrankten Trümmern der Aqua Claudia, von denen das Auge,

über Aurelians halbzertrümmerte Mauer und über die verstreuten Gräber der Campagna hinweg streifend, auf den dunkeln Steineichenwäldern von Frascati ausruht. Auf der andern Seite des Lateran nach dem Colosseum zu liegt die noch kleinere Villa des Archäologen Campana, die ich heute Morgen besucht habe. Es ist ein gar liebliches Fleckchen Erde voller Grün und Blumen mit verschwenderisch dazwischen ausgestreuten Büsten, Urnen und Gypsabgüssen der besten Bildwerke, die sich herrlich von dem saftiggrünen Grunde des Rasens und Laubes abheben; belebt von Schwänen, Tauben, Pfauen und allerhand anderem Gevögel — kurz eine ganze Idylle; nur Alles gar zu liliputisch in den kleinsten Raum zusammengedrängt: alle möglichen Park- und Villen-Anlagen in Miniaturausgabe; winzige Bassins als Seen; kleine unterirdische Zellen als pompejanische und etruskische Hypogäen mit absichtlich verdorbenen Wandmalereien und gemaltem Netzwerk unter dem künstlich abgesprengten Kalkbewurf; Tempelchen, Springbrunnen und Treibhäuser, die doch auch wieder Antikenkabinette sind. Dennoch, trotz dieser kleinlichen Ueberladung, ist es schön dort, wenigstens an einem sonnigen Frühlingstage, wenn man von der staubigen Straße und ihrem geschäftigen Treiben in diese stillen freundlichen Räume tritt. —

Den 25. April.

Gestern kam ich am späten Abend mit G...i auf dem Rückwege aus dem Lokal des deutschen Künstlervereins an der mondbeleuchteten Fontana Trevi vorüber. Wie die herrlichen Bögen der alten Aquäducte, welche nach allen Seiten hin die Campagna durchsetzen und die Hügel im Innern der Stadt erklimmen und überragen, so sind auch die zahlreichen Brunnen klaren und frischen Wassers, deren lebendiges Rauschen zur stillen Nachtzeit die ganze Stadt durchtönt, einer der vielen eigenthümlichen Reize, die Rom vor allen andern

mir bekannten Städten voraus hat. Es ist wie die fröhliche Stimme der ewig jugendfrischen Natur, welche die alte Ruinenstadt mit ihren muntern Tönen belebt und erheitert und den allzuernsten und trüben Eindruck sänftigt und mildert.

Wir blieben einen Augenblick stehen und schauten dem Spiele der Lichtstrahlen zu in den schwingenden ewig bewegten Wellen des großen Beckens und in dem herrlichen Wasserbogen, der in reicher Fülle unabläßig zu den Füßen Neptuns hervorquillt, und betrachteten die weißen Marmorstatuen, die so seltsam abstachen von den dunkelgrauen Felsblöcken, denen das Wasser entströmt, daß man sie fast für belebt hätte halten mögen.

„Gehen wir noch zu dem Colosseum" sagte ich, „das muß ein herrlicher Anblick sein in dieser klaren Vollmondnacht." G...i war müde und abgespannt; aber der bloße Gedanke elektrisirte ihn; er drückte mir schweigend die Hand, und fort ging es durch die dunklen, einsamen Straßen über das Forum Trajans, durch die gebrochnen Hallen der Basilica des Friedens dem Colosseum zu. Als wir den letzten Absatz von der Schutthöhe, welche jetzt die Area des Doppeltempels der Venus und Roma deckt, herabsprangen, sahen wir eine zahlreiche Gesellschaft, den Custoden mit der Fackel voran, die Treppen zu den höheren Stockwerken hinansteigen. In einem Augenblicke waren wir bei ihnen und standen bald auf der Plattform des ersten Umganges, von wo ich zum ersten Male den mächtigen innern Raum und die ehrfurchtgebietenden Massen, die ihn umgeben, mit einem Blicke überschaute. Nur die Natur bietet Aehnliches und Größeres. Die Alpenthäler von Grindelwald und Lauterbrunnen mit ihren hereinragenden, silberschimmernden Schneeriesen, machen einen unmittelbar mächtigeren Eindruck; aber von einem Bauwerk von Menschenhand sah ich Nichts, was sich auch nur entfernt dem Bilde hätte vergleichen lassen, das sich hier vor meinen Augen entfaltete: unten die weite hellerleuchtete Arena mit ihren weißen Kapellen, die, so störend sie am

Tage erscheinen, jetzt sich harmonisch dem Ganzen einfügten und als die Grab- oder Denksteine der hier Geopferten gelten konnten. Darüber „in weiter stets geschweiftem Bogen" Gewölbe über Gewölbe, die scharfen Ecken der mannigfach geborstenen und zertrümmerten Wände sanft gemildert durch das weiche Licht des Nachtgestirns, nur hier und da aus den dunklen Schattenmassen scharf vorspringend, während die Hauptlinien, in der reinen und gefälligen Form der Ellipse, gleichsam versöhnend das Ganze begränzen und umzirken. Durch die falben Lichter, die alle Hauptumrisse deutlich erkennen ließen, während sie doch das störende Detail verhüllten, erschien das Ganze zu noch riesigeren Verhältnissen ausgedehnt, als es schon in der Wirklichkeit aufweist. Wir stiegen höher hinauf in das zweite Stockwerk — seltsam blitzte der rothe Schein der Fackel mit grellem Lichte durch die düsteren gewölbten Gänge oberhalb der Kaiserloge, an deren fernem Ausgange das sonst weiße Mondlicht an den dunklen Mauern wie ein Ueberzug von geschmolzenem Golde leuchtete. Oben beherrschte der Blick weithin die Gegend, auf der ein weißer Duft wie der magische Schleier der Nacht lagerte. In der Ferne erschienen deutlich, mattgeschliffenem Silber vergleichbar, die malerischen Linien der Sabiner- und Albanergebirge. Noch höher hinauf ging es, bis wo über uns die riesenhaften Travertinblöcke die Grenze der Mauer und der Anfang des das Ganze krönenden Hauptgesimses bezeichnen. Unterhalb derselben springen, noch wohlerhalten, die Träger vor, an denen einst das Riesenzelt befestigt war, welches die zahllosen Zuschauer, die die zusammengestürzten Sitzreihen bevölkerten, vor den Gluthen der südlichen Sonne schirmte. Ihr Anblick ruft plötzlich den Geist ab von der Gegenwart, und die rege Einbildungskraft beginnt die öden Räume zu beleben, und mitten in dem todten Schweigen der Mitternacht vernimmt sie das wogende Rauschen der bewegten Volksmenge, den Klang der Waffen der streitenden Gladiatoren, das Wuthgebrüll der Löwen und

Tiger in den Zwingern, das Aechzen der Sterbenden und das wilde Beifallsklatschen des blutdürstigen Volkes, wenn der Besiegte mit der Todeswunde niederstürzend, noch im Verröcheln den gut dressirten Sklaven zeigt. Ist es doch, als wehten aus den mondbeleuchteten Büschen in den Bögen dort gegenüber die langen, weißen Schleier der Vestalinnen von ihrem Ehrenplatz herab — ja, mir ist es, als sähe ich hier unter mir das feine boshafte Lächeln des jugendlich schönen Wütherichs Nero, wie er spöttisch den besiegten, um Gnade flehenden Gladiator zurückweist; als hörte ich zwischen dem Rufen der Eule aus dem Gemäuer und dem Gesange der Nachtigall aus den Orangengebüschen der nahen Gärten den ernsten Todesgesang der christlichen Märtyrer hinter den vergitterten Zellen ihrer Kerker, wo sie der furchtbaren Stunde harren. Da erweckt mich der Freund aus meinen Träumen; die Uhr des Capitols verkündet die Mitternacht; schon leuchtet der rothe Glanz der Fackel tief unter uns; kalt und schaurig weht die Nachtluft von den Schneegebirgen herüber. Zwischen den duftenden Stauden des Goldlacks und den dunkeln Lentiscusbüschen, in denen der Nachtwind flüstert, eilen wir die gebrochnen Stufen hinab und ziehen über die öden Trümmerhaufen des Forums an den ernsten, verwaisten Säulen seiner zerfallenen Tempel vorüber auf den Platz des Capitols, wo noch immer das bronzene Reiterbild Marc Aurels seinem Volke den Frieden verkündet, und weiter zwischen den Rossebändigern und den Trophäen des Marius hindurch, deren Bedeutung selbst die entarteten Enkel nicht mehr verstehen, und die ihnen wahrlich, verständen sie sie, nur als eine bittere Ironie sich offenbaren würde, in die schweigenden Straßen des neuen Roms. Warum drängt sich gerade hier und jetzt ein deutsches, vaterländisches Lied auf unsere Lippe und hallt im Echo der stillen Nacht von den Mauern des venetianischen Palastes wieder? —

Den 28. April.

Ich habe an Tasso's Grabe gestanden und die Zelle betreten, in welcher der Dichter den letzten Athemzug seines leiden- und wechselvollen Lebens verhauchte. Eine pompöse und bombastische Inschrift seines Gönners, des Cardinals Bevilacqua, verkündet an der Wand der Klosterkirche von Sant' Onofrio am Abhange des Janiculus, daß die Füße des Lesenden hier auf Tasso's Grabe ruhen. Blickt er hinab, so liest er auf der kleinen Marmortafel in einfachen, aber eben deshalb unendlich eindrucksvolleren Worten, wie die Klosterbrüder diesen Stein über dem Grabe eingefügt, damit die Nachwelt die Ruhestätte des großen Dichters nicht vergebens suche*). Zahlreiche, von eitlen Besuchern verfaßte und nicht zu ihrem Ruhm unterzeichnete Knittelverse sind rings an der Wand zu lesen, wenn man die Geduld dazu hat. Ich stieg die Klostertreppe hinauf und schritt an dem kleinen, aber lieblichen Madonnenbilde Leonardo da Vinci's vorüber, welches, eine des Ortes würdige Zierde, in dem Gange hängt, wo sich die Thür der Sterbezelle öffnet. Diese selbst ist luftig und geräumig; der Blick aus dem Fenster umfaßt das Häusermeer der Stadt, St. Peters Dom, den Monte Mario und die Tiberufer bis zum Hochgebirge hin. In der Mitte des Zimmers steht die Wachsbüste des Dichters, nach seiner Todtenmaske abgeformt. Freilich sind es schon die Formen des Leichnams — und wer sähe den Dichter nicht lieber in der Blüthe des Lebens, mit dem Ausdruck jener schwärmerischen Begeisterung, die seine Gedichte beseelte? Dennoch ruht auf den feinen, scharfen und charakteristischen Zügen noch der volle Ausdruck des ritterlichen Minnesängers. In einem Glasschranke an der Wand stehen und hängen Reliquien aus seinem Leben: das hölzerne Tintenfaß, in das er seine Feder getaucht, die mit

*) Torquati Tassi ossa hic jacent. Hoc ne nescius esses hospes fratres hujus eccl. pp. MDCI.

dem schwarzen Stoff in so glühenden Farben zu malen verstand; die Bastschärpe, mit der er sein Gewand gürtete und ein Spiegel, dessen er sich zu bedienen pflegte. Auch die plumpen, alterthümlichen Sessel, und der Schrein mit den seltsamen Holzfiguren gehörten schon zum Hausrath des Gemaches, als Tasso hier die letzten 25 Tage seines Lebens verbrachte. An der Wand hängt ein modernes und mittelmäßiges Bild, seinen Tod darstellend, ein Bruchstück eines Briefes von seiner Hand, worin er einem Freunde ein Liebeszeichen sendet (nach dem Inhalt ein Gedicht); eine Zeichnung der Eiche, deren entlaubter und gebrochner Stamm im Klostergarten noch immer den Namen der Tasso-Eiche trägt, und ein Entwurf des Denkmals, das man ihm zu setzen beabsichtigt. Auch frische Lorbeerkränze sind rings aufgehängt; denn man hat hier vor wenigen Tagen den Jahrestag seines Todes (25. April 1595) feierlich begangen. Zu dem Denkmal ist noch gar wenig eingekommen, und der Mönch, der uns umherführte, meinte, wenn es nicht besser gehe mit den Sammlungen, würde der Plan wohl nie zur Ausführung kommen. Er zeigte, erzählte und beschrieb uns Alles sehr genau; aber von des Dichters und seiner Werke wahrem Wesen hatte der arme unwissende Klosterbruder natürlich nur sehr unvollkommene Begriffe. Er sah in ihm nur den dichterischen Verfechter des Christenthums, und auf dieselbe Auffassung deuteten die vielen, im Kreuzgange zur Festfeier aufgehangenen Denktafeln. Sie feierten ihn ganz besonders als den Sänger der christlichen Liebe. Ach, die Liebe, die ihn bald glücklich, bald elend machte, die ihn endlich in dem Augenblick, als er den langersehnten Triumph feiern und festlich die Dichterkrone empfangen sollte, auf das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder erstand — das war nicht die christliche, allgemeine, geistige Liebe. Welch bittere Klagen mögen von den schmucklosen Wänden dieser Zelle wiedergehallt haben! Und doch mußte es ein Trost sein, an solchem Orte zu sterben, während die Frühlingssonne ihre

goldigen Lichter durch die kleinen Scheiben hereinwarf und draußen die Kuppeln und Ruinen vergoldete, und auf den grünen Abhängen des Monte Mario und auf der weiten, welligen Fläche der Campagna spielte. Theilnehmende Menschen und Freunde umgaben das Sterbelager Dessen, der im Leben so oft von Allen verlassen gewesen war; der Friede des Frühlingsabends lag über der herrlichen Natur, die dem Sterbenden noch zuzulächeln schien, wie um ihm den Abschied vom Leben freundlicher zu gestalten und den schweren Schritt leichter zu machen. Er hatte viel geliebt und viel gelitten, wohl nicht ohne eigene Schuld; aber in seiner friedlichen Todesstunde athmete schon die Versöhnung der Zukunft. — Ich verließ die Zelle tief bewegt und schenkte den schönen Fresken von Domenichinos Hand, welche die Façade des Klosters schmücken, nur einen flüchtigen Blick.

Den 3. Mai.

Gestern ist endlich das des schlechten Wetters halber so lange verschobene deutsche Künstlerfest zu Stande gekommen. Seit langer Zeit alljährlich bei der Wiederkehr des Frühlings von den Deutschen in Rom veranstaltet und von Künstlern aller Nationen Europa's mit begangen, war seine Feier der römischen Revolution und ihrer Folgen wegen mehrere Jahre unterblieben. Endlich hatte die päpstliche Polizei die Erlaubniß wieder ertheilt; die Feier sollte ganz in alter Weise stattfinden; nur war, statt der Cervarogrotten, in denen sie früher stattfand, die Stelle, wo die alte Nachbarstadt Roms, Fidenä, lag, zum Festplatze gewählt worden.

In der ersten Morgenfrühe brachen R. aus Mecklenburg, G...i und ich nach Ponte Salara über den Anio auf, von wo sich der Zug nach dem Festplatze in Bewegung setzen sollte. Schon in den Straßen der Stadt bemerkte man nach dem Thore zu ungewöhnliche Bewegung von Wagen, Reitern und Fußgängern. Außerhalb der Porta Salara, zu der die

lange öde Straße von Piazza Barberini aus führt, herrschte bereits ein buntes Leben. Hier hielten die Eseltreiber mit ihren Thieren, etwa 36 an der Zahl, meist gar ruppiges Gesindel, Menschen wie Thiere, die letzteren mit allen möglichen Surrogaten von Sätteln bedeckt; hier und da, als großer Luxus, auch wohl mit aus Stricken gedrehten Steigbügeln versehen. Jeder Treiber pries das seine nach Kräften, zumal natürlich Diejenigen, die noch keinen Miethscontrakt mit R., unserem Cohortenführer, abgeschlossen hatten. Jeder Reiter wollte natürlich das beste Thier haben, und Freund R. hatte große Noth, den Einen zu wehren und die Anderen zu befriedigen. Nach und nach jedoch trabte Einer nach dem Andern ab, so gut es ging, der Brücke zu. Gar Viele aber bereuten bald, sich andern Beinen als den ihrigen anvertraut zu haben; bald wollten die störrigen Thiere nicht fort, bald schlugen sie hinten aus, versuchten, sich einander zu beißen oder gar noch Schlimmeres, und vergebens war Zuruf, Zügelriß und Schlagen der meist ziemlich ungeübten Cavaliere. Mein Thier, eines der muthigsten und kräftigsten, trug einen zusammengelegten Sack statt Sattels, welcher oben mit einer dicken Eisenschnalle festgeschnürt war. Es ist unnöthig, die Folgen dieser Befestigungsart auseinanderzusetzen, genug, daß mir das Reiten auf lange Zeit dadurch verleidet wurde.

Am Ponte Salara angelangt, wo sich ein mittelalterlicher Thurm über den Resten eines antiken Grabmals erhebt, empfingen uns die beiden Trompeter der Eselreiterei (O. Begas und Sußmann) mit einem Tusch ihrer riesenhaften Hörner, die vor wenigen Wochen noch auf der Stirn eines Campagna-Stieres gesessen hatten. Die Kunst war nicht groß, der Ton mehr kräftig als harmonisch; aber er stimmte zum Ganzen. Während wir absaßen, erschienen nach und nach die Fußgänger, die Reiter zu Pferde, die Wagen und der Train, d. h. die Karren, welche die Speisevorräthe, die Weinfässer, die Küchengeschirre und die Garderobe führten.

Die Cohortenführer und sonstigen Chargirten verschwanden im Hofe des Gebäudes und erschienen nach kurzer Zeit verwandelt in allerlei, mit weit mehr Erfindungsgeist als Aufwand zusammengesetzten Phantasiecostümen. So hatte der Maler Souchon, Cohortenführer des Fußvolkes, Etwas von einem ritterlichen Kriegshelden des 16. Jahrhunderts in seinem kurzen schwarzseidenen Rocke, den Paletot statt spanischen Mantels an der Schulter mit einem Bande befestigt, gelben Halbstiefeln, blauweißer Schärpe und mächtigem kreuzschwertförmigem Stocke mit Silberpapier überklebt, mit übergeklapptem Hemdkragen und goldener Schnur um den schwarzen Hut, von dem eine Straußfeder winkte. Reinhold in gelbem Ledercollet, Koller, hohen gelben Stiefeln und einer Gummi-Regenkappe nebst rothweißer Schärpe sah mit seiner hohen, kräftigen Gestalt, der riesigen Stirn und dem langen rothen Barte gar phantastisch, aber malerisch genug aus. Andere trugen Jäger-, noch andere altdeutsche Costüme; die meisten aber hatten ihrem Alltagsanzuge durch irgend eine seltsame Ab- oder Zuthat ein eigenthümliches und oft gar absonderliches Ansehen gegeben. So ein Franzose, der in feinem Frack und schwarzer Weste ganz einfach seine Beinkleider weglassend unter der eleganten Modekleidung enge Unterhosen von scharlachfarbiger Wolle zum Vorschein brachte. Die Gensdarmen, deren es wohl ein Dutzend gab, trugen ellenhohe zweispitzige Papphüte, auf denen eine halbgeleerte Foglietta den Namen des Souveräns vertrat; dabei gewaltige breite Schwerter von Holz in den Händen schwingend. Wer sonst gar Nichts aufzuweisen hatte, der hatte doch wenigstens seine vielfarbigste Kleidung angelegt, trug den grauen und spitzen breitrandigen Filzhut und den Blechbecher an einer Schnur oder einem Bande um die Schulter. Die Eselritter führten außerdem eine mächtige pappene Palette, auf die mit großen Lettern das Wort Fidenae gemalt war, als Schild am linken Arm.

Jetzt sprengt der Gensdarmenoberst, auch Generaladjutant (der dicke Baier Schweinfurt) im Galopp heran und

ruft: Aufgesessen! der Präsident! — Ein gewaltiges Durcheinander folgt dem Commandoruf: die Trommeln des Fußvolkes, die Hörner und Trompeten der Reiterei, furchtbare Ya-Salven der von den schauerlichen Tönen erschreckten Esel machen einen Höllenlärm. Alles stößt und drängt sich auf der engen Straße: Hier fällt ein Esel mitsammt seiner Last in den Graben, dort galoppirt ein Anderer reiterlos davon; die Cohortenführer sprengen und laufen vom Einen zum Andern, schreiend und scheltend — endlich ist das große Werk gelungen: die Infanterie steht im Halbkreis um ihren Führer geschaart; die Eselreiterei hat auf der einen Seite der Straße nicht ohne große Anstrengung eine einigermaßen gerade Linie gebildet, die Cavallerie ihr gegenüber Posto gefaßt. Der Präsident (Hollpein aus Wien) erscheint in einem von 4 tüchtigen Rossen gezogenen Wagen; ein allgemeiner Tusch, Trommelwirbel und donnerndes Hurrah empfängt ihn; er antwortet rings grüßend, erhebt sich und winkt Stille. Es ist eine kräftige Gestalt, der der üppige schwarze Bart, der gleichfarbige Hut mit der goldenen Tresse, der faltige Sammetrock mit der Bajoccokette und die weiße Florschärpe gar wohl stehen. Er redet mit tönender Stimme die versammelten Schaaren erst in deutscher, dann in französischer Sprache an, führt ihnen die Bedeutung des Festes vor die Seele, welches gleichsam das frohe Wiedererwachen der Natur nach dem Winterschlafe in seiner naturgemäßen Wirkung auf das Herz des Künstlers, der ja der Natur so nahe stehe, versinnbilden solle, ermahnt zu Lust und Frohsinn, verpönt aufs Strengste jedes ernste und finstere Gesicht, droht in diesem Falle mit sofortiger Arretirung durch die Gensdarmen, verheißt aber seinen getreuen und fröhlichen Unterthanen seine Huld und den fleißigen Zuspruch seiner Ganymede. Dann vertheilt er die Orden, große dreifarbige Malteserkreuze an die Würdenträger, nämlich die Cohortenführer, den Spielwart (Haiden), den Obermundschenk (Brunn), den Küchenmeister (Klingelhöfer) und den Musikmeister (Reinthaler).

Während er sodann die Cohorten mustert, erschallen, vom vollen Chor gesungen, die Töne des Cervaroliedes von Reinik: „Welch Gewühl auf Roma's Hügeln, welch Getös am Viminal"; die Bajoccoorden am blauen Bande werden vertheilt, und der Präsident giebt die Losung „zum Frühstück!" — Alles springt von den Thieren herab und umdrängt die Ganymede, welche theils mit großen Schüsseln voll kalten Fleisches und hartgekochter Eier, theils mit mächtigen irdenen Weinkrügen beladen erscheinen. Die frische Morgenluft — ein dichter Nebelschleier liegt über der Campagna — hat den Appetit geschärft, und die Ganymede haben alle mögliche Mühe, ihre Gaben nur einigermaßen gleichmäßig zu vertheilen. Jeder sucht ein Plätzchen, so gut es eben geht; ich lagere mich neben G...i auf den Boden, meinen Paletteschild als Schirm gegen die Strahlen der durchbrechenden Sonne benutzend, zwischen uns den fabelhaften Luxusartikel einer Düte mit Salz, die nicht wenige Schmarotzer herbeilockt. Hier und da benutzt ein anderer hypercultivirter Sybarit ein Taschenmesser; von Gabeln und dergleichen ist natürlich so wenig die Rede, wie von Gläsern.

Das Frühstück ist mit zauberhafter Schnelligkeit beendet; die Sänger treten in einen Kreis um ihren Musikmeister zusammen und stimmen ein frohes Marschlied an: „Frisch ganze Compagnie"; die Cohorten werden geordnet: voran die Wagen, dann die Reiter zu Pferd, die Eselcavallerie, endlich das Fußvolk, dazwischen der Wagen des Oberganymeds, der in ungeheueren Epheuranken fast versteckt ist und über den sammt seinen Humpen ein Anderer zum Schutz einen riesigen chinesischen Sonnenschirm ausgespannt hält. Alles geht in schönster Ordnung vor sich; eine Musikbande hat sich von selbst eingefunden und marschirt der Infanterie voran, den Tambour zuweilen ablösend. Dazwischen tönen allerlei muntere deutsche Kraftlieder alten und neuen Styls in oft nicht sehr harmonischem Durcheinander. Die Eselcohorte hält mannhaft zusammen, obwohl noch zuweilen ein überkühner Ritter den Boden küßt;

die Pferde- und Fußcohorten bewegen sich in wohlgeschlossenen Colonnen wie alte Soldaten, wenn gleich Gesang, Ruf und Gelächter, die aus den Reihen tönen, eben keine strenge Disciplin verrathen. Die Sonne brennt heiß und heißer; unendlicher Staub wirbelt auf von der vielbetretenen Straße. Da öffnet sich rechts ein grüner Thalkessel zwischen felsigen Tuffhügeln, von deren höchsten herab schon der Fahnenträger grüßend sein Banner schwenkt, während sich seine Gestalt frei und dunkel von dem hellen Hintergrunde abhebt. Die vordere Colonne schwenkt ab; die Reihen brechen sich, um den engen und steilen Weg hinaufmarschiren zu können; über die blumenbedeckten Wiesen defiliren wir mit Hochrufen vor dem Wagen des grüßenden Präsidenten vorüber; dann lösen sich die Züge auf, und Jeder sucht sich ein Plätzchen, wo es ihm gefällt.

Der Festplatz selbst, unfern Castel Giubbileo, 5½ Miglie vom Thore, ist trefflich gewählt. Steile Hügel schließen ein länglichrundes, von einem Graben durchzogenes Wiesenthal ein. Auf der anderen Seite der Straße zieht die Tiber in weitem Bogen durch die Ebene, bis weithin gegen Fiano und Civitella hin sichtbar. Die nahen Thalgehänge überragend, erscheinen die Berge von Veji, während diesseit der Straße ein sanft abgeflachter grasiger Hügel die Aussicht schließt. An seinem Fuße finden sich die sparsamen Trümmer der alten Fidenä. Von Nordosten her streckt der Monte Gennaro sein hochragendes Haupt zwischen den nahen Hügeln hervor.

Am felsigen Abhange eines der Hügel ist ein großes Zeltdach aufgeschlagen. Dort ist das Hauptquartier, wo zumal die älteren Cervaroritter, so wie mehrere Damen, die das Fest nicht haben versäumen wollen, sich um den Präsidenten schaaren, während die Jüngeren sich bunt über Ebene und Abhang zerstreuen, oder die nächsten Spitzen erklettern, um die Aussicht und das bunte Schauspiel unten besser zu genießen. Inzwischen langen noch Nachzügler an und neu-

gierige Fremde beider Geschlechter, Landleute aus der Umgegend, Cigarren- und Apfelsinenverkäufer, Limonadenschenker und Bettler; nach und nach sammelt sich am Eingange des Thales eine Wagenburg, und die 180 Theilnehmer, an dem Bajoccoorden kenntlich, verschwinden fast unter der Menge.

Jetzt verkündet ein Signal der Hörner und Trompeten den Beginn der olympischen Spiele. Schon hat der Präsident unter dem für ihn am Abhange errichteten Baldachin Platz genommen; zwei Schildknappen halten ihm zur Seite, während die Häupter des Heeres einen stolzen buntschillernden Halbkreis um ihn her bilden. Der Spielmeister, kenntlich an den wallenden Straußfedern und der etwas keifenden Stimme, durchsprengt auf kräftigem Roß die zerstreuten Schaaren und ruft Freiwillige auf, um den Preis des kleinen Eselrennens zu kämpfen. Bald seht ihr eine bunte Menge auf der Jagd nach den freiweidenden lieben Thierchen, die es zum Theil gar übel vermerken, daß man sie so plötzlich und unwirrsch in ihrer Mittagsmahlzeit störe. Hier schnallt Einer den Sattelgurt fester; dort bewaffnet sich ein Anderer wohlweislich mit einem scharfen Rohr-Fragmente, um im Nothfalle das störrige Thier zu behandeln wie der Kornak seinen Elephanten. Nach und nach hat sich Alles jenseit des Grabens gesammelt; das Zeichen wird gegeben, und ein Rennen beginnt, das wegen der dem Esel angeborenen Gemüthlichkeit mit weit weniger Gefahr verbunden ist, als ein englisches Steeple-chase um die steilen Ufer des See's von Agnano, von dem mir jüngst ein Freund erzählte. Sind aber die Thiere faul und bedächtig, so machen die Reiter hingegen heldenmüthige Anstrengungen, den Preis zu erringen. Zügel, Stock und Ferse genügen nicht zum Anspornen; ja das scharfe Canna-Ende bringt noch kein Resultat, welches der begierigen Ungeduld entspräche — da drängt sich der Treiber herbei, faßt „die Westseite" seines Thieres mit Händen oder Schultern und schiebt es fort mit gewaltiger Kraft mitsammt seinem Reiter, der den Deus ex machina nicht bemerkend, auf seinen

Renner und seine Reitkunst stolz, am Ziele abspringt und sich tief vor dem Präsidenten verneigt, der ihm mit einer passenden Lobrede den wuchtigen Lorbeerkranz auf das Haupt drückt. Den beschwerten Kopf hoch tragend, von Freunden und Clienten umgeben, eilt der Sieger nach dem Zelte, wo der bewundernde Blick schöner Augen seiner harrt. In seinem stolzen Einherschreiten liesest Du das Bewußtsein, daß das Vaterland ihn feiert, so weit seine Gauen reichen, daß er dem Namen der Vaterstadt ewige Berühmtheit gesichert hat. Er hat nicht Zeit, seiner unglücklichen Nebenbuhler zu gedenken, die nach und nach am Ziele anlangen, glücklich, wenn sie ihr Mißgeschick unbemerkt im großen Haufen verbergen können, wenn nicht ein unvorhergesehener Sturz beim Durchreiten des Grabens oder die störrige Unbotsamkeit ihres Renners sie dem Hohngelächter dieses spottlustigen Griechenvolkes überliefert hat.

Dem Eselrennen folgt ein Wettlauf zu Fuß; dann eine Probe der Armkraft: wer den Ger am weitesten zu schwingen und wer damit das ungeheuere Auge des gemalten Recensenten zu treffen vermöge. Da ich aber meiner abgeschriebenen Stahlfeder weder den kühnen Adlerflug der pindarischen Muse, noch Corinna's lieblich-kräftige Weisen, die den alten Meister aus dem Sattel hoben, noch Vater Homers malerisch-behagliche Breite einzuflößen vermag; so überlasse ich sublimeren Geistern dieser und der folgenden, ewig denkwürdigen Kämpfe Beschreibung.

Horch! ein neues Signal — ein Kanonenschuß! Es ist der Gruß, den der unten vorüberziehende Tiberdampfer den Feiernden zuruft. Von der Höhe des Felsens tönt ihm die Antwort. — Hurrahgeschrei von hier und von dort, von Oben und Unten. Aber kaum ist der Dampf des letzten Schusses in der Ferne verweht, kaum hat das Schiff in langsamem Laufe die nächste Krümmung überwunden, da tönt von Neuem ein dreifacher Signalschuß von dorther, wo das flackernde Feuer am gähnenden Eingange der Grotte die Nähe der

Feldküche verräth. Kommt einen Augenblick mit mir dorthin, es ist ein gar ergötzlicher Anblick. Freilich, der Zugang zu diesem Eden muß erkämpft werden: rings umlagern es Eseltreiber, Bettler und anderes hungerige Gesindel, nach Essen schreiend wie die jungen Raben, während vor dem engen Eingange zwei Gensdarmen mit gezogenen Schwertern nur den Küchenoffizianten und Ganymeden Zutritt verstatten. Dort unten in der düsteren Halle aber haus't Karl, der Schreckliche, rings umgeben von seinen Waffen, als Fässern und Körben, Kannen und Kisten, Töpfen und Schüsseln in wildem malerischem Durcheinander. Da tritt der Küchenmeister heraus, stolzen Schrittes, mit dem Amtsstabe rechts und links das zudringliche Volk fortschiebend; ihm folgen die Ganymede und Truchsessen, die einen mit großen Humpen voll funkelnden Weines, die anderen schwankend unter der edlen Last fleisch-, brod- und schinkenbeladener Schüsseln. Wahrlich, kein Leichtes war es, ungefährdet mit so kostbarem vielbegehrtem Gute die wolfshungerige Menge zu durchschreiten! Aber seht, schon eilt Alles rascheren Laufes unter das Zelt, wo weiße Tücher über den grünen Rasen gebreitet sind — eilen wir nach! kaum gelingt es, noch ein Plätzchen zu erobern, wo wir zusammengekauert auf orientalische Weise sitzen. Da erscheinen die Schenken — die Unglücklichen! Kaum lassen sie sich am Rande der Tafel blicken, so empfängt sie wildes verworrenes Geschrei: Mir her! — Hier ist noch Alles trocken! — Donnerwetter, hier ist kein Bissen Brod! — und während sie sich vergeblich bemühen, die zahllosen Wünsche zu befriedigen, fallen die nächsten mit Nichts schonenden unnahbaren Händen über den Inhalt der mächtigen Gefäße her, und ehe die armen Vertheiler wissen, wo sie anfangen sollen, sehen sie zu ihrer Bestürzung, daß ihnen Nichts mehr bleibt, als eine leere Schüssel.

Neugierige Söhne und Töchter Albions, Galliens und Hesperiens — denn eine ganze Reihe eleganter Equipagen mit betreßten Dienern steht dort unten am Rande der Wiese

aufgefahren — umdrängen und lorgnettiren die auf dem Boden Lagernden, sprachlos vor Erstaunen über das unerhörte Schauspiel, dessen sie Zeugen sind. Doch „als nun die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war", giebt der Präsident ein Zeichen: der Musikmeister ruft seine wackere Schaar herbei, und bald erschallen die Töne des herrlichen Mendelssohn'schen Liedes: „Wer hat dich, du schöner Wald". Da hättet ihr sehen sollen, wie Engländer, Franzosen und Italiener in Entzücken geriethen, wie sie da capo riefen, einmal über das andere, und wie des Beifalls gar kein Ende werden wollte. Es war eine Huldigung, der deutschen Musik und dem deutschen Männergesang dargebracht, um so gewichtiger, je unwillkürlicher und allgemeiner sie war.

Als die letzten Töne verhallt waren, lagerten sich bunte Gruppen um die vollen Humpen mit dem rothen Blut der Rebe; die Blechbecher klangen lustig zusammen; Lied und Jubelruf und frohes Gelächter stiegen überall empor, bis der Abend des langen Maitages heraufdämmerte und auf das Commandowort des Präsidenten Trommeln und Trompeten zum Abmarsch riefen. Freilich, an strenge Ordnung und Mannszucht war da nicht mehr zu denken; dafür aber wollte des Jubels kein Ende werden, und die stillen Straßen der alten Roma hallten von dem ungewohnten Klange deutscher Lieder und deutscher Fröhlichkeit. Kein Mißklang störte die Freude des deutschen Frühlingsfestes bei der ewigen Stadt im Herzen Italiens, das in seiner reinen harmlosen Lust und in seinem humoristisch-poetischen Charakter vielleicht einzig dasteht in der ganzen Welt. — —

Olevano, den 8. Mai.

Da liege ich auf dem Gipfel des Sandsteinhügels, halb vergraben zwischen den hohen Stauden der baumartigen Haide und blühendem Ginster; um mich her leuchten die purpurfarbigen Blumen großblüthiger Orchideen, und der

wilde Thymian erfüllt die Frühlingsluft mit seinen Düften. Vor mir sitzen die Gefährten, beschäftigt das alte Städtchen und die großartigen Höhenzüge, die uns umgeben, zu skizziren. Endlich hat der scharfe Hauch des Nordosts, von den hohen Kämmen herabbrausend, das dichte Nebelgewölk verjagt, und der Himmel zeigt uns wieder ein hesperisch lächelndes Antlitz, nachdem wir drei Tage lang so dicht in den Wolken gesteckt, als warteten wir im Juli auf dem Blocksberge oder dem Rigi auf schönes Wetter und Aussicht.

Nördlich und östlich erheben sich die mächtigen, vielfach zerrissenen Ketten des Central-Apennins, der Sabina, an deren Abhang wir lagern; nach Südosten stürzt ihr letzter Vorläufer, der Monte Serrone, dessen ragenden Gipfel noch dichtes Gewölk umlagert, mit breitem Abhang in das Thal von Valmontone und Anagni ab, jenseit dessen im Süden und Südwesten die massigen Züge der Volskergebirge, in zartem Hellblau schimmernd, uns die Aussicht auf die Meeresebene und die See selbst versperren. Westlich tritt der letzte hohe vulcanische Kegel der Albanerberge hervor, zwischen sich und den Bergen von Palestrina nur eine schmale Oeffnung frei lassend, durch welche ein Theil der Campagna sichtbar wird. Zunächst über uns aber steigt ein wunderlicher Felsgrat, die Serpentara, auf, dem riesigen versteinerten Rücken eines vorweltlichen Unthiers vergleichbar. Auf seinem untern Ende drängen sich die Häuser von Olevano dicht an- und übereinander, als hielten sie sich eins am andern fest, um nicht den steilen Abhang hinunterzugleiten. Es ist ein seltsames altes Bergnest, dies Olevano, mit seinen engen finstern Hohlwegen statt Gassen, deren Pflaster der natürliche Felsboden bildet, seinen tunnelartigen stockfinstern Durchgängen unter den Häusern, seinen halsbrechenden Treppen und Abstürzen inmitten der Straßen, seinen zerfallenden alterthümlichen Steinhütten, seiner bunten, schwatzhaften, bettelnden Bevölkerung, deren Fruchtbarkeit, nach der fabelhaften Anzahl halbnackter Kinder zu schließen, welche die

„Signori Inghilesi“ schreiend verfolgen, mit ihrem Vermögen im geradesten Gegensatze stehen muß. Originell genug ist Alles hier, und an hübschen Vorwürfen für den Genremaler kein Mangel, auch billige Zeche und gute Verpflegung in der „Künstlerkneipe“ außerhalb des Ortes zu finden; aber es wollte uns doch in den 3 Tagen bei dem Hundewetter, das keinen Ausflug gestattete, schier zu viel werden, und selbst das Piastrella=Spiel mit den colossalen 5=Bajocchistücken, die jetzt die Stelle der Silbermünzen vertreten, konnte die Langeweile nicht immer bannen.

Ueberhaupt hat uns Jupiter Pluvius die Reise durch die Sabina etwas verdorben, wenn es auch an schönen Momenten, zumal an den ersten Tagen, keineswegs fehlte. An einem warmen sonnigen Morgen von Rom aufgebrochen, besuchten wir zuerst die Kaiservilla Hadrians am Fuße des Gebirges, deren colossale Trümmer selbst Dem noch Erstaunen und Bewunderung einflößen, welchen die Ruinen der Hauptstadt an die riesenhaften Verhältnisse der Kaiserbauten gewöhnt haben. Und welche Lust war es, zwischen ihnen zu wandeln durch diesen prachtvollen Blumen= und Blätterschmuck des regenreichen Frühjahrs, zwischen dem schimmernden Grün der Stauden und Sträucher, die mit ihren luftigen Ranken die grauen Steine umarmt hielten und so neckisch um sie herumflatterten, als wollten sie sich über die alten griesgrämigen Ruinen lustig machen. Dann ging es hinauf zwischen den knorrigen Olivenbäumen, mit deren Fruchtsaft vielleicht schon Horaz seinen Salat würzte (sublimer Gedanke!), durch die schmutzigen Gassen des alten Tibur, wo wir (natürlich zwischen den Säulen des Sibyllentempels, diesem poetischesten Speisesaale der Erde) mit Adelheid von Stolterfoth, der Dichterin vom Rheine, dinirten und nach Gebühr schwärmten; und wieder abwärts zum Sturze des Teverone, wo das alte verräucherte Haus stand mit der hohen Pinienkrone darüber, von dem Gaudy so lieblich singt; und in die schaurige Grotte Neptuns tief unten im Felsgeklüft; und, wieder zum

Lichte geboren, jenseit der Thalschlucht, in die der Anio niederbraust, zu Horazens Villa im Olivenwald, in deren Substructionen jetzt die Kühe wohnen, die den begeisterten Wanderer aus seinem Odenschwung herausblöken, und weiter, den lustig vom jenseitigen Abhang herabschäumenden Cascatellen vorüber, den Berg von Neuem hinauf, durch die düsteren Hallen der alten Villa des Mäcenas, jetzt eine Werkstätte Vulcans, die nur der Glanz der Hochöfen und Eisenheerde mit rother Gluth durchleuchtet, zu der Villa d'Este mit ihren vielhundertjährigen Riesencypressen und den verwilderten Gärten, den versiegten Springbrunnen und verödeten zerfallenden Palästen. Erst am zweiten Tage konnten wir uns von diesem Orte losreißen, wo die großartigsten Naturerscheinungen sich mit zahllosen Erinnerungen und Resten der Vorzeit vereinen, den fremden Wanderer zu fesseln. Dann ging es ostwärts, den Anio hinauf auf der Via Valeria, durch das fruchtbare Thalgelände am Fuße des ragenden Monte Gennaro hin nach Vicovaro und weiter, der Versuchung widerstehend, aus dem links im Gebirge quillenden fons Blandusiae classische Begeisterung zu trinken, unter Cervara her, dem scheinbar unerreichbaren Felsennest, das himmelhoch über dem Thale, dem Hinaufschauenden fast unbegreiflich an dem kegelförmigen Gipfel hängt, nach Subiaco, dessen hohe Feste weit in das gewundene Thal hinausblickt. Auch hier war uns der Himmel noch günstig genug, daß wir nicht nur die classische Schönheit der am Himmelfahrtstage in ihrer reizenden Landestracht in und vor der Kirche versammelten Sabinerinnen bewundern, sondern auch die ärmlichen Reste von Kaiser Nero's Prachtvilla besuchen, und eine der großartigsten und romantischesten Landschaften im Apennin durchwandernd, zu dem wunderbaren, halb ober- halb unterirdischen Kloster des heiligen Benedict am Felsabhang hinanklimmen konnten, in dessen Nähe, ehe man den ehrwürdigen Hain immergrüner, mit schmarotzendem Farrnkraut bedeckter Eichen betritt, die frommen Fürbitten für die Ketzer Englands

und Deutschlands in Riesenlettern auf den umherliegenden grauen Felsblöcken zu lesen sind. Aber am folgenden Tage verkündete ein ermattender Scirocco den Einbruch der Donnerstürme: die Schleusen des Himmels ergossen sich mit solcher Gewalt, daß wir auf unserm Wege nach Olevano nur mit Lebensgefahr die ausgetretenen Bäche und Flüßchen der Thäler durchwaten und die schlüpfrigen Felsenpfade emporklimmen konnten, die zu dem alten Städtchen Civitella hoch oben auf dem nackten Gebirgskamme führen. Undurchdringlich dichtes Gewölk hüllte uns ein, aus dem nur die grotesken Gestalten der Felszähne, die rings um den Berggipfel wie die Zacken am Morgenstern emporstarren, hier und da hervortauchten. Seitdem ist heute der erste schöne Tag wieder, und wir haben beschlossen, da die Zeit drängt, direct über Palestrina, wo wir noch den altberühmten Riesentempel der zukunftkundigen Fortuna und die Felsentrümmer der alten Präneste sehen wollen, nach Rom zurückzukehren. —

Nemi, den 16. Mai.

Das war eine heiße Wanderung von Ariccia herauf über Genzano und oben auf der Berghöhe durch den glühenden Lavasand im Halbkreise um den See bis hierher nach Nemi. Aber der Lohn ist größer als die Mühe. Wir sitzen vor dem Gasthause des Städtchens in kühler, von Buchsgewinden gebildeter, mit trocknem Ginster gedeckter Laube. Die grünen Gewinde bilden nach vorn heraus zwei Bogen, durch welche zunächst der Abhang des Berges erscheint, mit Oliven- und Obstbäumen besetzt, während weiter unten blühende Wiesen sich zum Seeufer hinabziehen. Rechtshin zeigt sich ein steiler, terrassenförmiger Abhang; erst eine Gruppe von Cypressen, dann dichtes, dunkles Gebüsch und epheuumranktes Gemäuer, von hohen Steineichen malerisch überhangen, ganz oben die grauen Häuser des Bergstädtchens selbst, mit dem alten, halb in Trümmern liegenden Schlosse beginnend. Gerade vor,

aber 900 Fuß unter uns, schimmert der prächtige, fast kreisrunde, dunkelgrüne Nemisee, der Spiegel der Diana, in deren heiligem Haine wir uns befinden; wie der See von Albano der wassergefüllte Krater eines urweltlichen Vulcans, von kesselförmig ausgehöhlten, bald felsigen und waldigen, bald mit Oel- und Weinpflanzungen bedeckten Abhängen umgeben. Dunkle Wolkenschatten fliegen über die Wasserfläche, die hier und da vom frischen Westwinde leicht gekräuselt erscheint. Gerade gegenüber, von der Höhe zum Abhang niedersteigend, liegt Genzano, die Stadt des vielbesungenen Blumenfestes, berühmt als die Heimath der schönsten Originale aller der herrlichen Frauengestalten, die wir mit dem weißen Kopftuch und dem rothen goldbesetzten Mieder geschmückt, auf den Bildern und Studien unserer Maler bewundern. Rings um den See neigt sich ein herrlicher Kranz alter, von wilden Weinranken durchflochtener Bäume über das stille Gewässer hin, hier und da zusammengebrochen vom Alter, die schwarzen Stämme und entlaubten Aeste aus der Tiefe emporstreckend. Ueber die jenseitigen Ufer hinaus werden die Hügel und Ebenen Latiums sichtbar, bis wo jenseit Ardea bei Porto d'Anzo die blaue Meereswoge schimmert. Und das Alles mitsammt dem tiefblauen Himmel in den lebendigen Rahmen der grünen Bogenfenster gefaßt, und dazu die Becher voll funkelnden kühlen Weines drüben von Genzano, den eine junge Albaneserin mit feurigen Augen und stolzem königlichem Wuchse kredenzt. Wer möchte hier nicht sitzen und träumen, bis die Schatten des Schlosses von Genzano bis zu ihm hinüberreichten, und die Sonne fern im Westen in das tyrrhenische Meer tauchte! oder im Schatten der Uferbäume im leichten Nachen dahingleiten und in die Tiefe starren nach dem goldenen Schiffe des Tiberius, das noch immer dort unten versenkt liegt, und von dem nur die Schiffer dann und wann kostbare Reliquien emporziehen?

Schaaren von Künstlern schlagen alljährlich ihr Sommerquartier in diesen Bergen auf: in Ariccia, Genzano, Albano, ja bis hinauf zu den Felsen von Rocca di Papa. Da ist kein liebliches oder romantisches Plätzchen an den Gestaden des Albaner- oder Nemisees, an den Abhängen des hohen Monte Cavo und den schattigen Parks von Frascati, das nicht schon mehr als einem Landschafts- oder Genrebilde als Motiv oder Hintergrund gedient hätte. Kein Tourist, der hier nicht wenigstens vorübergehend verweilte und seine Spaziergänge in den „Gallerien", den dunklen Steineichenalleen am Westufer des Sees von Albano, beschriebe. Denn hier vereinigt sich Alles, um Jeden zu fesseln, der nicht ganz und gar stumpf ist für die Natur und ihre Reize. Die frische und reine Gebirgsluft, der strahlende Himmel und die Farbengluth des Südens, der Adel der Bergformen, die dunkelblauen Augen der Seen, die mannigfach wechselnden Aussichten über Gebirge und Thäler, die Campagna und das Meer, und zu dem Allen das erquickende Grün der Wiesen und der ernste, kühle Schatten dichter Wälder, ein von dem nordischen Reisenden lang entbehrter und ersehnter Anblick und Genuß, der hier, wie schon Humboldt es hervorhebt, mit allen Wundern Hesperiens zu wunderbarer Harmonie verschmilzt.

Ich aber soll nun scheiden — nicht nur von Nemi und seinem Wundersee, sondern aus dem ganzen Zauberkreis, der die alte Roma umschließt, die mir in den zwei Monaten meines Aufenthaltes schon so theuer, so heimathlich lieb geworden ist. Man kann hundert stichhaltige Gründe anführen, weshalb es fast Allen, und zumal uns, den Deutschen, so schwer wird, von Rom zu scheiden, und doch enthalten sie allesammt noch keine volle Erklärung. Es ist ein süß und leise berauschender Zauber, den wir hier mit der Luft einathmen; es ist ein geheimes magisches Band, was uns an diesen classischen Boden fesselt, und welches wir nur schwer und gewaltsam zerreißen. Aber es muß ge-

schieden sein — schon warten drunten in Ariccia die Genossen. Freilich es geht ja noch weiter gen Süden, neuen Wundern entgegen. Aber Abschied nehmen von Rom, vielleicht auf Nimmerwiedersehn, das verschlingt für jetzt alle Freude an dem Kommenden. Nun, ich habe ja noch einen tiefen Trunk gethan aus dem krystallnen Sprudel der Fontana di Trevi, und die Najade sichert mir das Wiedersehn. Speriamo!

II.

Ein Bild aus Terracina.

18. Mai 1853.

Es war spät am Abend. Meine Reisegefährten, ermüdet von unserer Morgenfahrt durch die pontinischen Sümpfe und von den langen Wanderungen am Meerstrand, durch die engen steilen Straßen und zwischen den schroffen Felsen Terracina's, hatten sich längst in ihre Zimmer zurückgezogen. Ich allein konnte nicht scheiden von den Zaubern des mondbeglänzten Strandes. Ausgestreckt auf dem warmen, weichen Sande, ruhte mein Blick träumerisch auf der weiten, leise wogenden Fläche des Mittelmeers. Es war eine wonnige, wolkenlose Frühlingsnacht. Nur das harmonische Murmeln der Wellen, wie sie sich in regelmäßigen Zwischenräumen am Strande brachen, unterbrach das tiefe Schweigen, wenn nicht ein leichter Hauch, vom Lande daherziehend, in den Terebinthenbüschen am Fuße der Felsen flüsterte. Die goldne Scheibe des vollen Mondes schwebte hoch im Süden und goß ihr mildes Licht über Land und Meer. In dem feuchten, bewegten Spiegel erschien ihr Bild als ein langer Streifen flüssigen Silbers. Eine leuchtende Krone verklärte von Minute zu Minute den scharfen Kamm der brechenden Woge, mit Blitzesschnelle erscheinend und verschwindend. Im Norden

glänzte das Mondlicht auf dem weißen Scheitel des Vorgebirges der Circe, das, einer schlafenden Sphinx vergleichbar, seinen Riesenfels am äußersten Rande der pontinischen Sümpfe wie mitten aus den Meeresfluthen zu schwindelnder Höhe erhebt. Hinter mir stiegen senkrechte Felsmassen in allerlei wunderlichen Gestalten empor, in deren einer, die sich scharf von dem erleuchteten Südhimmel abhob, die Phantasie die Züge eines riesigen Greisenprofils erkennen konnte. Hoch über mir auf dem Bergkamme ragten die grauen, düstern Trümmer vom alten Schlosse des großen Theodorich. Die Stadt selbst mit ihren Palmen und Agaven lag im tiefen Dunkel des östlichen Abhangs verborgen, aber die Düfte ihrer Orangengärten erfüllten ringsher die Nachtluft.

Die liebliche Ruhe, die ungestörte Harmonie, die mich umgab, übten einen unwiderstehlichen Einfluß auf mich aus. Alle die zahllosen, wechselnden Eindrücke, die mich in den letzten Tagen meiner Reise zuweilen fast gequält und geängstigt hatten, verschwammen vor meinem innern Auge zu einem harmonischen Bilde, in dem zwar keine bestimmten Farben und Formen hervortraten, aber in dessen Anschauen ich mit dem vollen Behagen des gegenwärtigen, gewissen Genusses schwelgte.

Leise und rasche Fußtritte in meiner Nähe weckten mich aus meinen verzückten Träumen. Ich wandte mich um und sah eine weibliche Gestalt rasch und flüchtig von der Straße her dem Strande zuschreiten. Als sie meiner ansichtig ward, schrak sie sichtlich zusammen und blieb stehen, als ob sie ungewiß wäre, ob sie weiter gehen oder umkehren solle. Ich stand auf, trat näher und bot ihr einen guten Abend. Der Klang meiner Worte, der ihr leicht den Fremden verrieth, schien sie einigermaßen zu beruhigen. Mit zitternder Stimme beantwortete sie meinen Gruß in dem landesüblichen Dialecte. Auch ihre Tracht, das herabhängende, zierlich gefaltete Kopftuch, das knapp anliegende Mieder, die grelle Farbe des Kleides deuteten auf eine Bewohnerin Terracina's. Als

das volle Mondlicht auf ihr Gesicht fiel, beleuchtete es ein jugendliches Antlitz von jenen edel schönen Zügen, wie wir sie im Norden nur auf den antiken Gemmen und Cameen erblicken, die uns der Süden zusendet. Der Eindruck war um so größer, als was ich bisher von den Frauen Terracina's gesehen, mir von der Schönheit der Eingebornen nichts weniger als hohe Begriffe beigebracht hatte. Südlich vom Albanergebirge scheint die classische Schönheit wieder zu verschwinden. Ist doch die Häßlichkeit der Bewohnerinnen der pontinischen Sümpfe sprichwörtlich geworden. Aber was ich hier sah, konnte sich dreist den gefeiertsten Schönheiten Genzano's, Subiaco's und Albano's an die Seite stellen.

Meine Versuche, ein Gespräch mit der einsamen Nachtwandlerin anzuknüpfen, blieben erfolglos. Nachdem sie ein paar Minuten lang wie sinnend dagestanden, wandte sie sich von mir ab und ging rasch dem Strande zu, während ich meinen verlassenen Posten wieder einnahm. Etwa hundert Schritte entfernt von mir sah ich sie mit ungleichen Schritten, bald rasch, bald langsam am Ufer auf- und abgehen. Zuweilen blieb sie stehen, das Antlitz dem Meere zugewendet. Endlich gewahrte ich, wie sie ihr weißes Taschentuch erhob und im Mondlicht flattern ließ. Ich schaute nach dem Meere hin und erblickte einen kleinen Kahn, von einem Manne gerudert, der in gerader Linie dem Strande zueilte. Der Schiffer schien das ihm geltende Zeichen nicht bemerkt zu haben — noch ein kräftiger Ruderschlag, und der leichte Nachen saß, kaum zehn Schritte von mir entfernt, auf dem Sande fest. Im gleichen Augenblick kam das Mädchen auf dem Landungsplatze an und fiel dem Ausgestiegenen mit leidenschaftlicher Bewegung laut schluchzend um den Hals. Der Mann schien sie mit leisen, zärtlichen Worten, die ich nicht verstehen konnte, zu beruhigen und suchte sie mit sich in den Kahn zu ziehen. Sie widerstand und deutete mit abgewendetem Antlitz auf mich. Ihr Gefährte wandte sich mit rascher Bewegung nach mir und stieß einen halb unterdrückten Ruf

des Unwillens und der Ueberraschung aus, indem er im Begriff schien, auf mich loszugehen. Aber das Mädchen hielt ihn zurück, und ich hörte, wie sie ihm zuflüsterte: E forestiero. Eine kurze und leise, aber mit lebhaftem Geberdenspiel begleitete Besprechung folgte. Nach einigen Minuten trat der Ankömmling auf mich zu und blieb einen Augenblick schweigend vor mir, der ich aufgestanden war, stehen, als sei er verlegen, wie er seine Rede beginnen solle. Ich hatte inzwischen Muße, ihn zu betrachten. Es war eine schlanke, kräftige Gestalt in Fischertracht, mit der rothen, malerischen Filzmütze, gestreifter Jacke und kurzen, eng anliegenden, weißen Beinkleidern. Trotz der von der Sonne des Südens braun gebrannten Gesichtsfarbe hatten seine Züge etwas Weiches, fast Kindliches; um den vollen Mund, dessen Oberlippe kaum der erste Flaum bedeckte, spielte ein halb verlegenes Lächeln, während es doch hell aus den dunklen Augen blitzte. Endlich frug er: E forestiero il Signore? — Si Signore, son oltremontano. — Bene; mi vuol fare una grazia? — Che sarebbe a dire? — Di non dire a nessuno qui quel che ha visto stasera?*) — Und als er mich einigermaßen zögern sah, fuhr er, eifriger werdend, fort: „Sehen Sie, Herr, das ist meine Nunziatina, sie ist mein und mir anverlobt seit lange, und wir haben uns lieb und können nicht länger von einander bleiben. Aber die Eltern wollen sie mir nicht geben, weil ich ihnen nicht reich genug bin; da hat sie mir denn endlich versprochen, heimlich mit mir zu kommen; morgen früh werden wir in Fondi getraut. Dann mögen es Alle wissen; bis dahin aber Niemand. Der Herr wird nicht zwei arme junge Leute unglücklich machen wollen." Ich reichte dem treuherzig Bittenden die Hand und versprach, was er verlangte. „Aber es ist doch Ernst mit der Trauung

---

*) „Der Herr ist ein Fremder?" — „Ja ich bin von jenseit der Berge." — „Gut, wollen Sie mir einen Gefallen thun?" — „Das wäre?" — „Niemandem zu sagen, was Sie heute Abend gesehen haben." —

morgen?“ fügte ich hinzu. „Bei meiner Seelen Seligkeit, Herr, rief er, ehe morgen früh die Sonne steht, wo jetzt der Mond, sind wir Mann und Frau.“ Damit wandte er sich zu seiner Geliebten, die schüchtern zur Seite getreten war, und rief ihr zu: L'ha promesso!*) Sie ließ sich nun ohne Widerstand von ihm zu dem Boote führen, und als sie an mir vorbeischritt, sagte sie leise: Felicissima notte, Signore. — Dio gliela rimeriti.**) — Eine Minute später durchschnitt der Kahn die leichte silberglänzende Brandung. Ich stand noch einen Augenblick und blickte ihm nach, bis er allmälig mit den Wogen verschwamm und die Ruderschläge wie ein fernes Echo verhallten. Schon war er meinen Blicken entschwunden, da war es mir, als hörte ich die Klänge eines neapolitanischen Liebesliedes über die See hertönen. Aber es war vielleicht nur der Widerhall der leise rauschenden See und meiner eigenen Gedanken.

Die Uhr der alten Kathedrale schlug die Mitternachtsstunde, als ich mich seufzend entschloß, mein enges, heißes Schlafzimmer aufzusuchen. —

---

*) Er hat es versprochen.

**) Gute Nacht, Herr; Gott vergelte es Ihnen.

III.

Neapolitanische Fahrten.

1. Von Neapel über La Cava nach Salerno.

Die Sonne warf kaum ihre ersten blitzenden Strahlen über den Felsrand der Somma auf die weite Fläche des Golfs von Neapel und röthete die dünnen Rauchsäulen, die aus dem Krater des Vulcans und aus dem Schlot eines zur Abfahrt fertigen Dampfschiffes stiegen, als wir in voller Reiserüstung unseren Hauswirth in Santa Lucia Nr. 28 herausklopften, um unsere Schulden zu tilgen, ehe wir uns gen Süden auf die Wanderschaft begaben. Aber der alte Landsmann, eine classische Manichäerfigur, konnte schlaftrunken, wie er war, gar nicht mit dem Saldo zurechtkommen, so daß wir endlich ohne Quittung davoneilten und den Alten in Schlafrock und Nachtmütze, Geld und Papier in der Hand, ganz verblüfft stehen ließen.

Um fünf Uhr sollte der Zug abgehen nach Nocera: wir hatten einen weiten Weg vor uns zum Bahnhofe, und schon schlug die Glocke von San Francesco di Paola 8¾, d. h. nach nordischen Begriffen halb fünf Uhr. Alles war noch still auf dem Kai und der Strada dei Giganti; nur ein Trupp krebsrother gefesselter und kanariengelber fesselloser Galeerensklaven begegnete uns, mit der obligaten Begleitung von blitzenden Bajonnetten, lachend und plaudernd, wie das hier

zu Lande Regel ist, trotz Ketten und Strafjacken. Wir strengten die Augen an, eine der zahllosen „carrozzelle,“ der einspännigen Droschken, zu entdecken, die sonst die wogenden Straßen der volkreichen Stadt zu hunderten durcheilen und euch mit ihrem ewigen: volete, Signor, volete? wie euer Schatten verfolgen. Endlich, als wir um die Ecke von San Carlo auf den Largo di Castello einbogen, fuhr einer dieser verwegenen Rossebändiger peitschenknallend über den Platz; ein zweiter und dritter folgten, alle drei, sobald sie uns erspäht, in tollem Galopp auf uns zujagend, um die sichere Beute — denn die Eile stand uns auf dem Gesichte geschrieben — nicht zu verlieren. Wir aber blieben kaltblütig und boten dem ersten, der uns erreichte, wie billig in Neapel, den dritten Theil seiner Forderung. Er wandte sich mit einer Geste unaussprechlicher Verachtung ab und that, als ob er fortfahren wollte. Der zweite war billiger, aber noch lange nicht wohlfeil genug. Da kam der dritte mit keuchendem Pferde und keuchender Stimme. „Signori, per quel che volete dare“ (meine Herren, für das, was Sie geben wollen), schrie er schon von weitem. Wir saßen ein und hoben unsere Effekten herauf; da war der erste blitzschnell von seinem Sitze herabgesprungen, neben unseren Automedon auf den Bock geklettert und begann diesen wegen seiner unkameradschaftlichen Wohlfeilheit rechts und links zu ohrfeigen, was sich der Mißhandelte mit unglaublicher Lammsgeduld gefallen ließ, bis mir der Faden riß und ich den unbefugten Eindringling mit einem derben Faustsstoße vom Bocke herab auf das Pflaster warf, daß es dröhnte. Er stand wieder auf und schnitt mir ein grimmiges Gesicht; aber unser Kutscher, froh, des Quälers entledigt zu sein, jagte im Galopp davon, und ich sah den gefährlichen Feind nie wieder.

Wir wollten mit dem ersten Zuge der Ostbahn abfahren, um, in Portici aussteigend, das unterirdische Theater und die neuaufgedeckten Häuser Herculanums zu sehen und erst mit dem zweiten Zuge weiter nach Nocera zu reisen. Aber

noch waren wir nicht am Stationsgebäude angelangt, da tönte uns schon der schrille Pfiff der Lokomotive entgegen, und wir kamen eben noch zeitig genug, um den letzten Wagen an uns vorüberrasseln zu sehen.

„Ci vuol pazienza, Signori,“ sagte unser Kutscher kaltblütig. Das dachten wir auch, und sein Anerbieten, uns möglichst schnell mittelst einfacher Pferdekraft nach Portici zu bringen, ablehnend, schlenderten wir durch die nächsten Straßen, traten auf dem weiten Marktplatz in die Carminekirche und beschauten das trefflich gearbeitete Denkmal Conradins, das der deutsch gesinnte König Ludwig von Bayern dem Enkel Kaiser Friedrichs II. setzen ließ. Die edle Figur des jugendlichen Helden, hier so nahe dem Platze aufgestellt, wo sein Haupt schmachvoll durch Henkershand fiel, fesselte lange unsere Blicke und Gedanken. Die große runde Porphyrplatte in Sanct Peter, auf der einst die deutschen Kaiser, die weltlichen Herren der Christenheit, von deren geistlichen Oberhirten gekrönt wurden; das Denkmal Conradins am Marktplatze von Neapel und die mächtigen, alterthümlichen Kaisergräber in Santa Rosalia, dem Dome der sicilianischen Hauptstadt: — welcher Deutsche, der diese drei Denksteine deutscher Vorzeit in Italien gesehen, hätte nicht lange sinnend bei ihnen verweilt, der gewaltigen Tragödie gedenkend, die hier Jahrhunderte hindurch spielte, und in der Deutschlands Herrscher in langer hehrer Reihe als Helden auftraten, die Fäden der Geschicke zweier großer Länder in ihren Händen haltend, und zu der Völker und ihrem eigenen Unglück mit Gewalt zu vereinen bestrebt, was die Natur auf ewig geschieden hat!

Als wir wieder aus der Kirche traten, hatte das Leben des Tages auf dem bisher öden Platze begonnen. Fruchthöker mit bergartig aufgethürmten Orangen vor sich, Maccaroniköche, Auster- und Muschelverkäufer, Fischhändler und Trödler öffneten ihre Buden oder nahmen die offenen Sitze ein und tauschten mit Stimme und Geberde die Neuigkeiten

des Morgens aus. Das elende Kaffeehaus, das einzige, welches wir hier, weit von dem noblen Westende Neapels, geöffnet fanden, war voll von Leuten allerlei Handwerks, unter denen Fiaker und Facchini der nahen Eisenbahn die erste Rolle spielten. Die einen erboten sich Billete für uns zu lösen, die andern, unser Gepäck zu tragen, und alle waren nicht wenig erbost, daß wir ihre wohlgemeinte Dienstfertigkeit so schnöde zurückwiesen. Eben tönte die Glocke vom Bahnhofe herüber; wir eilten, nicht wieder zu spät zu kommen, und blieben lieber in dem leeren und alles Comforts baaren Wartesaale, bis das Signal zur Abfahrt erschallte. Auf einer neapolitanischen Bahn muß man nothwendig zweiter Classe fahren, denn der dritte und letzte Platz ist unbedeckt und nur zum Stehen eingerichtet.

Die Bahn von Neapel bis Torre del Greco führt zwischen dem Meeresufer und der ununterbrochenen Häuserreihe hin, welche sich von der Hauptstadt bis weit an den Fuß des Vesuvs erstreckt, so daß Neapel rechts und links die große Hälfte des Golfes wie mit zwei ungeheuern Armen von der Spitze des Posilipp bis gegen Castellamare hin zu umfassen scheint. Es ist eine gar liebliche Fahrt zwischen den zahlreichen Villen mit den schlanken Balustraden ihrer Terrassen, mit ihren duftenden Orangegärten, wo bald die goldenen Früchte der Hesperiden, bald der rosige Oleander und die leuchtende Granatblüthe, bald die aloeblättrige Yucca und die schlanke Dattelpalme aus dem Dunkelgrün des Laubdickichts hervorleuchten, bald auch ein Streifen der leichtgekräuselten Meeresfluth, mit dem Himmelblau wetteifernd, am Felsenufer mit weißem Schaume gesäumt, hindurchschimmert. Hie und da starren plötzlich schwarze Felshänge zu beiden Seiten der Eisenstraße in die Höhe: es ist einer der verwüstenden Lavaströme vergangener Jahrhunderte, den die Bahn in ihrem ebenen Laufe durchbricht. Zierliche Schiffe wiegen sich in dem kleinen Becken des Hafens von Portici; weiterhin zieht ein Dampfer, von Messina her zwischen dem

fernen Cap Campanella und den ernsten Felsmassen der Insel Capri heranschwimmend, seine stolze Furche. Links winken die dunklen Schattengänge des königlichen Parks, höher hinauf die dichtgedrängten Häuser von Resina, drüberhin der grüne, weinbedeckte Abhang des Berges, und das Ganze krönend, der ragende Doppelgipfel des Vulcans: links die Einsiedelei am grünen Abhange der felsigen Somma, des uralten Kraterrandes, rechts der ewig düstere Aschenkegel selbst, dem auch der glänzendste Strahl der südlichen Sonne kein heiteres Ansehen zu geben vermag.

Weiterhin fahren wir an den Maccaronifabriken von Torre del Greco vorüber, wo die Lieblingsspeise des Neapolitaners wäscheartig in den Straßen zum Trocknen aushängt. Endlich bricht die Häuserreihe zum ersten Male ab, die Landschaft wird freier; links überschauen wir den Vulkan in seiner ganzen Majestät von dem breiten Fuße bis zu der leichten bläulichen Rauchwolke, die sich über dem flachen Gipfel kräuselt; rechts dehnt sich der herrliche Busen in weitgeschwungener Linie tief eingebogen von dem zackigen Epomeo, der dort auf Ischia über das niedere Eiland Procida herüberragt, bis zu Tibers altem Schlosse auf der äußersten Ostspitze von Capri. Jenseit der zerrissenen Felsspitzen des hohen Monte Sant' Angelo erscheinen die grünen Gefilde und weißen Landhäuser des Piano di Sorrento. Aber schon setzt sich der Zug nach kurzem Halt in dem belebten Städtchen Torre dell' Annunziata, zu dem eine hohe, durchbrochene Lavawand gleichsam Thor und Einfahrt bildet, von Neuem in Bewegung, und nicht ohne eine eigenthümliche Regung zu empfinden, lesen wir über dem zierlichen Häuschen, vor dem die brausende Lokomotive zunächst wieder anhält, den vielbedeutenden Namen Pompeji. Aber wir steigen nicht ab, so freundlich auch aus dem Garten dort das wohlbekannte Hotel de Diomède winkt, sondern rollen weiter, links vom Meere und von der Bahn nach Castellamare abbiegend, in das grüne Thal von Nocera und la Cava hinein, welches,

den Monte Sant' Angelo und die von ihm auslaufenden Felsenberge bis zum Cap Campanella meerwärts abschneidend, Neapel auf geradem Wege mit Salerno verbindet.

Rasch veränderte sich hier die Scene. Mannigfach geformte, grünlaubige Hügel und Berge, die letzten Ausläufer des Subapennins, traten an die Stelle des nackten Vulkans; auf der andern Seite verbargen sich die kühnen Hörner und Klippen des Sant' Angelo allmälig hinter freundlichen, waldbedeckten Vorbergen. Wir durchfuhren ein breites üppiges Thal voll der reichsten Cultur. Saftgrüne Maisfelder und Baumwollenplantagen, deren zarte Blättchen kaum erst dem Boden entkeimten, wechselten mit Wiesen, schon leicht gebräuntem Weizen und blühenden Lupinen. An den hohen Schwarzpappeln rankt die Rebe empor, und ihre blüthenschweren Gewinde fallen oft aus einer Höhe von achtzig Fuß wieder bis zur Erde herab.

In dem kleinen Oertchen Pagani, eigentlich Nocera de' Pagani (Heiden-Nocera), welches die Saracenen, von Kaiser Friedrich II. begünstigt und seine treuesten Bundesgenossen, hier anlegten, erinnert nichts mehr an die maurischen Bewohner und die Zeiten blutiger Fehden, so wenig als sich in dem Endpunkte der Eisenbahn, dem eigentlichen Nocera, dem alten Nuceria Alfaterna, noch die Spuren der griechischen und römischen Erbauer entdecken lassen. Nur in der, eine halbe Miglie weiter, südwärts von der nach la Cava führenden Fahrstraße gelegenen Rotonda di Santa Maria finden wir die deutlichen Spuren hohen Alterthums. Allem Anscheine nach zunächst ein Ueberrest antiker Thermen, ward das Gebäude, wie so viele seines Gleichen, später zum christlichen Gotteshause und steht jetzt schon seit Jahrhunderten einsam und verlassen, dem gänzlichen Verfalle dahingegeben. Nur die Thür ist noch fest verschlossen, damit der Neugierige nicht vergesse, dem sogenannten Custoden seine Steuer zu zahlen. Das Innere bildet einen runden, kuppelartigen Raum, dessen Fußboden mehrere Fuß tief unter der

umgebenden Fläche liegt. Gekuppelte antike Säulen von Cipollino tragen die Bögen, die zu den Kapellen führen; in der Mitte befindet sich ein großes, weißmarmornes Becken, vermuthlich die alte Badewanne. Eine seltsame, röthlich grüne Färbung, die Folge jahrhundertlanger Feuchtigkeit, hat Säulen, Wände und Fußboden überzogen. Von einer alten Marmortreppe, die früher zum Kreuzgange des nahen Klosters führte, jetzt aber am Ende vermauert ist, gewährt das Ganze mit dem oben hereinbrechenden Dämmerlichte einen melancholischen, aber höchst malerischen Anblick.

Jenseits Nocera werden die Berge, zumal zur Rechten, wieder steil und felsig; aber immer reicher und üppiger dehnt sich zwischen ihnen das grüne Thalgelände. Von seinem spitzen Kegelberge herab winkt das alte Schloß von la Cava; bald erscheint auch das Städtchen selbst mit seinen zahlreichen zerstreuten, weißen Häusern, in grüne Felder und Obsthaine eingebettet. Drohend ragen zur Rechten die vielgezackten Felsgipfel des wilden Monte Finestro hoch in den Himmel hinein. Da erscheint auch schon in einem seiner Hörner die Oeffnung, die dem Berge den Namen gegeben, weil der blaue Himmel von jenseits hier wie durch ein Fenster in das lachende Thal herniederblickt. Vor uns thürmen sich die kühnen Formen des Monte Liberatore auf, das Thal gegen Südwesten abschließend. Der Felsgipfel, dessen Gestalt auf den ersten Blick an eine phrygische Mütze erinnert, hat wohl dem Berge den eigenthümlichen Namen verschafft. Gerade am untern Rande der Mütze hängt, auf der Seite nach Salerno hin, ein weißschimmerndes Kloster. Wer es zuerst von unten erblickt, möchte schier auf den Gedanken kommen, überirdische Mächte hätten das Gebäude dorthin versetzt. Kaum die Gemse scheint dort oben festen Fuß fassen zu können, und vergebens sucht das Auge einen Weg zum Hinaufklimmen.

In der endlosen und einförmigen, aber reinlichen und wohlgepflasterten Hauptstraße von la Cava schützen fortlau-

fende Bogenhallen, wie in vielen Städten Oberitaliens, der Schweiz und Tirols, die Bewohner vor den Sonnenstrahlen, die uns in unserem kleinen offenen Wagen erbarmungslos durchglühten. Sonderbarerweise fanden wir hier fast nirgends mehr flache Dächer, und die Bauart der Häuser nicht minder als der Mangel an Orangen und den andern typischen Gewächsen Süditaliens, mit der an deutsche Gegenden erinnernden Laubholzvegetation der nahen Berghänge, möchten fast glauben lassen, la Cava habe ein minder mildes Klima als die umgebende Landschaft, widersprächen dieser Annahme nicht die meernahe Lage und die gegen den Nordwind schützenden Bergreihen.

Im Caffè am großen Platze des Städtchens, wo wir ausstiegen, weil wir, nach Künstlerart reisend, mit dem theuren Gasthof nichts zu schaffen haben wollten, erregte unsere Ankunft großes Aufsehen und brachte nicht nur die Wirthin sammt ihrem Kellner, sondern auch einen nicht geringen Theil der löblichen Tagediebezunft von la Cava auf die Beine. Wir verlangten Milchkaffee mit Zubehör zum Frühstück: — ja, Milch, die trinke hier kein Mensch zum Kaffee, hieß es, und die Ziegenheerden seien im Gebirge. Von Kuhmilch ist in einem süditalienischen Landstädtchen überhaupt keine Rede. Meine Gefährten, zum Theil noch freschi, d. h. „grün" in Italien, verwunderten sich darob nicht wenig und schalten weidlich auf den Culturmangel in la Cava. Mir war dergleichen schon im römischen und toscanischen Gebirge oft genug begegnet, und ich sollte bei meinem Ritte durch Sicilien mit diesem von einem Norddeutschen schwer empfundenen Mangel noch mehr vertraut werden.

Rohe Eier, in den Kaffee geschlagen, sollten die Milch ersetzen. Das klang der guten Wirthin, einer kleinen, schwarzäugigen, adlernasigen Neapolitanerin mit goldbraunem Teint, nun gar spanisch und verwunderlich. Sie wollte uns die Eier mit Gewalt sieden. „Sie werden ja keine rohen Eier essen wollen, das wäre ja barbarisch," meinte sie naiv und

sah neugierig, mit halb mitleidigem Kopfschütteln über die bizarren Forestieri, zu, während wir unser Getränk bereiteten. In Unteritalien und Sicilien sind die Kaffeehäuser, die ersten, fast nur von Fremden besuchten der Hauptstädte ausgenommen, eigentlich nur sorbetterie, wo man Eis und erfrischende Getränke genießt und allenfalls wohl auch eine Tasse schwarzen Kaffee haben kann. Dafür sind die ersteren denn auch meist in reicher Auswahl vorhanden, billig und gewöhnlich ganz vortrefflich. In der That war die Eislimonade — granito di limone, hier auch schlechtweg limonata genannt — so exquisit, wie ich in Deutschland und Oberitalien dergleichen nie genossen habe.

Von la Cava bis Salerno, wo wir die Nacht zubringen wollten, ist kaum eine Stunde Fahrt — beiläufig die Art, in ganz Italien die Entfernungen zu berechnen, es müßte denn im Gebirge sein, wo die durchschnittliche Dauer des Rittes als Maßstab angenommen wird. Zu Fuße geht hier eben Niemand; da wäre es müßig, die Zeit, welche man von einem Orte zum andern braucht, nach dem Schritte des Wanderers abmessen zu wollen.

Es war kaum Mittag, und wir beschlossen, die übrige Zeit zu einem Spaziergange nach dem im nahen Gebirge gelegenen Kloster Trinità la Cava zu benutzen. Erst zwischen Gärten und Weingehegen, großentheils mit lebendigen Weißdornhecken nach deutscher Weise eingefaßt, dann durch lustig grünen Ulmenwald führte unser Weg ziemlich steil aufwärts dem Bergkamme zu, der sich vom Monte Finestro südlich hinzieht. Nur mit großer Anstrengung und mittelst eines kleinen Geldgeschenkes wurden wir einen arg zerlumpten Bürger von la Cava los, der sich uns mit Gewalt zum Führer aufdrängen wollte. Es hilft nichts, daß ihr den Leuten hundertmal versichert, ihr kennet den Weg ganz genau; entweder sie glauben es euch nicht, oder sie betrachten es als einen Eingriff in ihre Rechte, daß man sich nicht führen lassen wolle. Als ich einst bei einer ähnlichen Gelegenheit

einem Frauenzimmer, das uns den Weg zeigen wollte, versicherte, ich habe denselben schon oft gemacht und könne selbst die Gesellschaft führen, erwiderte sie mir mit dem Tone eines in seinen heiligsten Rechten gekränkten Menschen: „Cosi Ella non ci vuol più lasciar guadagnare niente! È una bella cosa!“ (So wollen Sie uns also nichts mehr verdienen lassen! Das ist etwas Schönes!) und schien nicht übel Lust zu haben, geradeswegs zu dem nächsten Gerichte zu gehen, um ihre wohlbegründete Klage anzubringen.

Jenseit des Bergrückens, von welchem herab wir, auf einer halbkreisförmigen Ruhebank (einer seltenen Erscheinung in Italien) sitzend, eines herrlichen Blickes auf den Thalgrund und die gegenüberliegenden Höhen genossen, steigt der Pfad in eine steile und tiefe Schlucht hinab, an deren felsigem Abhange das Kloster auf einer zum Theil künstlichen Terrasse erbaut ist. Es ist ein großes vielwinkliges Gebäude von reichem und ziemlich imposantem Aeußern, aber entstellt durch eine geschmacklose Façade aus der Roccocoperiode. Ein Laienbruder der Benedictiner, die es bewohnen, empfing uns schon vor dem Eingange und führte uns als gute Prise unbarmherzig durch die modernisirte, langweilige Kirche, in der nur ein Reliquienkästchen des heiligen Alpherius und eine halb verloschene Freske des Ansehens verlohnen, durch Kreuzgänge, Zellen und Refectorien, die eben nicht anders aussahen als überall in den bequemen Wohnstätten der Benedictiner. Vergebens verlangten wir die berühmte Bibliothek zu sehen, die einen höchst werthvollen Urkundenschatz für die Geschichte Unteritaliens enthält und in der schon mehr als e i n deutscher Gelehrter sich Raths erholt hat. „Der Herr Abt habe die Schlüssel,“ hieß es, „und der Herr Abt habe geistliche Geschäfte, bei deren Verrichtung es nicht gestattet sei, den Herrn Abt zu stören.“ Vergebens boten wir ein Extratrinkgeld: der arme Laienbruder seufzte, strich sich dann aber mit der Hand unter dem Kinn her, eine Geberde hoffnungsloser Verneinung, die jeder

kennt, der in Neapel gewesen ist. So mußten wir uns denn damit begnügen, den wirklich höchst malerischen Hof zu betrachten, der sich im Innern befindet. Eine seiner Seiten ist von einer hohen Felswand gebildet, die düster drohend hereinhängt. Künstliches Mauerwerk unterstützt die überhangenden Klippen, aber schon einmal ist ein mächtiges Felsstück herabgestürzt, hat einen Theil des Gebäudes zerschmettert und liegt, ein Denkmal der Zerstörung und eine stete Warnung vor sorgloser Nachlässigkeit, im Hofe, zur Hälfte in das Gebäude selbst vermauert. Von der Höhe der röthlichen Felsen hängen die langen Rankengewächse herab wie grüne Fühlfäden der Natur, im leichten Luftzuge hin und her schwankend.

Von unserem Führer in Folge des gespendeten Doppelcarlins (= 7 Sgr.) mit einem tiefen Bückling und einem „le bacio la mano" entlassen, stiegen wir die steilen Felsen hinab in die Tiefe der Schlucht, freuten uns des üppigen Blumenflors, der übrigens lebhaft an die Kalksteinvegetation des südlichen und mittleren Deutschland erinnerte, besuchten die kühle, schattige Grotte, wo der h. Alpherius seinen Strauß mit dem Teufel ausfocht, und wandten dann unsere Schritte wieder gegen la Cava, auf gut Glück einen neuen Weg durch die Berge einschlagend. Doch würde uns unsere Kühnheit ohne die Dazwischenkunft einer jungen schlanken Contadina, die eben mit ihren kleinen Brüdern im Sonntagsputze von der Messe zurückkam, schlecht bekommen sein. Denn als wir ihr, da sie eben nach italienischer Sitte rasch mit niedergeschlagenen Augen an uns vorüberschreiten wollte, nicht ohne Mühe begreiflich gemacht hatten, daß wir nichts Unrechtes von ihr verlangten, gab sie uns mehr durch Zeichen, als durch die Worte ihres uns fast unverständlichen Dialektes zu verstehen, daß wir in der eingeschlagenen Richtung höchstens Aussicht hätten, per aspera et ardua an das Meeresufer, nicht aber nach dem landeinwärts gelegenen la Cava zu gelangen. Der Richtung ihres ausgestreckten Armes fol-

gend, erreichten wir glücklich den entgegengesetzten Abhang nach la Cava hin und machten ermüdet unter einer mächtigen breitästigen Linde Halt, die ich zu meinem Erstaunen zum ersten Male hier in Italien wie daheim im Vaterlande, neben dem Kirchlein eines Dorfes stehend, die spielende Jugend und das plaudernde Alter beschatten sah.

Vor der Thür des Kaffeehauses harrte unser schon der vorher bestellte Wagen. Die Straße nach Salerno ist trefflich, der Weg von der reichsten, wechselndsten Schönheit. Anfangs führt er noch am linken (nördlichen) Thalrande hin, vor uns der Liberatore, zur Rechten die grüne Fläche, die sich mehr und mehr zwischen den wieder zusammentretenden Bergen verengt. Eine antike Wasserleitung durchsetzt sie, jetzt eine viele hundert Fuß lange Bogenbrücke bildend, deren kühner und gefährlicher Bau ihr im Volksmunde den vielfach wiederkehrenden Namen des ponte del Diavolo verschafft hat.

Jetzt wendet sich das zur engen Schlucht gewordene Thal südlich; der Weg führt eine kleine Höhe hinan — und ein neues Bild von überraschender Schönheit breitet sich um uns aus. Vor uns dehnt sich in endloser Weite der Spiegel des Meeres, rechts und links von der kühngeschwungenen Bogenlinie der Küsten wie in einen gewaltigen Rahmen gefaßt, an dem die scharfen vielgestaltigen Felszacken die erhabene Arbeit des Schnitzwerkes bilden. Es ist der Busen von Salerno, der, wenn er einen wilderen und rauheren Anblick bietet, als der Golf von Neapel, wenn ihm die weiche Rundung der Linien, wenn ihm die große Stadt mit ihren Castellen und Häusermassen, wenn ihm endlich der imposante Doppelgipfel des Vulkans abgeht, doch in den gigantischen, abenteuerlich gestalteten Felsmassen, die, von tiefen Schluchten scheerenartig eingeschnitten, sich bis zum Meeresspiegel herabsenken und wieder, Block auf Block gethürmt, bis zu fast alpiner Höhe darüber ansteigen, einen Reiz besitzt, der an romantischer Schönheit und Großartigkeit reichlich ersetzt, was ihm an künstlerischer Vollendung der Linien

fehlen mag. So aber erscheint der Busen von Salerno nur zu unserer Rechten hin, wo die neue, mühsam gesprengte Kunststraße von Salerno nach Amalfi sich wie eine endlose weiße Schlange zwischen den grauen Felsen hinwindet, während links über Salerno hin die Gebirge weiter und weiter vom Meere zurücktreten, eine söhlige, sumpfige Ebene zwischen sich und dem Meere lassend, in der die Tempel von Pästum einsam aus dem wilden Geröhricht ragen.

Vor uns lag, aus der Tiefe der Schlucht am Abhange aufsteigend, halb versteckt zwischen Orangen- und Olivenhainen, das Städtchen Vietri. An seinem äußersten Ende nach dem Meere hin, wo der Rücken des Abhanges nochmals vorgebirgsartig zum Hügel anschwillt, ehe er sich entschließt, steil zum Meere hin abzufallen, lugt aus dem dichten immergrünen Laubholz der weiße Giebel und das flache Dach einer freundlichen Villa. Schlanke Säulen tragen die nach dem Meere hinschauende Terrasse, rechts und links von hohen ernsten Cypressen überragt. Als wir näher vorbeifuhren, sahen wir eine weißgekleidete weibliche Gestalt, auf die Brüstung der Terrasse gelehnt, unverwandt in die blaue Meeresferne hinausschauen. Bewunderte sie nur, wie wir, das prachtvolle Farbenspiel der fluthenden Gewässer? Oder hafteten ihre Blicke an dem schwärzlichen verschwindenden Streifen, der fern am Horizonte das von Neapel nach Messina segelnde Dampfschiff andeutete? Sonderbar! kaum konnte man die Umrisse der Gestalt unterscheiden, und doch lag in ihrer Stellung und Bewegungslosigkeit Etwas, das meiner Einbildungskraft auf einen tiefen Schmerz zu deuten schien. Vielleicht war es nur die Lust, die wir uns selbst unbewußt an unversöhnten Gegensätzen haben, die mich das Leid und den Schmerz in dieser paradiesischen Umgebung vermuthen ließ, wo die ganze Natur zur Freude und zum Lebensgenuß zu laden scheint.

Wir waren die Höhe von Vietri hinabgefahren und hatten uns am Seestrande links gewendet; vor uns lag unser

heutiges Reiseziel, Salerno. Amphitheatralisch den steilen Berg hinaufgebaut, von dessen Höhe die Trümmer eines alten normännischen Schlosses winken, dehnt es sich gegen den Strand hin allmälig nach beiden Seiten aus, einen breiten, von stattlichen Häusern begleiteten Kai zwischen sich und dem Meere lassend, der dem Ganzen ein schmuckes, großstädtisches Ansehen gibt. Dennoch zählt die Stadt, obwohl in der That eine der bedeutendsten diesseit des Faro, kaum 15,000 Bewohner. Ueberhaupt dürfte es auf der ganzen Welt, in Europa wenigstens gewiß, kein zweites Land geben, wo der Unterschied zwischen der Metropole und den Provinzialhauptorten in jeder Hinsicht so bedeutend ist als in Neapel. Keine andere Stadt zählt mehr als den zwanzigsten Theil der Bewohner der Hauptstadt. Während diese mit allem Luxus und Comfort großstädtischen Lebens ausgestattet ist, können sich auch die bedeutendsten unter den andern: Lecce, Otranto, Bari, Salerno u. s. w. darin kaum mit unsern kleinen Landstädten messen. Anders ist es, wenigstens was die Größe anlangt, im insulären Theile des Königreichs. Palermo, Messina und Catania sind große Städte; Syrakus, Girgenti, Marsala, Cefalu u. a. laufen wenigstens den meisten unserer großherzoglichen und herzoglichen Residenzen den Rang ab. Freilich, was die Cultur anlangt, so ist davon dort fast noch weniger zu spüren als auf dem Festlande.

Es erregte mir jedesmal ein eigenes Gefühl, wenn ich mich einer mir noch unbekannten Stadt in Italien näherte. Von den größeren bringt man gewöhnlich schon ein Bild mit sich, wie es sich unsere Phantasie aus fremden, mündlichen und gedruckten Mittheilungen gebildet hat. Selten freilich, daß es auch nur in den Hauptzügen der Wirklichkeit entspräche. Nur Rom paßte so vollkommen in den Rähmen, den ich schon davon besaß, daß ich nur die Umrisse auszufüllen und Schatten und Licht gehörig zu vertheilen brauchte, um ein treues und vollständiges Bild von der ewigen Stadt zu besitzen.

Anders ist es mit den kleinen Orten. Hier kommen wir ohne fertiges Bild vor der Seele, deshalb auch ohne Vorurtheil, aber nicht ohne Erwartung. Es ist nicht wie daheim in Deutschland, wo wir jedem neuen Mittelstädtchen mit ziemlicher Gemüthsruhe entgegensehen. Wir wissen schon, jede dieser italienischen Städte trägt einen eigenthümlichen, meist scharf ausgeprägten historischen Charakter. Schon daß sie viele Jahrhunderte, oft Jahrtausende gestanden, daß sich fast ausnahmslos bedeutsame geschichtliche Erscheinungen und Begebenheiten an ihren Namen knüpfen, giebt ihnen ein höheres Interesse, als den, in dieser Hinsicht wenigstens, meist langweiligen und nüchternen Produkten der letzten Jahrhunderte.

Von dem Salerno der Alten ist uns allerdings fast nichts übrig geblieben als der Name. Aber sich der Hauptstadt jenes löwenherzigen germanischen Räubervolkes zu nähern, das hier aus fabelhaft unscheinbaren Anfängen sein mächtiges Reich gründete, der Haupt- und Lieblingsstadt Robert Guiscards, vor dem die beiden Kaiserthrone der Christenheit zitterten, das muß allen, die mit der Geschichte des Mittelalters nicht ganz unbekannt sind, ein tiefes und nachhaltiges Interesse einflößen. Und wenn wir auch nicht Aerzte von Handwerk sind, so wird es doch dieses Interesse nicht vermindern, wenn wir wissen, daß die Stadt, welche vor uns liegt, gleichsam die Wiege aller neueren medicinischen Wissenschaft ist, und daß die civitas hippocratica Salernitana, die hier seit dem elften Jahrhundert blühte, sich die Mutter aller medicinischen Facultäten Europas zu nennen berechtigt war.

Aber außer der herrlichen Lage zwischen Fels und Meer, gerade an der Stelle, wo die Berge von der Küste zurückzutreten beginnen, hat Salerno wenig von seinem alten Glanze bewahrt. Nicht daß die Straßen, sobald man den Kai verläßt, eng, düster und steil den hohen Schloßberg hinanführen; nicht daß die Plätze klein und schmutzig, die

Häuser zum Theil alt und verfallen, die vom Mittelpunkte entfernteren Theile öde und verlassen sind, fällt uns auf — das gehört einmal zum Charakter italienischer Städte von Rom und Neapel bis zum letzten Landstädtchen; — sondern der Mangel an imposanten, in schönem und charakteristischem Styl errichteten Gebäuden, wie sie sonst nicht leicht einem Orte der Halbinsel fehlen, überrascht uns. Nur hie und da zeigt sich in den winkligen Gassen an Säulen, Fenstern und Thorbögen eine Spur des alten normännischen Baustyls, der hier doch länger als ein Jahrhundert herrschte, und auch diese spärlichen Reste sind meist von verschnörkelten zopfigen An- und Ausbauten so entstellt, daß man nur mühsam Form und Bestimmung herausfindet. Nur an der Kathedrale, die einst Robert Guiscard nach ihrer Zerstörung durch die Sarazenen neu erbaute, sind die schönen Hauptformen noch deutlich sichtbar, wenn auch außen und innen alles in barbarischer Weise übertüncht ist. Leider fehlt es, wie gewöhnlich in Italien, so auch hier an einem freien Platze, von wo man das Ganze übersehen und den vollen Totaleindruck empfangen könnte. Innen giebt es des Sehenswerthen Vieles und wunderbar Gemischtes. Schlanke Porphyrsäulen tragen das Mittelschiff; ächte antike Mosaik, ein Raub aus den Tempeln zu Pästum, bedeckt den Fußboden; rechts und links erheben sich die Ambonen für das Evangelium und die Epistel aus altchristlicher Zeit; geschmackvolles opus alexandrinum bekleidet die Brüstungen des Presbyteriums; in der Kapelle links vom Hauptaltar hängt ein treffliches Bild von Andreas von Salerno. Es stellt eine Grablegung dar im Style der umbrischen Schule, aber von kräftigerem, wärmerem Colorit, als es bei dieser sich zu finden pflegt. Die Madonna ist eine wunderbar schöne Frauengestalt, aber nichts weniger als eine trauernde Gottesmutter, vielmehr eine blühende, lächelnde Charis. Manches in dem Bilde erinnert lebhaft an die späteren Florentiner, zumal Andrea del Sarto. In der Sakristei steht ein großer, rings mit Basreliefs von

geschnitztem Elfenbein bedeckter Altar, ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts. Es sind Darstellungen aus dem alten Testament, bei aller Rohheit der Ausführung oft höchst sinnreich componirt und von rührender Naivetät. Die unterirdische Kirche (Krypte), dem heil. Matthias geweiht, ist prachtvoll rings mit florentinischer Mosaikarbeit geschmückt, leider schon in geschmacklos überladenem Style. In einem Winkel steht der Stumpf einer Säule, die in heidnischen Zeiten drei Märtyrern zum Block gedient haben soll, auf dem ihr Haupt unter dem Henkerbeile fiel. Der eifrige Cicerone zeigt sogar noch die Spuren des daran klebenden Blutes, so wie die Bronzebüsten der Enthaupteten, die jedoch erst ein Jahrtausend später geschaffen sein dürften.

Eine Durchwanderung der Hauptstraßen brachte wenig Erquickliches; so kehrten wir heim in unsere am Kai gelegene Locanda del Sole und setzten uns nach dem frugalen und doch ziemlich theuren Mittagsmahl auf die Terrasse des Hauses, bei Kaffee und Cigarre in behaglicher Ruhe dem Treiben zu unsern Füßen zusehend, das um so lebhafter wurde, je tiefer die Sonne zu den Fluthen hinab sank. Anfangs freilich waren es nur Apfelsinenverkäufer, wandernde Schuhputzer und allerlei buntscheckiges Bettlergesindel, das da unten umherzog und schrie. Bald aber hatte sich eine dichte Gruppe vor der Terrasse gesammelt, theils nur um die Forestieri neugierig zu begaffen, theils um den gewohnten Tribut von ihnen einzufordern. Wer die Lebhaftigkeit und das Ausdrucksvolle südlicher Geberdensprache kennen lernen will, der muß einer solchen Scene beiwohnen. Der Gedanke, daß der Fremde doch das gesprochene Wort nicht verstehe, und der Wunsch, es einander zuvorzuthun, bringt einen Aufwand von Gesten hervor, daß man oft glauben möchte, man habe es mit einem Haufen dem Irrenhause oder wenigstens einem Taubstummeninstitute Entsprungener zu thun. Dabei folgt ihr lebhaftes, funkelndes Auge der kleinsten eurer Bewegungen, und die Geberden halten gleichen Schritt damit. Ihr eßt:

der mit der kläglichsten Miene vor dem Munde hin und her bewegte Daumen und Zeigefinger der Rechten, während die Linke auf den hohlen, eingezogenen Bauch zeigt, sprechen laut: muojo di fame; ihr greift zum Glase: im Augenblick ist der Zeigefinger im Munde, an dem sie zum Zeichen des Durstes saugen; ihr zündet die Cigarre an: zwei in den sich abwechselnd öffnenden und schließenden Mund gesteckte Finger beweisen, wie sehr die Untenstehenden diesen Genuß zu schätzen wissen; ihr steckt die Hand in die Tasche: im Nu fliegen die Mützen herunter, und jeder sucht den andern wegzudrängen, um den ersehnten Gran aufzufangen. So geht es fort in zahllosen Variationen, und wenn Alles nichts hilft, so erbieten sich die Jungen, alle mögliche Kurzweil zu treiben, sich um den Pfennig zu balgen, ihn durch Untertauchen aus dem Meere zu holen; ja sie beginnen wohl ohne weiteres allerlei Bocksprünge zu machen, sich auf den Kopf zu stellen, auf den Händen zu gehen u. s. w. Ihr thut wohl, euch an dem Allen nach Kräften zu belustigen oder gar nicht darauf zu achten; sie durch Drohungen hinwegtreiben zu wollen, oder irgendwie euch zu ereifern, wäre thörichtes Beginnen, ihr würdet nur ausgelacht werden. Sie mit Geld zu befriedigen, müßtet ihr ein Krösus sein; denn der erste Gran zieht sie aus allen Winkeln herbei wie der Köder die Fische. Ein paar Stunden umsonst zu warten, macht so einem Salernitaner nicht das Geringste aus; er hat nichts zu versäumen und liegt auf dem Pflaster des Kais im Sonnenschein eben so bequem als irgendwo anders. Dauert es zu lange, und ihr achtet gar nicht auf ihn, so fängt er an mit den übrigen zu schwatzen, zu spielen oder zu singen; aber auch die kleinste Regung eurer Aufmerksamkeit entgeht ihm nicht; im Augenblick springt er auf: „eccomi Signore!“ als ob ihr ihn gerufen hättet, und steht da mit untergehaltener Mütze. Geht ihr aus, so folgt euch ein halbes Dutzend als Ehrenescorte. Nur wenn ihr euch zuweilen umdreht und stumm mit der Hand unter dem Kinn hinstreift, so fahren sie zurück wie

von einer Tarantel gestochen und lassen euch endlich in Ruhe. Aber böse wird keiner, ob er auch stundenlang vergebens geharrt habe. „Pazienza,“ heißt es endlich, „sarà per un' altra volta.“

Die Sonne versank feuerglühend in die westlichen Fluthen. Wir eilten hinab, um uns unter die stets dichter wogenden Spaziergänger auf dem Kai zu mischen und zugleich einen Vetturin nach Pästum zu dingen. Es bedurfte hiezu keines langen Suchens. Kaum hatten wir die Hausthür im Rücken, als wir uns bereits von einer dichten Gruppe von Wagenvermiethern, Kutschern und Mäklern umgeben sahen, welche sämmtlich ihre vortrefflichen Fuhrwerke, sich selbst und ihre beispiellose Wohlfeilheit mit einem endlosen Wortschwall anpriesen. Wer das nicht schon gewohnt ist, kann leicht dadurch, daß ein Dutzend Kerle mit einem Mal auf ihn losreden und ihn umdrängen, als wollten sie ihn zwischen sich zerquetschen, aus der Fassung gebracht werden und sich verführen lassen, den ersten besten zu miethen, nur um der Quäler los zu werden. Wir waren abgehärtet, und da es sich am Ende fand, daß alle den gleichen, unserer Ansicht nach übertriebenen Preis forderten, waren wir schon im Begriff den Handel abzubrechen, als Freund R. eines Mäklers ansichtig ward, der scheinbar gleichgültig in der Nähe stand. „Das ist, wie ich aus früheren Erfahrungen weiß, das Factotum von Salerno,“ sagte er; „wenden Sie sich an den.“ Gesagt, gethan. Es war die häßlichste, confiscirteste Gaunerphysiognomie, die mir je vorgekommen. Zwergig, mit einem kolossalen Auswuchs an Brust und Rücken, ohne sichtbaren Hals, mit plattgedrückter Nase und weit offenen Naslöchern, furchtbar weit gespaltenem Munde, dessen schneeweiße Zähne bleckten wie die eines großen Affen, kleinen, schlau blinzelnden grauen Augen unter den buschigen Brauen und der niedern zurückfallenden Stirn, endlich mit einer unbeschreiblichen, fast grünlich violetten Gesichtsfarbe, war es das abschreckendste menschliche Individuum, das mir zwischen Alpen und Aetna

je vorgekommen ist. Auf meine Anrede antwortete er mit unendlich selbstzufriedener Miene: „Ho inteso, Signore, lasciatemi fare,“ und wandte sich dann mit einer Grandezza und Autorität in Ton und Wesen, die einem Autokraten nicht übel angestanden hätten, an einen der nächsten Kutscher, sprach mit ihm ein paar Augenblicke im abscheulichsten Dialekt, den ich je gehört und von dem ich nur hie und da ein Wort auffangen konnte, und sagte endlich auf gut italienisch: „Du fährst also diese Herren für vier Piaster, tutto compreso.“ Damit war die Sache abgemacht, und wir waren, nach meiner festen Ueberzeugung, höchst anständig nur um ein Viertheil des Preises geprellt, was in Neapel wenig genug sagen will.

Wir ließen uns vor einer der hell erleuchteten Sorbetterien nieder und genossen mit Wollust des köstlichen Fruchteises. Ein süditalienischer Sommertag und neapolitanische Conditorkünste gehören dazu, um einen solchen Göttergenuß nach seinem vollen Werthe würdigen zu lernen. Ambrosia ist nichts gegen neapolitanisches und sicilianisches Gefrorenes; das ist meine ernstliche Meinung. Nie und nimmer werde ich des Labsals vergessen, das uns das herrliche vielartige Eis brachte, wenn wir den Tag über im glühendsten Sonnenschein die schattenlosen Hochebenen Siciliens durchritten hatten.

Vor uns wogte ein buntes Leben. Vor einer zum Theater aufgeschmückten Bretterbude stand der Tyrann des Trauerspiels in schrecklichem Costüm mit noch schrecklicher gemaltem Gesichte und lud die schaulustige Menge zu der zweiten Vorstellung „bei glänzender Beleuchtung“ mit einer Stimme ein, die eine Trompete vollkommen entbehrlich machte. Ein großes Bild, auf das er mit nicht geringer Selbstzufriedenheit deutete, versinnbildete vermuthlich die Katastrophe der Tragödie. Wenigstens fehlte es nicht an Todten und Sterbenden, an Blutströmen, Engeln und Teufeln von jedem Kaliber, Alles in den grellsten rothen, gelben und grünen

Farben. Unweit davon machte Pulcinella seine Künste, von einem jubelnden Haufen von Gassenjungen umdrängt. Beifallklatschen, Gelächter und Zischen tönte ohne Unterlaß aus der Menge. Dazwischen wandelten feine Herren und Damen, die schöne Welt von Salerno; auch einige offene Equipagen fuhren auf und ab. Auf den von der nun gesunkenen Sonne durchglühten Steinen am Seeufer lag ein Haufe Lazzaroni, zum Theil in leidenschaftlicher Aufregung Mora spielend, zum Theil behaglich auf dem Rücken ausgestreckt, scheinbar unbekümmert um alles, was um sie her vorging. Eine englische Familie, von Bettlern, Vetturinen, Ciceroni und Verkäufern umdrängt, machte sich mühsam und scheltend Bahn durch die Menge. Ueber die bunte Scene hinaus fiel der Blick auf die dunkle ruhige Meeresfläche, auf welcher der Widerschein der Sterne zitterte, die einer nach dem andern am tiefblauen Himmelsgewölbe entglommen. Fernher ragten die düstern Felsen von Amalfi, die luftigen Spitzen fast verschwimmend mit dem dunkelnden Himmel. Als die Nacht tiefer herabsank und der Kai sich nach und nach leerte und stiller wurde, wandelten wir noch stundenlang längs der flachen Felsen am Meeresufer, wo die Wellen ihr leises Schlummerlied sangen, bis der hoch im Meridian funkelnde röthliche Antares uns mahnte, daß es die höchste Zeit sei, der Ruhe zu pflegen, wenn wir morgen bei Zeiten in Pästum sein wollten.

---

2. Pästum.

In der That stand die Sonne schon hoch am Himmel, als wir nach eilig genossenem Frühstück in den Wagen sprangen. Unser Kutscher, ein junger, schlanker Salernitaner, dem wir ein gutes Trinkgeld versprochen hatten, peitschte seine Pferde, daß sie wie der Blitz dahinflogen über die staubige Straße durch die frische reine Morgenluft. Eile that noth, denn Pästum liegt vierundzwanzig Miglien

von Salerno entfernt, und wir mußten noch vor Abend zurück sein.

Der Weg, obwohl immer in der Ebene bleibend zwischen Berg und Gestade, ist keineswegs so langweilig und monoton, wie ihn die Reisehandbücher schildern. Anfangs führt er, sobald wir die Häuser der Stadt verlassen haben, zwischen schönen Gärten hin, deren üppige südliche Vegetation über die Mauern auf die Straße herüber winkt. Dunkle Orangenhaine senden uns ihre würzigen Düfte, Agaven, Cactus, Lorbeerbäume und einzelne Dattelpalmen nicken mit den Kronen herüber oder drängen sich mit siegender Kraft durch die schlecht gefügten Mauersteine selbst hervor. Weiterhin fassen hohe Pappeln, von mächtigen Reben durchrankt, mit weitschattenden Maulbeerbäumen wechselnd, die Straße ein; mit Oliven bepflanzte wellige Hügel steigen zur Linken empor; über sie her ragen hohe, wild und abenteuerlich gezackte Felsgebirge. Zur Rechten schimmert hie und da ein Streifen der Meeresfläche durch das Grün der Bäume und Felder. Wo die letzteren aufhören, treten üppige Wiesen und Weiden an ihre Stelle, mit von wildem Dorngestrüpp überzogenen Brachäckern wechselnd.

Bald hält der Wagen an den einzelnen Häusern von Battipaglia, den einzigen menschlichen Wohnungen, denen wir auf dem langen Wege begegnen. Von hier an wird die Gegend öder und öder. Wir glauben uns bald wieder in die toscanischen Maremmen oder die pontinischen Sümpfe versetzt. Weite, wüste Strecken, mit Binsen, Wasserlilien und Riedgras bedeckt, dehnen sich links nach den Bergen, rechts nach dem Meere hin, von Lachen schmutzigen, oft mit einer in allen Farben des Regenbogens spielenden Haut überzogenen Wassers unterbrochen. Links am Abhange liegt das Städtchen Eboli, dessen Namen die Fürstin Anna und noch mehr Schiller Unsterblichkeit verliehen haben. Hie und da erheben sich malerische Gruppen dunkler Steineichen aus der Fläche; weiterhin drängen sich die Eichen zu Wäldern zu-

sammen. Die Tamariske, dieser charakteristische Baum der Meeresebene, erscheint erst strauchartig, heckenbildend längs der Straße; später bildet er nach dem Gestade hin, oft mit der Seestrandskiefer vereinigt, lockende Haine. Schaaren von halb wilden Pferden, ungeheure weiße Ochsen, zuweilen mit Eseln und Gäulen zu seltsamen Gespannen vereinigt, beleben nebst zahlreichen Büffelheerden die Gegend. Die Büffel, vielleicht zum Schutze gegen quälende Insekten, bis an den Hals in die Sumpflachen längs der Straße versenkt, oder mit grauem Schlamm überzogen, im Schatten der Tamarisken wiederkäuend, schauen uns stumm mit dem stieren, tückischen Auge nach. Jetzt erscheint ein Wald breitästiger Weiden, die Stämme halb versenkt im bleiernen Sumpfwasser zu beiden Seiten der Straße. Jenseits des Gehölzes wälzt der breite Selefluß, der Silarus der Alten, seine trüben, schlammigen Wellen dem Meere zu. Eine plumpe, ungefüge Fähre, von schreienden, schmutzigen Kerlen regiert, braucht fast eine halbe Stunde, um uns nebst Wagen und Pferden an's jenseitige Ufer zu bringen. Hier erscheint stellenweise eine Spur von Anbau zwischen dem öden Sumpf- und Heideland. Vor uns unterbricht eine dunkel aufsteigende Linie die söhlige Fläche: es sind die zusammengestürzten Stadtmauern von Pästum. Wunderbar ragen darüber hin die schlanken Säulen seiner Tempel zwischen Kornfeldern, Sümpfen und Tamariskengebüsch hervor.

Eine Stunde jenseits des Sele durchfuhren wir das eingestürzte Thor. Höchst eigenthümlich ist der Anblick der alten Mauern. Die kolossalen cementlosen Steinblöcke, die sie bildeten, sind, wohl mehr durch Menschengewalt als durch die Hand der Zeit, wild durch einander gestürzt und bilden nun rings umher einen hohen, hügelartigen Ringwall. Eine dichte und mannigfaltige Vegetation von Gebüsch und Kräutern hat ihn überzogen; Lentiscus, Myrthen, Stechdorn, Acanthus, Goldlack und viele schön blühende Pflanzen geben,

die Steine verkleidend, dem Ganzen das Ansehen einer natürlichen Anhöhe.

Auch im Innern erinnert wenig an die Straßen und Häuser, die noch bis vor einem Jahrtausend den weiten Raum bedeckten. Ein oder zwei Bauern haben sich mit ihren Familien hier angesiedelt und Weizen und Mais in die hohe Schicht von Dammerde gesäet, die das alte Straßenpflaster und die hie und da hügelartig aufgehäuften Trümmer überlagert. Wäre es möglich, die Bestandtheile noch auseinander zu legen, aus denen dieser Humus zusammengesetzt ist, das Resultat würde dem Historiker und Dichter noch reichere Ausbeute als dem Chemiker und Landwirthe gewähren. Wohl mehr als die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens sind es die, seit vor einem Jahrhundert reisende Engländer Pästum von neuem entdeckt, immer zahlreicher herbeiströmenden Fremden, welche wiederum Bewohner und Anbau in die wüsten Trümmerhaufen gebracht haben. Der leichte Verdienst als Custoden, Wirthe und Verkäufer antiker und nachgemachter Münzen und Terracotten reizt die trägheitliebenden Kinder des Südens mehr als der mühevolle Anbau des mit gewaltigen Steintrümmern übersäeten Bodens. Denn es bedarf dazu nichts als etwas Unverschämtheit, Aufdringlichkeit, Betrügerei und kriechende Dienstfertigkeit, Tugenden, welche, wie es scheint, dem lebenden Geschlecht in Neapel angeboren sind. Die Aussicht, Geld verdienen zu können ohne Arbeit, läßt sie der den ganzen Sommer hier herrschenden Malaria und der „cohors illa febrium“ in ihrem Gefolge Trotz bieten.

Noch zeigt man in Pästum das Theater und Amphitheater, einen Tempel des Aesculap, und ich weiß nicht was sonst für öffentliche Gebäude. Aber euer unbefangenes Laienauge sieht überall nur wüste, mit Gestrüpp und Dornbüschen und wilden Blumen überzogene Trümmerhaufen. Hie und da ruhen noch ein paar mächtige Steinblöcke über einander, oder zeigen, flach neben einander gelegt, die Area

eines verschwundenen Bauwerks. Aber inmitten dieser Trümmer erheben sich in wunderbarer Erhaltung und Vollständigkeit die Säulen dreier dorischer Tempel: zunächst dem Eingangsthor, der Schenke gegenüber (wenn man ein Bauernhaus so nennen darf, wo man nicht einmal Trinkwasser haben kann) der Tempel der Ceres, weiterhin dicht neben einander der des Poseidon und die sogenannte Basilica.

Ich hatte bisher noch nie einen griechischen Tempel gesehen. Oberitalien enthält von antiken Bauresten nur Denkmäler des römischen Styls; Rom selbst war zwar reich an Tempeln, die in Form und Geschmack mehr oder weniger den griechischen nachgeahmt waren, aber nur einzelne verwaiste Säulen und Nischen sind davon bis auf uns gekommen. Vom Pantheon gehört nur der Pronaos dem griechischen Style an, und auch dieser zeigt doch nur die späteren eleganten Formen der korinthischen Bauart. So war der Eindruck, den ich von den Denkmälern von Pästum empfing, ein ganz neuer. Und die Wirkung war eine plötzliche, tiefe, gewaltige. So einfach ist die Idee des dorischen Peripteros, so herrlich und natürlich ordnen sich ihr alle Theile bis auf die kleinsten Verzierungen unter, daß ein einziger Blick hinreicht, um das ganze Bauwerk, den Gedanken des Künstlers und der Nation, die es errichtet, klar und deutlich vor die Seele treten zu lassen. Alle Schwerfälligkeit der einzelnen Glieder, deren man besonders auch den Neptuntempel in Pästum anklagt, verschwindet in dem Totaleindruck einer Symmetrie, wie sie mir wenigstens nie in ähnlicher Weise so unmittelbar und wirkungsvoll entgegengetreten war. Wer die heiligen Reste der Akropolis gesehen, mag im Einzelnen am Tempel des Neptun manches auszusetzen finden: er mag weniger stark verjüngte Säulen, weitere Intercolumnien, eine leichtere Bekrönung wünschen. Mich störte nichts von dem allen. Lange stand ich, in den Genuß bewundernden Anschauens versunken, ohne daß es mir nur eingefallen wäre,

mir Rechenschaft geben zu wollen von dem, was mich so gewaltig ergriff. Erst allmälig trat die Reflexion hinzu, und als es mir klar geworden war, daß es die Vereinigung der Schönheit mit der Einfachheit und Zweckmäßigkeit sei, was mir zum erstenmal hier mit so gewaltiger Wirkung entgegentrat, wandten sich meine Gedanken unwillkürlich von dem Bauwerk auf die Erbauer.

Die dorischen Tempel, wenigstens wo sie so erhalten und von solcher Vollendung sind wie der des Neptun zu Pästum, machen wesentlich denselben allgemeinen Eindruck auf uns wie die Dichtungen des Sophokles oder Homers. Die einen wie die andern tragen jenen ausgeprägten Charakter einfacher, edler und maßvoller Schönheit, den wir mit dem Ausdruck classisch zu bezeichnen gewohnt sind, und der dem modernen Völkerleben und seinen Erzeugnissen fast ganz abhanden gekommen ist. Der Anblick der einen wie die Lektüre der andern erhebt und veredelt den Geist und flößt ihm Abscheu ein gegen das Unschöne und Gemeine. Beide sänftigen den Sturm der Leidenschaften und wecken in unserm Innern das Streben nach dem Gleichgewicht der Kräfte, nach der lautern Harmonie, deren Stempel sie selbst an sich tragen.

Unwillkürlich fiel mir dabei eine Bildsäule des Sophokles ein, die ich unlängst im Museum des Lateran so oft betrachtet hatte. In dem Ausdruck der ganzen Gestalt wie der einzelnen Züge liegt, neben unverkennbar individuellem Charakter, die geistige Hoheit und Harmonie so klar und gewaltig ausgesprochen, daß wir uns ergriffen fühlen wie bei dem Anblick einer Gottheit. Wir erkennen den Dichter des Oedipus und der Antigone, der von seinem hohen idealen Standpunkte auf das Treiben der Menschenwelt wie Zeus vom Olympos herabsieht. Was da unten vorgeht, mag lebhafte Theilnahme, Mitleid und sittlichen Unwillen in ihm erwecken; auf sein geistiges Wesen, in dem längst das reinste Ebenmaß vorherrscht, kann es keinerlei störenden Einfluß üben. Was er

als Dichter war, das müssen Phidias, Kallikrates und die andern Koryphäen des perikleischen Zeitalters als Bildhauer und Baumeister gewesen sein. Aber daß auch die in Städten und von Künstlern zweiten und dritten Ranges geschaffenen Kunstdenkmäler, wenn gleich nicht dieselbe Vollendung, nicht denselben genialen Schwung, doch, so weit sie uns erhalten sind, fast ausnahmslos denselben Sinn für edle Formenschönheit, wie dasselbe klare Verständniß derselben bekunden: das ist es, was vor allem unsern Geist mit bewunderndem Staunen erfüllt; denn es liefert uns den sprechendsten Beweis dafür, daß jener Sinn eines ganzen großen Volkes lebendiges Gesammteigenthum geworden war.

Alle einigermaßen erhaltenen Tempel des griechischen Alterthums, das kleine Heiligthum der Nike Apteros zu Athen ausgenommen, gehören dem dorischen Style an. Die Scheu, an dem Herkömmlichen und Bestehenden in religiösen Dingen zu rütteln, die bei dem griechischen Volke allgemein verbreitet war und selbst da noch herrschte, als die staatlichen und sittlichen Zustände längst faul geworden waren, mag wohl der nächste Grund gewesen sein, daß man den ernsten und einfachen Charakter des alten Tempelbaues in allen seinen Grundformen bis zu den Zeiten der Römerherrschaft beibehielt, wenigstens so lange es sich um die Errichtung nationaler Heiligthümer handelte. Aber es kam ohne Zweifel das Bewußtsein hinzu, daß kein Styl wie dieser in seiner einfachen Größe der Majestät der Gottheit entspreche, deren Bildsäule im Innern thronte. Wenigstens überkam mich dieses Gefühl, als ich im Anschaun des vor mir aufsteigenden Neptuntempels versunken stand und sein Bild sich mir mit unauslöschlichen Zügen in die Seele prägte.

Aus den grünen Aehren des Weizenfeldes erhob sich auf drei Stufen die breite Fläche des oblongen Unterbaues. Sechs Säulen an jeder der schmalen, und vierzehn an den breiten Seiten, tragen das rings umlaufende Gesimse. Wie alle dorischen Säulen streben sie ohne Basis, gleichsam dem Boden

entwachsend, nach oben zu stark verjüngt, mit leichter Ausbauchung, dem Capitäl zu. Drei concave Ringe scheinen dicht unter diesem die Säule nochmals zusammenzuschnüren, gleichsam um ihre Kraft noch zu erhöhen, damit sie das ungeheure Gewicht des vierzehn Fuß langen Steinbalkens tragen könne, der auf ihr ruht. Unter seinem Drucke schwillt sie zu einem Kissen, dem kräftig gerundeten Echinus des Capitäls an, auf welchem die feste Deckplatte endlich dem Architrav ein sicheres Lager darbietet. Wie in den alten Monumenten gewöhnlich, stehen die Säulen dicht geschaart, so trotz der riesigen Wucht, die sie tragen, das beruhigende Gefühl voller Sicherheit gewährend. Scharfkantige Cannelirungen, jede eine Spanne im Durchmesser haltend, nehmen dem mächtigen Säulenstamme (unten von achtzehn Fuß Umfang) jede Spur von Schwerfälligkeit. Fest und eng gefugt, scheinbar ein einziger riesiger Steinbalken, zieht sich ringsher über die Säulen die verbindende Linie der Architrave. Keinerlei Schmuck unterbricht die glatte Fläche. Aber auch die Reliefbilder an den Metopen des Frieses sind, wenn sie je vorhanden waren, längst bis auf die letzte Spur vernichtet. Nur die senkrechten Schlitze der Triglyphen, bestimmt, dem Auge auch hier, in der Fläche des Gebälkes, die Cannelirungen der Säulen wieder vorzuführen, sind vollkommen erhalten, und nach wie vor hängen die Tropfen an den schmalen Bändern ihres untern Randes. Scharf vortretende Platten trennen den Fries sowohl nach unten vom Architrav, als nach oben vom abschließenden Kranzgesimse. Die obere ist sanft geneigt; kleinere Platten, abermals dicht mit steinernen Tropfen besetzt (die Dielenköpfe), springen unterhalb derselben über den Triglyphen vor. Das Dach, das auf dem Kranzgesimse ruhte, ist der Zeit zum Opfer gefallen. Aber in das Innere des Heiligthums brach von jeher das Licht von oben herein; Sonnenstrahlen und Regengüsse strömten unaufgehalten auf die Steinplatten, die den Fußboden der Cella bilden. Noch ist die schöne Form des Giebelgesimses

deutlich in allen Haupttheilen erkennbar, wenn gleich längst keine Spur mehr von der Marmorgruppe vorhanden ist, die einst seinen Hauptschmuck bildete.

Lange hatte ich so betrachtend und bewundernd draußen auf dem Wege am Eingange der Umzäunung gestanden, die auch hier einem als Custoden fungirenden Betteljungen erlaubt, dem Fremden einen Tribut abzupressen, und trat nun näher, auch das Innere in Augenschein zu nehmen. Hier freilich, wo das Auge die schöne Symmetrie des Ganzen nicht mehr zu überblicken im Stande ist, und wo uns fast aus jedem Gliede des Baues die zerstörende Gewalt der Zeit und menschlicher Barbarei entgegentritt, ist der Eindruck weniger wohlthuend und harmonisch. Die fünf Stücke — kolossalen Mühlsteinen vergleichbar — aus denen die Säulen zusammengesetzt sind und deren Absätze von Weitem verschwinden, erscheinen nun deutlich getrennt und vielfach, besonders da wo sie aufeinanderliegen, beschädigt. Das Material, eine Art Travertin oder löcherreicher Kalktuff, ist vielfach verwittert. Durch die Säulen der Vorhalle trat ich in die Cella, deren feste Mauern bis auf geringe, kaum einige Fuß vom Boden aufsteigende Reste verschwunden sind. Dagegen stehen die Säulen des ersten Stockwerks im Innern, so viel mir erinnerlich, fast noch alle, und sogar noch mehrere von der leichteren Ordnung des zweiten. In der Mitte des schmalen länglichen Hauptraumes erkennt man noch die Spuren des Altars. Aber trotz der argen Zerstörung ward es mir deutlich, was ich später in dem besser erhaltenen Concordientempel zu Agrigent noch klarer erkennen konnte, wie sehr, in architektonischer Hinsicht wenigstens, die äußere Säulenhalle das Innere des Heiligthums an Wichtigkeit überragte.

Wo man die hohe Stufe zum Posticum, der heitern Außenhalle des Tempels, hinabsteigt, lagerten wir uns, ermüdet von dem langen Umherwandern, auf dem harten Steinboden. Vor uns erschien, über die wallenden grünen Aehren hinweg, die sonnenbeschienene blaue Fläche der leicht

bewegten See. Aber der doppelte geistige und materielle Genuß, dem wir uns hingaben, wurde bald durch eine Menge unverschämt zudringlichen Bettlergesindels gestört, dieser Pest Unter-Italiens, die oft den Aufenthalt gerade an den herrlichsten Punkten fast unerträglich macht. Mit Patina überzogene Münzen, die sich jedoch bei näherer Untersuchung fast alle als „antik gemacht" erwiesen (ein in Italien jetzt sehr blühendes Gewerbe), kleine Köpfe von Terracotta und Thränenkrüge wurden in Menge von schmutzigen Bauerjungen zum Verkauf ausgeboten. Wir widerstanden jedoch allen Versuchungen und brachen auf, um auch die übrigen Trümmer näher in Augenschein zu nehmen. Aber weder die dem Neptuntempel zunächst stehende sogenannte Basilica, noch der Tempel der Ceres können mit dem ersteren irgend einen Vergleich aushalten. Nur die äußeren Säulen und ein Theil des Gebälkes sind hier erhalten; dabei fehlt es beiden Gebäuden, die wohl einer weit späteren Zeit als der Neptuntempel ihr Dasein verdanken, an der großartigen Einfachheit und Würde, die den Anblick des letzteren so unvergeßlich macht. In der Basilica liegen zwei niedergestürzte Capitäle, die, wenn auch bedeutend kleiner als die des Neptuntempels, doch sechs Fuß Durchmesser haben und den Beschauer mit Staunen erfüllen vor den gewaltigen Werkstücken, aus denen das Alterthum seine Heiligthümer errichtete.

Wüste Trümmerstätten, aus denen sich hie und da der Schaft einer gebrochenen Säule einige Fuß hoch erhebt, unterbrechen die Weizenfelder und Weideplätze, welche an die Stelle der Straßen und Gärten innerhalb der überall noch erkennbaren Ringmauer Pästums getreten sind. Noch im Mittelalter sollen hier mehrere Gebäude fast unversehrt gestanden haben, deren korinthische Säulen dem nahen Salerno zum Raube wurden. Jetzt ist nur die Porta Sirena, am Ostende der Stadt, noch wohl erhalten mit ihren glatten, wie immer mörtellos scharf auf einander gepaßten

Quadern. Von der Höhe der Mauertrümmer neben dem Thore schweift der Blick ungehindert über die ganze Fläche der Stadt und die nahe Meeresküste; von keinem andern Punkte erscheinen die Formen des Poseidontempels so schön, symmetrisch und ausdrucksvoll. Der Anblick der einsam aus menschenleerer Oede, aus Feld und Moor aufragenden Trümmer hat etwas unendlich Ernstes und Feierliches. Sie erscheinen wie riesenhafte Grabdenkmäler einer sagenhaften Vorzeit. Ihre ganze Umgebung ruft nur den schmerzlichen Eindruck einer gänzlichen Zerstörung hervor. Wildes Gestrüpp vertritt die Stelle der berühmten biferi rosaria Paesti, der doppelt blühenden Rosengärten der alten Posidonia, zerlumpte Bauern und Bettler die ihrer reichen, üppigen Bewohner. In der schmutzigen Osteria gelang es uns nur für schweres Geld die erbärmlichsten Erfrischungen zu bekommen; die nothwendigste, trinkbares Wasser, fehlte ganz; das, was man uns bot, war so bitter salzig, daß wir uns mit Ekel davon abwendeten. Dennoch fand ich, vielleicht der noch frühen Jahreszeit wegen, keineswegs die fieberbleichen Gesichter, von denen andere Reisende erzählen. Doch deuteten die halb mit schillerndem Salzwasser gefüllten Lachen und die hoch zwischen Stangen aufgeschlungenen Hängematten der Hirten unverkennbar genug auf die bald beginnende Herrschaft der Malaria.

Der größte Theil meiner Reisegefährten trennte sich hier von uns, um in dem hoch am Bergabhange gelegenen Flecken Capaccio zu übernachten und die folgenden Tage zu architektonischen und malerischen Studien der Trümmer zu benutzen. Die übrige Gesellschaft kehrte auf geradem Wege nach Neapel zurück, während ich mit einem jungen Landsmanne in Salerno blieb, um von hier unsere Reise am folgenden Morgen längs der Küste über Amalfi nach Sorrent und Capri fortzusetzen.

3. Amalfi.

Die Landstraße von Salerno nach Amalfi ist erst ein Werk des letzten Jahrzehnts; aber kaum möchte innerhalb unseres Welttheils eine zweite zu finden sein, selbst Murats berühmte Kunststraße über den Posilipp nicht ausgenommen, die sich an malerischer Schönheit mit ihr vergleichen könnte. Fast ununterbrochen in die Felsen gesprengt, die hier bis zu einer Höhe von mehreren tausend Fußen aufstrebend, unterwärts bis ins Meer hinabreichen, läuft sie meist etwa hundert Fuß über der Brandung dem Gestade entlang, in zahllosen Windungen der vielfach zerklüfteten Felsküste folgend. Eine reiche und mannigfaltige Vegetation sprießt aus den Spalten und Ritzen des Gesteins. Treten Agave und Cactus hier noch weniger massenhaft hervor als an den Küsten Siciliens, so findet man dagegen kaum irgendwo anders so mächtige, weit schattende Johannisbrodbäume und knorrige, dunkellaubige Steineichen, wechselnd mit hohen Wolfsmilchstauden und dem lebhaft grünen Laube der Erdbeerbäume. Wo sich, bei der Biegung um die scharfe Felsecke, plötzlich eine tiefe, schmale Schlucht vor uns öffnet, an deren Ausgange der vom Gebirge herabströmende Bach einen schmalen Streifen Dammerde abgesetzt hat, glänzen die weißen Häuschen eines Städtchens, oft aus einem Haine von Orangenbäumen hervorschimmernd, während Oleanderbüsche, mit rosigen Blüthen geschmückt, weidenartig die Ufer des Baches einfassen. In furchtbaren Zacken steigt das wilde, nackte Felsgebirge über uns zu schwindelnder Höhe, wie ausgenagt vom Zahne der Zeit, von gähnenden Tropfsteingrotten unterbrochen, von deren Decken die Stalaktiten bis auf den Boden herabhängen. Wo ein Fleck grünen Rasens auf dem flachen Vorsprunge des Felsens haftet, erscheint, malerisch gegen den Horizont sich abhebend, das Häuschen eines Landmanns, die zwischen Lorbeer, Cypressen und Citronen halb verborgene Villa des Reichen, oder der einsame, halb verfallene Wartthurm, in halber Höhe mit einem Zinnenkranze umgeben, wie sie von Sicilien

bis über Genua hinauf längs der Felsküste des Mittelmeeres errichtet, auf die immer wache Besorgniß vor einem Ueberfalle saracenischen Raubgesindels deuten. Unter uns schlägt der weiße Schaum der Brandung an die Felsen; ein breiter Purpurstreif, von seltsam gestalteten, aus den Fluthen aufragenden Klippen unterbrochen, bezeichnet die Untiefen; weiterhin geht die leise wogende Fläche aus glänzendem, atlasartigem Smaragdgrün allmälig in das tiefe, satte Ultramarinblau über, welches das strahlende Azur des Himmelsgewölbes mit verstärkter Kraft wiederzuspiegeln scheint. Mit jeder Minute wechselt der Charakter der Landschaft: bald schweben wir hoch zwischen Berg und Meer, eine öde Fels- und Wasserwüste umgiebt uns von allen Seiten. Wenige Augenblicke später, und wir durcheilen eine stille, grüne Schlucht, so lachend, friedlich und lauschig wie das verzauberte Paradies des Mährchens zwischen den unersteiglichen Felsgebirgen. Jetzt erreichen wir nach dreistündiger Fahrt das letzte Vorgebirge, wo der alte Saracenenthurm die Grenze zwischen Amalfi und Atrani bezeichnet. Das Städtchen Atrani, berühmt als Masaniellos Geburtsort, schmiegt sich mit seinen schwalbennestartig auf- und aneinander geklebten Häuschen dicht an den steilen Berghang, so daß die meisten der engen Gassen nur auf hohen Stufen zu erklimmen sind. Amalfi selbst, unser heutiges Reiseziel, bietet einen ähnlichen Anblick, nur daß hier die Mündung eines breiteren Thales eine kleine ebene Fläche gebildet hat, auf der freilich kaum der dritte Theil der heutigen Stadt Platz findet.

Unsere Wirthin im Albergo del Sole in Salerno hatte uns nicht nur einen Gasthof in Amalfi aufs Lebhafteste recommandirt, sondern uns sogar einen zufällig anwesenden Kellner desselben zum Führer mitgegeben. Da er uns aber, als wir nach gut italienischer Sitte einen Contract mit ihm abschließen wollten, unverschämt hohe Preise abforderte, ließ ich mich vom Kellner eines andern Gasthofes, der uns schon von Weitem entgegen schrie und uns die Vorzüge seines

Hôtels mit unglaublicher Geläufigkeit vordemonstrirte, bewegen, mit ihm die hohe und steile Felstreppe hinanzusteigen, die in die fast senkrechte Wand gehauen, uns oben in einen alterthümlichen Klosterhof aus spätromanischer Zeit mit seinen gekuppelten Säulchen und ungestalten Spitzbogen führte. Das Kloster war zum Gasthof geworden, ohne daß man deshalb einen Umbau für nothwendig gehalten hätte. Die Zimmer, bis auf einige wenige, für reiche Engländer reservirte, waren klein und zellenartig mit rohem Steinboden und kaum geglätteten, geschweige denn gemalten Wänden, dafür aber mit einem prächtigen Blicke über das Meer und die Küste, und das unsrige außerdem mit einem rohen Balkon, auf dem man die frische, kräftige Seeluft genießen konnte, und einem gar nicht übeln Deckengemälde, eine Madonna darstellend, geschmückt. Da die Betten gut, der geforderte Preis (für Frühstück, Mittagessen, Abendbrod und Quartier nur 8 Carlini = 28 Silbergroschen) billig war, so verabschiedeten wir ohne Weiteres, trotz seiner lebhaften Protestationen und Gestikulationen, unsern Freund aus dem Albergo del Sole, der unserem neuen Günstling dies bei nächster Gelegenheit einzutränken verhieß, und machten es uns in der alten Klosterzelle so behaglich als möglich. Freilich hatte das Zimmer mit seinem Steinboden, den dunklen, kahlen Wänden, dem Madonnenbilde, den bleigefaßten Scheiben des hohen Bogenfensters, dem schweren Steintische und dem mehr als einfachen Mobiliar mehr von einer Einsiedelei als von einem modernen Gasthofe; aber es war kühl und luftig, und vor uns funkelte, Erfrischung hauchend, die strahlende, unendliche See.

Vor Allem brachte uns der dienstfertige Kellner das Fremdenbuch, damit wir uns überzeugten, wie zufrieden alle hier Einkehrenden gewesen seien, und in der That war es des Lobes des Gasthofes und seiner Besitzerin, der Madame Palombo, und in specie ihrer omelettes au soufflet voll. Alsbald erschien auch die Padrona selbst, eine kleine, dicke,

gutmüthig aussehende Frau, und legte „unsern Excellenzen" mit ächt neapolitanischer Höflichkeit sich selbst und ihr ganzes Haus zu Füßen. Wir nahmen jedoch von dem allen zunächst nur eine bistecca di montone (wörtlich ein Hammelsbeefsteak) an, und brachen dann, der Ermahnung eines Landsmannes im Fremdenbuche folgend, und geleitet von einem höchst verdächtig aussehenden und, wie sich später zeigte, höchst unwissenden Gesellen, den uns der Kellner empfohlen hatte, „weil sein Bruder ein sehr guter Führer sei," nach Ravello auf, einer alten Normannen- und Saracenenstadt, die wohl 1500 Fuß oberhalb Amalfi auf einem Plateau des Felsgebirges erbaut ist.

Der Weg führte uns zunächst durch die steilen und engen Gäßchen von Atrani, an einem seltsam gestalteten Thurme vorüber, unter dem Hause Tommaso Aniellos her, das, hoch über den andern auf schroffer Hügelspitze an dem dunklen Eingang einer gewaltigen Tropfsteingrotte gelegen, schon von Weitem den Blick des zur See Herkommenden fesselt. Den Haupterwerbszweig der Bewohner Atranis bildet die Maccaronifabrikation; alle die luftigen Straßen waren mit gespannten Seilen durchzogen, an denen eine Unzahl jener langen Röhren, zum Trocknen aufgehangen, im Seewinde flatterte. Wir traten in eine der Fabriken, die Bereitungsweise durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Die in einem großen Raume im Erdgeschoß beschäftigten Arbeiter waren bis auf einen Schurz um die Lenden gänzlich unbekleidet, woran jedoch bei der herrschenden Temperatur und der furchtbar anstrengenden Arbeit kaum eine prüde brittische Schönheit hätte Anstoß nehmen können. Die bereiteten Maccaroni waren von zweierlei Qualität, von grobem und von feinem Mehle (semolino), die Bereitungsweise jedoch die gleiche. Das Mehl wird zunächst mit heißem Wasser angemacht, dann mittelst einer Maschine von zwei Menschen anderthalb Stunden lang geknetet, oder vielmehr geschlagen, bis es zu einem äußerst zähen Teige geworden ist. Nun

kommt es in eine bronzene Form, durch deren, mit einem Dorn versehene Löcher es durch Aufsetzung eines gewaltigen metallenen, von vier bis sechs Menschen durch Hebelkraft regierten Gewichtes hindurchgepreßt wird. Die unten erscheinenden röhrenförmigen Maccaroni werden mit einem großen Fächer angewedelt, um sie abzukühlen, und an der Luft getrocknet.

Von Atrani führt der Weg meist auf roh in den glatten Fels eingehauenen Treppenstufen aufwärts. Ermattet von dem beschwerlichen Steigen, und von den an den weißlichen Bergwänden zurückprallenden Strahlen eines wolkenlosen Sommermittags durchglüht, lagerten wir einige Minuten in einer der kühlen, hohen Tropfsteingrotten am Abhange, von wo der Blick zwischen den tief herabhängenden Stalaktiten hindurch die nackten Felsen, die grünen Buchten und das blaue Meer weithin beherrscht. Auf der Höhe angelangt, führte uns unser Begleiter zunächst durch eine dichte lange Rebenlaube im Garten eines Gutsbesitzers aus Atrani auf eine kleine Terrasse, die auf dem äußersten Vorsprunge des Vorgebirges geebnet, das hier steil und plötzlich zu schwindelnder Tiefe abstürzt, nicht nur die nahen, wunderlich gestalteten Felsmassen und Schluchten, sondern auch Land und Meer weithin, fast bis zu den Grenzen des Golfes von Salerno beherrscht; ein einzig schöner Punkt, in Bezug auf seine nächste Umgebung nicht unähnlich der Roßtrappe am Unterharz, nur noch weit großartiger und mit dem prachtvollen Contrast der unendlichen Fläche des Meeres zu dem Gewirr starrender Felsmassen ringsumher.

Auf der nächsten Terrasse des Gebirges liegen zerstreut die Häuser, Hütten und Trümmer der alten Stadt Ravello. Ich kenne kaum einen Ort in der Welt, der sich mit ihr im Romantischen der Lage sowohl wie des ganzen Eindruckes, den ihr Aeußeres hervorbringt, messen könnte. Auf, in und zwischen den Felsen erbaut, mit den mannichfaltig wechselnden großartigen Blicken über See und Gebirge, in seiner Bau-

art die unverkennbaren Spuren des frühen Mittelalters tragend, war die Stadt im Alterthume ein in der Sommerhitze gesuchter Landaufenthalt, darauf ein starker Waffenplatz der Saracenen und dann der Normannen. Reste von Palästen, Domen und Theatern inmitten winziger, aus alten Trümmerstücken zusammengefügter und oft schon wieder zu Schutt zerfallener Häuschen, die zierliche arabische Stuccaturarbeit neben der schweren normännischen Steinzinne und dem gothischen Spitzbogenfenster: alles das giebt, im Verein mit der umgebenden Landschaft, ein Bild, das sich in ähnlicher Weise vielleicht nur in Taormina an der sicilianischen Ostküste wiederfindet und das den nordischen Besucher aus der Wirklichkeit hinweg in die Träume einer romantischen Mährchenwelt versetzt.

An den Resten eines alten Theaters, eines schönen Achtecks mit normannischen Säulen und Spuren von zierlichen, jetzt von neuerem Mauerwerke halb verkleideten Ornamenten vorübergehend, betraten wir die Wohnung eines Engländers, Namens Lever. Die wohlerhaltenen Portale und Fenster, die reichen und phantastischen, wenn auch in ziemlich rohem Geschmacke gearbeiteten Zierrathen des viereckigen Säulenhofes deuten hier unverkennbar auf einen maurischen Palast. In dem zierlich nach englischer Sitte angelegten, reich mit mannigfachen Gewächsen des Südens ausgestatteten Garten steht eine Anzahl bizarr aufgepflanzter, ziemlich plumper und geschmackloser Säulen aus der Saracenenzeit.

Der sogenannte, wenig bedeutende Dom von San Pantaleo im normännischen Style zeigt eine sehr einfache, schmucklose Façade; in dem weiß übertünchten Innern ist nur eine schöne, mit bunter Mosaikarbeit bekleidete Kanzel und darunter ein gutes, wenn auch von der Zeit etwas beschädigtes Madonnenbild aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert bemerkenswerth. Neben demselben zeigte man uns einen marmornen Frauenkopf, nach unseres Führers Behauptung ein Bildniß der berühmten und berüchtigten Königin Jo-

hanna I. von Neapel, jedenfalls eine schöne und charakteristische Physiognomie, aber, wie mir schien, ein Werk späterer Jahrhunderte.

Fast alle Häuser Ravellos tragen die Spuren ihrer Erbauung im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert. Hie und da erscheint zierliches Säulengebälk, vielleicht noch aus classischer Zeit, in lächerlichem Ungeschmack an Fenstern und Thüren angebracht. Die meisten Häuser liegen halb oder ganz in Ruinen; nicht selten bricht eine üppige Vegetation hochstenglicher Kräuter, Stauden und Sträucher durch die zerfallenen Fensterbögen des einen Theils, während die flatternden Lumpen statt der zerbrochenen Scheiben an der andern Seite, und die vor der Thür sitzenden halbnackten Kinder darauf deuten, daß das auseinander bröckelnde Gebäude noch immer menschlichen Wesen zum Obdach dient.

Von Ravello steigen wir auf einem nicht minder steilen Pfade, die tief einschneidende Schlucht umwandernd, nach dem am jenseitigen Rande derselben gelegenen Scala hinab, wohin sich, wie es heißt, die Bewohner Amalfis zurückzogen, wenn sie von saracenischer Uebermacht aus ihrer Heimath verjagt wurden. Zwischen den Hütten des weiter nach dem Meere zu auf vorspringendem Felssporn gelegenen Puntone hat sich noch eine uralte graue Kirche von byzantinischer Bauart erhalten, die einzige von den 180, die früher, der Versicherung unseres Führers zufolge, hier gestanden haben sollen. Unweit derselben, auf dem äußersten Vorsprunge des Felsens, ist der schönste unter allen den zahllosen Aussichtspunkten der Umgegend. Uns gegenüber, durch eine tiefe, düstere Schlucht getrennt, ragen die Ruinen von Ravello zwischen grünen Bäumen und Gesträuchen und grauen Klippen hervor, überragt von der Zackenkrone des gewaltigen Monte Finestro, der auf dieser Seite aus einer Höhe von 4—5000 Fuß in kolossalen Steinterrassen bis zum Meeresstrande abstürzt. Rechts und links wilde, groteske Felsgestalten von rother, gelber und grauer Farbe, dazwischen in den Schluchten und

an den Hängen ein reicher, üppiger Pflanzenwuchs, die großen, röthlichweißen Blüthen der Kapperstaude, die leuchtend rothen Blumen des Granatapfels und die schwefelgelben der indianischen Feige, zwischen den grünen Blättermassen schimmernd; tief unten Atrani, weiterhin, halb zwischen den Felsen versteckt in ihren heimlichen Schluchten Majore und Minore, dann gegen Salerno hin Vorgebirge auf Vorgebirge in kühnen und gewaltigen Linien hinaustretend in die See, die Kanten scharf abgezeichnet auf dem hellen Hintergrunde der sonnbeleuchteten Gewässer; endlich die Ebene von Pästum mit ihren fernher winkenden Tempeln, vom Hochgebirge umkränzt, bis wo in nebliger Ferne der Blick an dem Cap haftet, das die Busen von Salerno und Policastro trennt. Zu unserer Rechten ragt der alte Thurm der Königin Johanna kühn auf vom schmalen Klippenrande, dicht unter uns erscheinen die Trümmer eines alten Saracenenschlosses, an dem trotz der schrecklichen Zerstörung noch deutlich die maurische Bauart kenntlich ist; darüber hinaus die unendliche See mit dem wunderbaren Farbenspiel des Südens, das kein Pinsel des Malers, geschweige denn Worte auszudrücken vermögen.

Auf den rauhen und hohen Treppenstufen des Felsenweges, der uns von hier in das tiefe Mühlenthal hinabführte, an dessen Ausgange Amalfi liegt, begegneten uns eine Menge Bauern und Bäuerinnen, zumal junge, schlanke Mädchen, die, große Reisigbündel auf dem Kopfe tragend, doch mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit unter ihrer schweren Last dahinschritten, die bei dem steilen, hie und da geradezu gefährlichen Wege wahrhaft bewundernswerth erschien. Andere trugen statt dessen jene eigenthümlich geformten zweihenkligen Krüge von Terracotta, deren Form lebhaft an die antiken Amphoren erinnert, um aus dem Thale das Trinkwasser in ihre Wohnungen an den dürren Abhängen zu holen. Männer wie Frauen waren bis an die Knie gänzlich unbekleidet, und ihre Glieder sowohl als ihre Köpfe zeigten eine so auffallend von der der übrigen Bewohner Neapels, die

ich bisher kennen gelernt, verschiedene Bildung, daß man sie als einem ganz andern Stamme angehörig betrachten muß. Jedenfalls herrscht eine ungleich größere Verwandtschaft zwischen den Amalfitanerinnen und den Bewohnerinnen der römischen Gebirge, als zwischen den ersteren und den Eingebornen von Salerno oder Neapel. Kaum habe ich irgendwo so herrliche Frauengestalten wiedergefunden als unter der andächtigen Menge, die vor dem Hochaltar in der Kathedrale von Amalfi kniete. Ja, eine junge Mutter, die mit dem Säuglinge an der Brust am Fuße eines Feigenbaumes unterhalb des Kapuzinerklosters ruhte, schien mir ein so vollkommenes Modell zu einem Madonnenbilde, daß es nicht mehr der idealisirenden und schaffenden Begeisterung des Genius, sondern nur der getreuen Copie der Natur bedurft hätte, um die jungfräuliche Mutter des Heilandes in herrlichster Vollendung darzustellen.

Das Mühlenthal war mir schon von reisenden Fremden vielfach seiner Naturschönheiten, zumal seiner reichen und mannigfaltigen Vegetation wegen gerühmt worden. Aber ich fand meine Erwartungen nicht befriedigt. Sei es, weil das eintönige Rädergeklapper der siebzehn Papierfabriken, der Donner der Maschinen und der Alles erfüllende Vitriolgeruch mich unangenehm berührten, oder weil das seltsame Gemisch einer nordischen und südlichen Flora einen unharmonischen Eindruck hervorbrachte: das Ganze erschien mir nach dem, was ich kurz vorher gesehen, unbedeutend und charakterlos. Ulmen, Kastanien und Pappeln wechseln mit weidenartigem Oleander oder kräftigen Orangenstämmen. Moos und Farrenkraut, zumal das zarte liebliche Laub des Venushaares (Adianthum capillus Veneris), überzieht die feuchten Felswände des tief eingeschnittenen, hie und da schluchtartig verengten Thales.

In Amalfi fanden wir ein bunteres Treiben, als der kleine Ort, der jetzt kaum 3000 Einwohner zählt, erwarten ließ. Der Grund davon ist einmal, daß die Sommerhitze

die Bewohner nicht in ihren engen und dumpfen Zimmern aushalten läßt, dann besonders, daß die Enge der meisten Gassen fast Alles auf den Platz vor der Kathedrale und in die breiteren dahin führenden Straßen zusammendrängt. Von der durch die Nothwendigkeit der Raumersparniß bedingten Bauart vieler italienischer Felsenstädte hat der Bewohner moderner Culturländer kaum einen Begriff. Ich erinnere die Besucher des Sabinergebirges nur an die Felsensteige, die Treppen und Tunnel der Bergstadt Olevano. Hier in Amalfi ist es zum Theil noch schlimmer. Trotz alles Suchens waren wir lange nicht im Stande, den Weg zu dem wenige hundert Schritte von uns entfernt gelegenen Kapuzinerkloster zu finden, bis man uns durch einen langen finstern Gang, der zum Theil durch die Häuser der Stadt, zum Theil unter denselben herführt, dorthin geleitete. So klein der Ort ist, so erfüllt er doch vollkommen den Raum vom Seestrande bis zu den steilen Felshängen, und es ist rein unbegreiflich, wie hier im Mittelalter eine Stadt von 50,000 Einwohnern gestanden haben könne, wenn man nicht annehmen will, worauf manche Spuren hinzudeuten scheinen, daß seit mehreren Jahrhunderten hier das Meer den größeren Theil der früher bedeutend ausgedehnteren Strandfläche verschlungen habe.

Eine große Treppe führt zu der luftigen Halle, die mit ihren schlanken antiken Säulen und Kreuzgewölben einen vielversprechenden Vorbau der Kathedrale von Amalfi bildet. Die Façade, deren normännischer Unterbau einen Oberbau im Renaissancestyl des siebzehnten Jahrhunderts trägt, entspricht dieser Erwartung nicht ganz, während das Innere der dreischiffigen Basilica trotz der die Säulen vertretenden Pfeiler und der flachen Decke einen angenehmen, harmonischen Eindruck macht. Sie ist reich an Sehenswürdigkeiten. Die marmorne Kanzel ist etwas überladen im normännischen Geschmacke verziert; an den Seiten steht mancher merkwürdige antike Sarkophag, und Basreliefs aus dem fünfzehnten

Jahrhundert bedecken die Wände. Die Krypte ist wie in Salerno mit bunter Marmormosaik aufs reichste geschmückt; in der Mitte derselben erhebt sich die schöne Bronzebildsäule des Schutzpatrons der Kirche, des heiligen Andreas, auf reich verziertem Altar, dessen Säulen und unterer Theil antik scheinen, während der obere, mit Ausnahme des letzten zopfigen Aufsatzes, den besten Renaissancestyl zeigt. Auch Grab und Körper des Heiligen werden auf Verlangen den Andächtigen und Neugierigen enthüllt.

Nach einem ziemlich frugalen Diner in unserem Klosterhôtel, bei dem die vielgepriesenen Omelettes au soufflet die Hauptrolle spielten, wanderten wir auf dem erwähnten nächtlichen Wege zu dem berühmten Kapuzinerkloster, das auf der Atrani entgegengesetzten Seite etwa hundert Fuß über dem Meere hart an die Felsen gedrängt liegt. Unterweges wurden wir von Schaaren von Bettlern, den unverschämtesten, die ich je gesehen, von Custoden, Führern, Eseltreibern, Fischern und Schiffern förmlich belagert, so daß wir uns nicht ohne Mühe und zum Theil bis an die Pforte des Klosters verfolgt, einen Weg durch sie bahnten.

Das Kloster, ein beliebter Vorwurf für die Landschaftsmaler und deshalb auch in Deutschland nicht unbekannt, ist ein langes, weißes, schmuckloses Gebäude, darüber ein Garten voll Steineichen, Cypressen und Wein, in der Mitte ein colossaler Johannisbrodbaum mit weit ausgespannten, dicht belaubten Aesten, am Ende des Gartens ein Pavillon mit herrlicher Aussicht. Vor dem Eingange liegt eine jener zahlreichen Tropfsteingrotten, die ich nirgends anders so herrlich domartig als Theil einer Kugel, zuweilen mit einem Durchmesser von mehr als hundert Fuß, gewölbt gesehen wie hier. Das Innere der Grotte war leider durch verschiedene Heilige aus angestrichenem Holz entstellt, die ihr mit ihren Todtengesichtern und großen grellen Augen ein spukhaftes Ansehen gaben. Man war eben beschäftigt, vor dem großen häßlichen Crucifixe in der Mitte einen Baldachin wahrschein-

8*

lich zum Zwecke irgend einer kirchlichen Feier, aufzuschlagen. Der länglich viereckige Klosterhof mit seinen unschönen Säulen und gestreckten Spitzgewölben, alles weiß angestrichen, konnte uns nicht lange fesseln; so folgten wir auf dem ansteigenden Wege dem Felsenufer bis zu einer vorspringenden Terrasse, auf der wir lagerten, bis die Sonne vor unsern Augen in die Fluthen tauchte und der violette Duft des Abends rings auf Land und Meer herabsank.

Links fiel der Blick auf die Stadt und das nahe Atrani, auf die zurückliegenden Berge mit ihren drohenden Felsenhäuptern, rechts auf zackige, von oben herabgestürzte, malerisch durcheinander geworfene Klippen, deren Fuß das von dem immer lebhafter werdenden Abendwinde aufgeregte Meer mächtig schäumend und zischend bespült. Von allen Seiten ein wildes Felsenamphitheater; dazwischen die gähnenden Mündungen der Grotten; Gruppen von Cactus mit Stämmen von einem halben Fuße Durchmesser; darunter Wein, Oliven und Orangen; zahlreiche weiße Häuschen, Kirchen, Villen, Thürme und Burgtrümmer in buntem Durcheinander, unten das prachtvoll schillernde Meer — wo findet man solch ein Bild wieder? Dazu die schönen Gestalten der vorüberwandelnden Frauen, die malerischen Trachten der Männer, der Schiffer und Bettler zumal, das eintönige, aber melodische Geräusch der anschlagenden Brandung, das Spiel des Abendwindes in den Johannisbrodbäumen über uns, die halb verlorenen Töne einer Barcarole aus dem Nachen unten, und über dem Allen der Glanz eines neapolitanischen Sommerhimmels, über den die leichten weißen Wölkchen wie Schwäne vor dem Winde hinsegeln, bis sie die in die glühenden Wogen hinab tauchende Sonne erst vergoldet und dann mit zartem Rosenschimmer übergießt. Wir lagen ausgestreckt am Klippenrande; die Unterhaltung war verstummt, wie die Reflexion; dafür waren aber alle Thore unseres Wesens weit aufgethan, um die Herrlichkeit der uns umgebenden Schöpfung einziehen zu lassen in unser Inneres, bis die prachtvolle

Landschaft sich wie ein Lichtbild in unserer Seele abgedrückt hatte, das in der meinigen wenigstens für die Dauer meines Lebens unverlöschlich eingeprägt steht.

Bei der Rückkehr zu unserem Gasthofe wäre mein Reisegefährte fast ein Opfer seines kühnen Versuches geworden, längs des Felsenufers am Gestade statt durch das Innere der Stadt sich einen Weg zu suchen. Er hoffte die gefahrvolle Stelle, wo die See den ganzen Raum bis zu den vorspringenden Felsen ausfüllte, zwischen zwei auf einander folgenden Wellen passiren zu können, kam aber zu spät, die anschlagende Woge begrub ihn, und nur durch Anklammern an den Felsen gelang es ihm, bis auf die Haut durchnäßt, dem drohenden Wassergrabe zu entkommen.

Im Gasthofe fanden wir einen Amalfitaner, einen Verwandten unserer Wirthin, der, ein leidenschaftlicher Patriot, uns viel von der Vergangenheit seiner Vaterstadt erzählte, von der Zeit, wo ihre Schifffahrtsgesetze in ganz Italien galten und wo ihre Flotten das Mittelmeer bedeckten; von Flavio Gioja, dem Erfinder des Compasses, wobei er es sehr übel zu nehmen schien, als wir seinem Landsmanne diesen Ruhm nur bedingungsweise zuerkennen wollten; von dem berühmten Exemplare der Pandekten, das die maledetti Pisani von hier fortgeführt, und von allen den andern mittelalterlichen Herrlichkeiten. Dagegen wollte er von der Gegenwart nichts wissen, und wenn wir von der neapolitanischen Regierung zu sprechen anfingen, schüttelte er den Kopf und sagte: „Se ne potrebbero dire molte cose; ma è pericoloso, Signori, ed è meglio star zitto.“ (Es ließe sich Vieles darüber sagen; aber es ist gefährlich und besser zu schweigen.)

In der Nacht wurde ich durch ein donnerndes Geräusch aufgeweckt, das ich mir anfangs nicht zu erklären vermochte. Als ich das Fenster öffnete, flog mir der Gischt des Meeres ins Gesicht. Der Wind war zum Sturme geworden, und obwohl die Wogen sich 60 bis 80 Fuß unter mir am Fels-

gestade brachen, so spritzte der Schaum doch an den wüthend gepeitschten Klippen bis zu mir empor. Ein breiter Schaumstreif zog sich längs der Küste hin und die weißen Kämme der wild heranrauschenden Wogen leuchteten weithin im Mondlicht. Dicht unter mir trafen sich die anstürmenden und rückkehrenden Wellen in furchtbarem Anprall, eine gewaltige Wasser- und Schaumsäule hoch zum Himmel emporsendend. Der Donner der Wogen war so stark, daß der feste Felsgrund zitterte und ich mich meinem Nachbar nur durch lautes Schreien verständlich machen konnte. Unter solchen Umständen war an keinen Schlaf mehr zu denken, und wir schauten vom Fenster dem Toben der Elemente zu, bis das graue Morgenlicht von den östlichen Bergen auf die wilde Meerfluth herabstieg.

---

4. Sorrent.

Wir hatten beabsichtigt, unsern Ausflug zur See nach Capri fortzusetzen und von dort über Sorrent nach Neapel zurückzukehren. Aber trotz des hohen Lohnes, den wir boten, wollte kein Schiffer es unternehmen, uns durch das wild aufgeregte Meer längs des klippen- und untiefenreichen Strandes nach dem Felsenufer der Insel zu führen. So waren wir denn genöthigt, einen Eseltreiber kommen zu lassen, um seine Thiere zur Uebersteigung des Monte Sant' Angelo, der mit seinem 4800 Fuß hohen Gipfel die Meerbusen von Neapel und Salerno scheidet, zu miethen; denn längs des Strandes führt noch kein Weg von Amalfi nach Sant' Agata und Sorrent weiter. Nach langem Markten mit dem geldgierigen Padrone, der aus unserer Verlegenheit Nutzen ziehen wollte, wurden wir Handels einig, bestiegen unsere Thiere, die groß, glatt und wohlgepflegt, sicherer als Pferde, trefflich traben und galoppiren wie diese, und belustigten uns nicht wenig an den Selbstgesprächen der Treiber und ihren Unterhaltungen mit den Thieren, obgleich wir von ihrem kauder-

welschen Patois nur wenig zu verstehen im Stande waren. Dabei klagten sie bitterlich über den abscheulichen Weg, über ihr mühseliges Amt und ihren geizigen Padrone, bis sie sich endlich mit dem stets wiederkehrenden, in halb singendem Tone ausgestoßenen Refrain ermunterten: „Molti maccheroni stasera“ (viele Maccaroni heut Abend), wobei sie uns mit einem halb flehenden, halb verschmitzten Seitenblicke ansahen und den fortwährend am Schwanze regierten Eseln einen herzhaften Schlag versetzten.

Der Weg war allerdings abscheulich, meist auf hohen Kalksteinstufen an der felsigen Bergwand emporsteigend, oft so steil, daß wir absteigen und die Thiere halb heraufziehen lassen mußten. Aber immer herrlicher enthüllte sich unter uns die Landschaft. Anfangs ging es zwischen Grotten und Felsen, an Häusern und Dörfern vorüber, hie und da durch einen schmalen Streifen Kastanienwald oder Arbutusgebüsch; dazwischen öffneten sich liebliche Blicke erst auf das Mühlenthal, dann auf die Stadt und das Meer, später auf die Ruinen von Ravello, die Thürme und Schlösser auf den Felszacken umher. Bald tritt der ganze Golf von Salerno hervor in seinem ungeheuern Halbrund vom Cap Campanella bis zu der Punta Piana; aber während tief unten der Sonnenschein auf den Wogen schimmerte, wurde es um uns her düsterer und düsterer, bis uns etwa in einer Höhe von 3000 Fuß die dicke Wolkenschicht, die wir schon von Amalfi aus auf dem Berge lagern gesehen, in ihre verhüllenden Schleier aufnahm. Dabei nahm die Vegetation um uns her einen immer vaterländischeren Charakter an; nur hie und da zeigte sich noch eine Gruppe der großen weißen Asphodelus, der Graslilien des Südens, oder eine hohe Wolfsmilchstaude zwischen dem Kastanien- und Eichengebüsche der Abhänge, und ein Rhamnus, an Wuchs unserer Birke ähnlich, begleitete uns bis zur Kammhöhe, wo auch auf kurze Zeit die heimische Buche erschien.

Die Paßhöhe, welche wir nach vierthalbstündigem Steigen erreichten, mag etwa 3800 Fuß über dem Meere liegen; dabei erschienen noch rechts und links mächtige Bergeshäupter, im Spiele der ziehenden Nebel riesenhaft vergrößert, und bewaldete Schluchten ziehen nach allen Richtungen von dem breiten Rücken des Gebirges abwärts. Wir hielten eine kurze Rast, unser frugales Frühstück einzunehmen, bemerkten jedoch, daß unsere jungen Ciceroni sich eines Theils desselben bereits bemächtigt hatten, was ihnen dann, trotz aller Protestationen und Reuebetheuerungen, das Trinkgeld und die vielersehnten Abendmaccaroni kostete. Inzwischen lösten sich die Wolken in dichten Nebel auf, der uns bis auf die Haut durchnäßte. Von der berühmten Aussicht über die beiden Golfe und bis zum Cap der Circe hin war unter diesen Umständen natürlich nichts zu gewahren.

Abwärts war der Pfad so steil und schlüpfrig, daß mein Gefährte, weit über den Kopf seines ausgleitenden Thieres hinweggeschleudert, eine Strecke den Abhang hinabrollte, ohne sich jedoch wesentlich zu beschädigen. In der halben Höhe des Berges traten wir wieder in die helle Sonne, die hier zu scheinen nicht aufgehört hatte, und erreichten bald das große, freundliche Dorf Gragnano mit seinen unzähligen Maccaronifabriken, das uns durch seine Reinlichkeit und die vollständige Abwesenheit unverschämten Bettlergesindels einen sehr angenehmen Eindruck machte. Endlich nach siebenstündigem Ritte langten wir am Ufer des Golfes von Neapel, in dem weitläufigen, fast großartig gebauten Castellamare, dem Endpunkte der neapolitanischen Südbahn an, wo uns, wie zu erwarten, wieder ein Heer von Kutschern, Führern und Kellnern in Empfang nahm. Wir aber bestiegen, ohne uns aufzuhalten, ein schon zur Abfahrt bereit stehendes Corricolo, eines jener hohen, offenen, zweisitzigen Fuhrwerke, das jedoch, ehe wir Sorrent erreichten, nicht weniger als acht Personen aufgenommen hatte, von denen zwei in dem Netze unter dem Wagenkasten Platz nahmen. Zwei kleine Jungen

waren die Lenker und kutschirten uns in lustigem Trabe und sausendem Galopp die breite Straße bergauf und bergab.

Die wechselreiche Landschaft, die wir durchfuhren, erinnerte mich lebhaft an die Riviera von Genua; nur war hier die Lage der Orte noch schöner, die Vegetation noch üppiger als dort. Herrlich vor allen liegt das Städtchen Vico, malerisch auf hohem Bergvorsprung hingestreckt, der auf drei Seiten in nackten, röthlichen Kalkfelsen fast senkrecht abfällt, die großentheils gelb angestrichenen Häuser prächtig zusammenstimmend mit der glühenden Farbe des Himmels und des Meeres, das Ganze eingebettet in einen dunkel saftgrünen Orangenhain, wie ein goldfarbiger Edelstein, von blitzenden Smaragden umgeben. Von hier an geht es durch die Orangenwälder, die Olivenhaine, Weinpflanzungen und Villen des vielbesungenen Piano di Sorrento, vielleicht der reizendsten und üppigsten Gegend Italiens. Eine sanftgeneigte Ebene breitet sich von dem Fuße des Felskegels, der die beiden Golfe scheidet, bis zum Strande des Busens von Neapel, hier mit einer 30 bis 50 Fuß hohen Felswand senkrecht zum Meere hin abfallend. Kein Fleckchen des Bodens ist hier uncultivirt, aber die Cultur selbst scheint eine freundlichere Natur: es ist nirgends das Kleinliche, Verzwickte und Steife darin, wie in ähnlichen Schöpfungen des Nordens.

Den bekannten Fremdenquartieren der Sirene und Columella vorüber eilend, stiegen wir bei der „magern Rose“ (Rosa magra), wie die Gäste die Wirthin und ihr Haus bezeichnet, ab, in deren „Gasthaus für Künstler“, wie in deutschen Worten auf dem Schilde zu lesen ist, wir sehr freundlich empfangen wurden. In der That fanden wir allen Grund, den trefflichen Zeugnissen zahlloser Deutschen im Fremdenbuche, die hier eine Ausnahme von der in Italien und zumal in Neapel herrschenden Prellerei gefunden haben, auch das unsere hinzuzufügen. Unter andern Zeugnissen von zum Theil namhaften Persönlichkeiten zeigte man uns auch

einen in mittelmäßigem Italienisch geschriebenen Brief Adolph Stahrs an die Wirthsfamilie, welcher bewies, auf welch vertrautem Fuße er mit ihnen gestanden. In der That fühlten auch wir uns schon nach wenigen Stunden ganz en famille. Einige der jungen Leute, zumal die Damen, leisteten uns beständig Gesellschaft, sorgten für alle unsere Bedürfnisse mit der unermüdlichsten Aufmerksamkeit, nahmen uns energisch gegen alle Arten von Prellereien in Schutz, suchten uns auf's beste die Honneurs von Sorrent zu machen und uns zu unterhalten: und es dauerte keine vierundzwanzig Stunden, da wußten wir bereits, daß die Signorina Luisa einen bellissimo amante habe, mit dem sie seit längerer Zeit versprochen sei und den sie längst geheirathet haben würde, wenn nur das verwünschte Geld nicht wäre, an dem es ihnen eben beiden gebräche.

Sorrent und seine Umgebungen sind so oft in gebundener und ungebundener Rede von Einheimischen und Fremden besungen worden, daß ich den Leser nicht mit einer abermaligen Aufzählung und Beschreibung seiner Herrlichkeiten behelligen will. Genug, daß der Neapolitaner, welcher gegen mich äußerte: „Wenn Neapel das Paradies Italiens ist, so ist Sorrent das Eden von Neapel", gewiß von keinem Besucher Lügen gestraft werden wird. Worin die zauberhafte Schönheit des Ortes eigentlich beruhe, ist nicht ganz leicht zu sagen. Der bedeutendste Eindruck mag wohl durch den scharfen Contrast zwischen dem mit einem Walde vom saftigsten Grün, mit zahllosen schimmernden weißen Häusern, Villen und Kirchen bedeckten Piano, einem Bilde der üppigsten, lachendsten Heiterkeit einerseits, und der wildromantischen Einfassung von öden und starren, aber malerisch geformten, vielfach durchfurchten und zerrissenen Felsmassen andererseits liegen, die es von allen Seiten wie ein unzugängliches Heiligthum umschließen, so wie auch wiederum in dem Gegensatze zwischen dem strahlenden Blau und Grün des Meeres und dem grellen Roth und Gelb der Klippen, die ihm entsteigend, jenes Pa-

radies gegen die gierig leckenden Zungen der anstürmenden Wogen schützen.

Die kleine Stadt Sorrent selbst bietet des Schönen und Erfreulichen wenig. Enge, winklige Gassen, Häuser im neapolitanischen Geschmack, nur von größerem Alterthum zeugend, hie und da einige Reste aus normannischer oder altrömischer Zeit (wie die große, noch benutzte Cisterne des Antonius Pius mit Resten einer Naumachie und halberloschenen Fresken im Hofe, der Rosa magra gegenüber; die eingemauerten Basreliefs und Marmorsäulen in dem Durchgang des bischöflichen Palastes ꝛc.); eine unbedeutende Kathedrale mit einigen erträglichen Bildern von Zingaro und Calabrese und einem kostbaren Bischofsstab, wie behauptet wird, aus corinthischem Erz; viel Schmutz in den Straßen und an den Bewohnern, nebst einem Grade von Unverschämtheit, wie er mir wenigstens bei dem weiblichen Geschlecht in Italien sonst nicht leicht vorgekommen ist, auf die Nähe des übel berüchtigten Städtchens Sant' Agata deutend: das ist so ziemlich alles, was uns bei einer ersten Durchwanderung in die Augen fällt. Natürlich verfehlten wir nicht, Tasso's prächtig auf den Felsen am Seestrand gelegenes Geburtshaus, so wie die großartige Werkstatt Gargiulis zu besuchen, deren aus Oliven-, Orangen- oder Cypressenholz trefflich gearbeitete Kästchen, Notenpulte, Körbchen u. s. w. in allen Ländern Europas zu finden sind. Vergeblich sahen wir uns dagegen nach den schönen Mädchen um, von denen man uns schon in Florenz so viel erzählt, und fanden, daß die Sorrentinerinnen in dieser Hinsicht mit den Bewohnerinnen Amalfi's sich nicht vergleichen dürfen.

Den zweiten Nachmittag nach unserer Ankunft benutzten wir zu einem Ausfluge nach der Punta di Capo di Monte, der Bergspitze, die anderthalb Stunden von Sorrent gelegen, einen Blick über den ganzen Golf von Neapel gewährt. Der Weg dahin führt zunächst längs einer malerischen tiefen Bergschlucht, welche einen großen Theil der Stadt nach

Süden und Westen hin umgiebt und deren Orangengärten durch senkrechte Felsen, scheinbar unzugänglich, von der Oberwelt umher geschieden sind. Eine alte Brücke führt über sie hinweg zu einem eigenthümlich gebauten, wahrscheinlich antiken Stadtthor. Dann geht es durch Orangen-, Oliven- und Weinplantagen aufwärts, bis wo sich weiter oben zwischen Myrthen, baumartiger Heide und Binsenginster (Erica arborea und Spartium junceum) der Blick auf das Piano mit seinen weißen Häusern und dem Walde von dunkellaubigen Fruchtbäumen öffnet. Je höher hinauf, um so öder und wilder wird die nächste Umgebung; der Felsen besteht aus weißlichen oder röthlich grauem Kalkstein, hie und da von Massen zerreiblichen, halb verwitterten Peperins oder schwärzlicher Lava unterbrochen. Wo, etwa 7 bis 800 Fuß über dem Meere, ein Telegraph die Spitze des Berges bezeichnet, lagerten wir trotz der heißen Junisonne, vor der die niedern Myrthen- und Terebinthenbüsche nur sehr unvollkommen Schutz boten, und schauten dem Spiele der zahllosen Eidechsen zu, die durch das kurze Gras huschten, während nicht selten auch die kleine italienische Viper oder eine größere schwärzliche Natter zur Vorsicht aufforderten, wenn man eine der blühenden purpurfarbigen Scabiosen (Scabiosa atropurpurea) pflücken wollte. Die Aussicht war leider durch den dichten Sonnenduft des Mittags halb verhüllt, so daß wir kaum den gegenüber liegenden Posilipp zu erkennen vermochten. Großartig hob sich dagegen Capri aus den Fluthen, die riesige Sphinx mit ihrem starrenden Felsenleibe, wie sie Jean Paul, obwohl er sie selbst nie gesehen, nicht unpassend nennt.

---

5. Capri.

Als wir, in unser Hotel zurückgekehrt, unsern Wirthen die Absicht kundgaben, noch denselben Abend nach Capri über-

zufahren, erhoben sich von allen Seiten die lebhaftesten Proteste: wie wir sie so bald wieder verlassen könnten? das sei ja unerhört; wir möchten als ihre lieben Gäste doch so lange da bleiben, als es uns gefiele, sie könnten sich unmöglich schon von uns trennen; sogar Thränen flossen aus mehr oder weniger schönen Augen. Wir waren jedoch (denn Zeit und Geld neigten zum Ende) unerbittlich und schlossen mit Signor Giuseppe, dem Marinaro, einer schlanken, kräftigen Gestalt des Südens in der malerischen Schiffertracht und mit dem blitzenden Auge in dem sonne- und wettergebräunten Antlitz, einen Vertrag ab, daß er uns trotz des lebhaft wehenden Westwindes mit seiner großen Barke noch heute übersetzen solle. Die ganze Familie geleitete uns bis zum Hafen hinab; hier nochmals Thränen und Küsse; dann schwammen wir in dem mit sechs tüchtigen Ruderern bemannten Schiffchen lustig hinaus auf die See, warfen noch einen Blick auf Tasso's Palast, auf die grottenreichen Klippen des Strandes von Sorrent, in denen Luft und Wogen wunderbar tönen und tosen, raunen und flüstern, auf die im stets stärker anschwellenden Winde wehenden Wipfel der Orangenbäume oben, und glitten dann, so rasch es der widrige Wind erlaubte, an den zahlreichen Vorgebirgen vorüber. Schwere Wetterwolken hingen an den Gebirgen; weiße Seemöven strichen kreischend dicht über die Oberfläche der Gewässer; wild schäumte die Brandung an den Klippen auf, die hier einsam und fern vom Strande empor stiegen. Da erschienen jenseit des weit vorspringenden Cap Campanella, des alten Vorgebirges der Minerva, die kleinen Felseninseln der Sirenen. Aber die Göttinnen sind verstummt, kein anderer Laut tönt mehr von dort herüber in das Ohr der Vorüberschiffenden, als das Rauschen der brechenden Wogen und das hohle Sausen des Windes. Schon brach die Dämmerung herein, als wir unter den jäh zu schwindelnder Höhe aufsteigenden Felsen unterhalb des alten Palastes des Kaisers Tiberius die Küste von Capri und mit ihr ein ruhigeres Fahrwasser erreichten. Eine halbe

Stunde später landeten wir auf der nördlichen Rhede unterhalb des Städtchens Capri.

Bei einigermaßen hochgehender See stehen hier stets einige junge Mädchen und Frauen bereit, Planken vom Lande auf das Boot zu werfen, das sich dem Strande nicht hinlänglich nähern kann, oder auch wohl die Passagiere vermittelst ihrer kräftigen Schultern auf den festen Boden zu befördern. Wir begnügten uns mit dem erstgenannten Hülfsmittel und wurden sofort von einem alten, redseligen Cicerone mit Beschlag belegt, der uns in das Hôtel de la Marine, eine niedliche weiße Villa, führte, die dicht über dem schäumenden Meere zwischen Felsen und Orangenbäume eingebettet liegt. Als die einzigen gegenwärtigen Fremden wurden wir von dem Besitzer, Herrn Pagani, mit außerordentlicher Höflichkeit empfangen, und besänftigten die Wirkung der hochgehenden Wogen durch eine Tasse trefflichen Thees, zum größten Erstaunen des Kellners, daß wir dieses fade Getränk dem funkelnden Capriwein und den köstlichen Maccaroni vorzogen. Dann saßen wir noch lange auf dem Balkon, der über die See hinaushängt, und blickten träumerisch über die wallenden Wogen, wie sie in dem weißen Mondlicht zitterten und schwankten, auf den tiefblauen Sternenhimmel oben und die zahllosen Leuchtkäfer, die zwischen dem dunkeln Orangenlaube schimmerten, aus denen die süßen Düfte fast betäubend zu uns aufstiegen durch die weiche Nachtluft.

Nicht ohne Anstrengung trieb ich in der ersten Frühe des folgenden Morgens den Reisegefährten von seinem Lager; schon standen Frühstück, Pferde und Führer bereit, unser harrend. Wir wollten Morgens die Ostseite der Insel, Mittags die blaue Grotte, Nachmittags die Westseite besuchen. Zunächst führte unser Weg die Einsattelung oberhalb der Rhede, wo wir um Abend gelandet waren, zwischen Fruchtgärten und Feldern ziemlich steil aufwärts nach dem Städtchen Capri, das gerade in der Mitte zwischen den beiden großen Bergmassen liegt, welche gleichsam das Knochen-

gerüst der Felseninsel bilden. Mit seinen kleinen, weißen, dachlosen Häusern und seiner seltsamen Kuppelkirche hat es ganz das Ansehen einer maurischen oder orientalischen Stadt. Die Straßen sind eng und krumm, theilweise so steil, daß sie wirkliche Treppen bilden. Ihre Bewohner haben einen eigenthümlichen Habitus, sehr verschieden von dem des nahen Festlandes. Sie sind schlanker und höher gebaut, der Ausdruck ist freier, kühner und stolzer. Die Männer sind meist schöne, kräftige Gestalten mit prächtigen blitzenden Augen und großen Adlernasen, die Frauen hingegen, obgleich weniger häßlich als die Neapolitanerinnen, blieben unter meiner Erwartung.

Jenseit des Städtchens durchritten wir, stets ansteigend, eine sanft abgedachte, fruchtbare Hochebene, deren freilich fast nur künstliche Vegetation einen weit entschiedener südlichen, ich möchte sagen subtropischen Charakter trägt, als die des nahen Festlandes. Kolossale Cactus, die hier der Früchte wegen in großen Pflanzungen gezogen werden, die Ränder der fleischigen Blätter mit einem Kranze von gelben Blüthen bedeckt, Agaven, Feigen, Oliven, Granatäpfel, Pfirsichbäume und große Weinplantagen, die den berühmten feurigen Capri bianco liefern, bekleiden in buntem Wechsel die Hänge um uns her. Als wir den Sattel erreicht, der die Insel in zwei etwas ungleiche Theile, eine größere West- und eine kleinere Osthälfte scheidet, wandten wir uns links, über die rauhen Felsenpfade dem alten Kaiserpalaste zureitend, den sich der Tyrann auf der äußersten Nordostspitze der Insel erbaut hatte. Vorher besuchten wir noch den Salto di Tiberio (Sprung Tibers), eine kleine Felsterrasse hart an dem schwindelnden Felshang, der hier scheinbar senkrecht 1100 Fuß tief zum Meere abstürzt, und wo, wie die Sage berichtet, der Wütherich sich damit belustigte, die zum Tode verurtheilten Verbrecher, oder in Ermangelung derselben seine Sklaven mit eigener Hand hinabzustoßen und

sich an dem Todesschrei der Unglücklichen und an dem Zucken und Krachen der zerschmetterten Glieder zu weiden.

Von dem durch seine Pracht und Größe einst berühmten Palaste selbst ist nichts mehr übrig als eine große Piscina, einige Reste von Zimmern mit Mosaikfußböden, einige halb zertrümmerte Säulen von Cipollino und ein erst in neuerer Zeit aufgedeckter, wohlerhaltener Gang, mit Mosaik belegt, von dem der Führer behauptete, es sei der Anfang einer Fahrstraße vom Palaste zur Stadt und zum Strande. Oben auf der höchsten Spitze steht eine kleine Kapelle, von einem Einsiedler verwaltet, einer ehrwürdigen Gestalt mit langem weißen Barte, der eben auf seinem Esel anlangt, uns höflich ein paar Stühle bietet, sein Buch zum Einschreiben präsentirt und dafür seinen Carlin wohlgefällig einstreicht. In einem Häuschen in der Nähe finden wir Erfrischungen aller Art, zumal herrliches Obst, bereit, und davor einige junge Männer und ziemlich häßliche mittelalterliche Weiber, die ohne lange Aufforderung zum Klange der Tambourine und Castagnetten auf dem sonnedurchglühten Steinboden ein Ballet vor uns aufführten. Der Ton der Instrumente wirkte auf unsere Begleiter wie ein Zauber. Hitze und Ermüdung waren vergessen, und eine volle halbe Stunde lang umschwirrten sie uns in allen den mannigfaltig wechselnden Touren und Stellungen der Tarantella mit einem Feuer und einer Leidenschaft und doch auch wieder mit einer natürlichen Anmuth, daß alle die übrigen Tänzer alsbald abließen und den Bewegungen der Beiden unter fortwährendem Beifallklatschen und Bravorufen folgten. Der Tänzer ermüdete zuerst; er fiel vor seiner Schönen nieder und bat um Gnade. Sie aber wandte sich mit hochwogendem Busen halb verächtlich ab und warf die Augen stolz umher, als wollte sie fragen: wer wagt es noch mit mir? half mir dann auf mein Pferd und ging voran, ohne einen Blick hinter sich zu werfen.

Einen steilen Felsenpfad hinabsteigend, gelangten wir in eine große Grotte am Südabhange der Insel, die uns der Führer als „Grotta del Mittramonio" bezeichnete und hinzufügte, Tiberius habe hier eine heimliche Vermählung mit ich weiß nicht welchem schönen Mädchen der Insel gefeiert, woraus man denn wohl den Schluß ziehen möchte, unser Cicerone, der im Toscanischen überhaupt nicht stark war, habe eigentlich Grotta del Matrimonio sagen wollen, wenn nicht, wie einige Spuren anzudeuten scheinen, es ein dem Dienste des Mithras geweihter Ort gewesen ist. Unweit desselben schwingt sich ein gewaltiger Felsbogen, der arco naturale, frei durch die Luft, nicht unähnlich dem Prebischthor in der sächsischen Schweiz, in dessen Rahmen die südliche Rhede und ihre seltsam gestalteten, meerumspülten Klippen, ein beliebter Vorwurf für nordische Landschaftsmaler, erscheinen.

Inzwischen war die Mittagszeit und mit ihr die Stunde gekommen, welche zum Besuche der berühmten blauen Grotte die günstigste ist. Wir eilten zum Landungsplatze und bestiegen einen jener schmalen flachen Kähne, die besonders zu diesem Dienste bestimmt sind. Glücklicherweise hatte sich der Wind in der Nacht gelegt, und das Meer wogte nur noch sanft und leise auf und nieder. Dennoch war der Schiffer zweifelhaft, ob uns die Wellen die Einfahrt in die Grotte gestatten würden. Wir fuhren das schroffe Ufer entlang. So senkrecht und unmittelbar steigen die Felsen aus dem Meere auf, daß kein Platz bleibt, auch nur den Fuß aufzusetzen; unmittelbar an der Küste hat das Meer oft noch über 100 Fuß Tiefe. Nur an zwei einander gegenüberliegenden kleinen Stellen, südlich und nördlich des Städtchens Capri, ist überhaupt eine Landung möglich. So ist die ganze Insel eine fast uneinnehmbare, natürliche Festung. Hie und da aus dem Wasser vortretende oder kaum von ihm bedeckte Klippen und Untiefen machen die Annäherung für den Unkundigen doppelt gefährlich.

Nach kaum halbstündiger Fahrt zeigte uns der Schiffer den Eingang der Grotte. Es ist ein etwa drei Fuß hohes

Loch, und so unbedeutend der Wellenschlag war, schien es doch kaum möglich, den engen Eingang zu passiren, und ich bewunderte die Kühnheit unserer beiden Landsleute (Aug. Kopisch und H. Fries), die im Jahre 1826 hier hereinschwimmend zuerst die blaue Grotte ihrer jahrtausendjährigen Vergessenheit wieder entrissen. Ganz in der Nähe uns haltend, erwarteten wir einen günstigen Augenblick: jetzt war er da; wir mußten uns ausgestreckt auf den Boden des Kahnes legen; der Schiffer faßte die Seitenwand des Felsens; aber in diesem Augenblick hob uns eine Welle, und als sie unter uns fortglitt, hingen wir in der Luft zwischen den Felsen eingekeilt. Es war einer beängstigender Augenblick. Glücklicherweise machte uns schon die nächste Woge wieder flott und wir glitten in das große ruhige Bassin im Innern.

Es sind wohl wenige unter meinen Lesern, denen nicht schon eine Abbildung der blauen Grotte zu Gesicht gekommen wäre. Auch ich hatte dergleichen oft gesehen, und ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick, als ich statt des intensiven Himmelblaus, welches auf diesen Gemälden meist das ganze Innere auskleidet, nur einen lichtbläulichen Schein die Wände der Grotte überziehen sah, ein Gefühl der Enttäuschung empfand. Es mag sein, daß bei vollkommen ruhigem Meere die Beleuchtung noch günstiger ist; gewiß ist auch, daß bei dergleichen Bildern aus dem Süden die Maler ihre Farben dick aufzutragen lieben. Aber dieses Gefühl der Enttäuschung ging bald in Bewunderung, die Bewunderung in Entzücken über. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Sage berichtet und worauf einige rohe Stufen und Spuren menschlicher Arbeit im Hintergrunde der Grotte zu deuten scheinen, daß Kaiser Tiberius hier sein heimlich Badegemach gehabt, welches vom Lande aus durch unterirdische Gänge mit einer seiner Villen in Verbindung stand: gewiß ist, daß dasselbe eines Weltbeherrschers würdig gewesen wäre.

Die Grotte bildet ein halbkugelförmiges Gewölbe von etwa 75 Fuß Durchmesser, mit kleinen Tropfsteinbildungen

bekleidet. Der bei weitem größere Theil ist in der Nähe des Einganges sehr tief mit Wasser bedeckt, das hier im Innern natürlich eine vollkommen ruhige und spiegelglatte Fläche bildet. Durch die kleine rundliche Oeffnung dringen die Sonnenstrahlen in das krystallklare Wasser des Meeres, und so fällt nun das Licht, statt aus der Luft ins Wasser, aus dem Wasser in die Luft zurück, dem Ganzen den zarten, wunderbaren Farbenton verleihend, in dem die Wände und die Decke der Höhle, ja die sie erfüllende Luft licht himmelblau, das Wasser selbst aber und noch mehr die in ihm schwimmenden Gegenstände in der Farbe des geschmolzenen Metalls erscheinen, wenn es sich als Silberblick auf dem Gluthherde zeigt. Es liegt in dieser Beleuchtung, in dieser Götterdämmerung, im Verein mit der Stille und Heimlichkeit, den verschwimmenden Umrissen der hohen Wände mit ihren seltsamen Tropfsteingestalten und der kühlen, erfrischenden Luft, die hier ewig herrscht, etwas Feenhaftes, Uebernatürliches, daß man schier fürchten möchte, die freventlich in ihrem innersten Gemache gestörte Nixe müsse den frechen Eindringling zu sich in die silberne Tiefe ziehen oder ihn gar zum stummen Fische verwandeln.

Unsern Begleiter schwimmen und untertauchen zu sehen, um die wunderbare Wirkung des Lichts auf seinen Körper zu beobachten, nebst verschiedenen ähnlichen Experimenten und der Untersuchung des hintern, trockenen Theiles der Höhle, um uns die Spuren des alten Ganges sehen zu lassen — alles das blieb uns natürlich nicht erspart. Aber es dauerte lange, ehe wir uns entschließen konnten, aus der lieblichen kühlen Dämmerung des Bades durch die enge Pforte wieder auf die sonnendurchglühte, blendende See hinaus zu fahren.

Der Nachmittag war zu einem Ausfluge nach Anacapri und dem Monte Solara bestimmt. Anacapri ist ein wunderbarer Ort. Auf einem ziemlich söhligen Plateau etwa in der Mitte zwischen dem Meere und den Berggipfeln des Innern gelegen, steht es nur durch eine höchst unbequeme und rohe Treppe von 536 Stufen, die einigermaßen an die von dem

Waldkater zum Hexentanzplatz im Harz führende erinnert, aber ohne den Schatten dieser letzteren, mit der übrigen Welt in Verbindung. Nur mühsam erklimmen die des Bergsteigens gewohnten Thiere die Höhe; mit furchtbarer Gewalt prallt die Sonne von den nackten Bergwänden wider, und doch sind die Einwohner genöthigt, einen großen Theil ihrer Bedürfnisse dort hinauf, alle ihre Tauschprodukte, den Wein und das Oel zumal, die hier oben in ausgezeichneter Qualität gedeihen, dort hinunter zu schaffen.

Das Städtchen Anacapri, dessen Häuser zum Theil zerstreut zwischen den Obstbäumen und Weingärten liegen, hat ein freundlicheres, wohlhabenderes Ansehen, als die Schwesterstadt unten. In der That ist die Westseite der reichere und fruchtbarere Theil der Insel, auch die Luft hier oben frischer und gesunder. Eine Familie, die uns in Ermangelung eines Wirthshauses gastfrei in ihre Wohnung aufnahm, setzte uns Früchte, Brod und Käse vor und freute sich nicht wenig über unsern trefflichen Appetit, nahm aber freilich auch ohne Widerrede die dargebotene Vergütung. Uebrigens bietet der Ort, wenn man nicht etwa das verfallene Castell aus Friedrich Barbarossa's Zeiten dafür gelten lassen will, nichts Merkwürdiges. Wir bestiegen den Thurm der kleinen Kirche, um eine Uebersicht über den Ort und seine Lage zu erhalten. Er erscheint wie eine grüne lachende Oase in der öden, starren Felswüste rings umher.

Dann ging es weiter hinauf zum Monte Solara, der höchsten Spitze der Insel, etwa 2000 Fuß über dem Meere, eine heiße und mühselige Wanderung. Aber der Erfolg ist der Anstrengung werth. Kein Punkt der Küste oder der Inseln, selbst nicht die hohe Spitze des Epomeo auf Ischia oder der Kraterrand des Vesuvs, bietet ein so großartiges Landschaftsbild. Mit einem Blicke überschaut das Auge die Küsten von den Grenzen des Kirchenstaates bis nach Calabrien hinab, vom Cap der Circe bis zum Busen von Policastro; die drei Golfe von Gaeta, Neapel und Salerno verbergen ihm keine

ihrer zahlreichen Buchten und Vorgebirge, ihrer Städte und Schlösser, und über das Ganze schwingt sich im Hintergrunde die hohe, vielgestaltige Kette des neapolitanischen Subapennins, im Nordwesten von einzelnen himmelstürmenden Spitzen der Abruzzen überragt.

Am schönsten jedoch ist der Blick auf den nahen Busen von Neapel selbst, von da, wo der Epomeo seine phantastischen Felszacken hoch über die grünen Ufer und weißen Häuser von Ischia empor streckt, über die flachen Gestade von Procida hin zu dem weit vorgestreckten misenischen Vorgebirge und dem erinnerungsreichen Busen von Bajä, über den der düstere, abgestumpfte Kegel des Monte Nuovo drohend hinaus ragt, und weiter, wo sich der mächtige Rücken des Posilipp und des Vomero hufeisenförmig geschwungen zu den mit Kastanienwald bedeckten Höhen von Camaldoli emporhebt, um dann in einer einzigen, herrlich geschwungenen Bogenlinie sich ab- und wieder aufzuschwingen, bis wo die ewige Rauchsäule aus dem hohen Doppelgipfel des Vesuvs hervor quillt, der dunkel und verderbenkündend in die blühende, lachende Landschaft hinaus blickt. Und unten am Strande, von da ab, wo die kleine Insel Nisida, das Staatsgefängniß der unglücklichen Patrioten von 1848, der äußersten Spitze des Posilipp gegenüber liegt, bis zum Fuße des felsigen Sant' Angelo eine unendliche Kette von Städten und Städtchen, bespült von der blauen Fluth, eingefaßt in einen Rahmen schimmernder Gärten, Parks und Boskets; in der Mitte Neapel selbst, die Königin des Mittelmeers, terrassenförmig ansteigend von dem seeumspülten Castel dell' Uovo und dem leuchtenden Königsschlosse bis zu der hoch thronenden Feste von Sant' Elmo; weiterhin Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, Castellamare, Vico, Sorrent; die Gipfel der Vulcane mit ihren Lavaströmen, die Ruinen von Herculanum und Pompeji; die zahllosen Villen, Kirchen und Klöster der Neuzeit; die wilden, starrenden Gipfel und Felshänge der Gebirge, die ausgebrannten Schwefelfelder der Solfatara,

und wieder die bunten, heitern Bilder des üppigsten Lebens, und alles das eingefaßt von dem breiten Gürtel des herrlichen tyrrhenischen Meeres — Gebirg und Meer, Kunst und Natur, Schrecken und Lieblichkeit, eine erhabene Vergangenheit und eine heiter lächelnde Gegenwart, Alles vereint in demselben Rahmen! Der Anblick war fast überwältigend, und doch lag auch wieder ein zauberischer Duft darüber ausgebreitet, daß wir die Augen nicht davon abzuwenden vermochten, bis die Sonne zu unserer Linken den Saum der Fluth berührte und der Solara seine mächtigen Schatten über den Meeresarm bis auf die weißen Häuser von Sorrent warf. Dann schieden wir und kehrten mit dem rasch einbrechenden Dunkel des Südens, nicht ohne Gefahr die steinigen Pfade und Treppen hinab klimmend, in unsere Villa Marina zurück, von wo uns am folgenden Morgen in Ermangelung besserer Gelegenheit das schwer beladene bunte Marktschiff nach Neapel übersetzte.

Dritte Abtheilung.

S i c i l i e n.

I.

Palermo.

1. Seefahrt.

Endlich waren die Schwierigkeiten, die sich unserer sicilianischen Reise entgegengestellt hatten, überwunden; und das letzte Glas feurigen Capriweins in der Trattoria dell' Armonia mit den römischen Reisegefährten geleert. Der Abschied von ihnen wurde nicht sehr schwer; es waren norddeutsche Gesellen, sehr gediegene Leute ohne Zweifel, aber deren hannöversches und preußisches Eis selbst unter dem Strahle der neapolitanischen Sonne nicht recht flüssig werden wollte. Weit schwerer trennte ich mich von meinem lieben Quartiere in Santa Lucia, auf dessen Balcon ich jeden Morgen und Abend stundenlang zu sitzen pflegte, um das Wogen und Treiben des Volkes auf dem Quai zu meinen Füßen zu beobachten, das Spiel der Sonnenstrahlen auf den schimmernden Wogen des Golfes zu sehen und über die ewige Rauchsäule aus dem Krater des Vesuvs, die fernen Klippen des Sant' Angelo und den weitleuchtenden Felsstrand von Sorrent meine Blicke schweifen zu lassen, während der kühle Seewind mit den Blättern der duftenden Gardenia neben mir spielte.

Ein leichter Nachen brachte uns in wenigen Ruderschlägen von der Spitze des Hafendammes an Bord des Corriere siciliano, eines schönen neuen Dampfschiffes von 300 Pferde-

kraft, der um 3 Uhr Nachmittags die Anker lichten sollte. Ein Heer von Barken umschwärmte und umdrängte das Schiff, theils mit ankommenden Passagieren, theils mit Neugierigen, theils mit Früchten und Eßwaaren aller Art gefüllt; um das Schiff wie auf dem Verdecke herrschte eine Verwirrung, ein Schreien und Toben, wie dergleichen eben nur in Neapel zu finden ist. Da erscheint der Polizeikommissär mit unseren Pässen; wir werden in Reihe und Glied gestellt, es wird Appell gehalten und Musterung, als wären wir eine Truppe Rekruten.

Von einer Paßplackerei, wie sie in Neapel herrscht, hat man im übrigen Europa kaum einen Begriff. Zu einer Reise nach Sicilien genügt es keineswegs, sich den schon vorhandenen Paß visiren zu lassen; es bedarf dazu einer besonderen, nur nach Erfüllung verschiedener Formalitäten und Entrichtung verschiedener Gebühren ertheilten Reiseerlaubniß. Diese muß auf dem Büreau des Dampfschiffes abgeliefert werden; auf dem Schiffe wird dann noch einmal scharfe Musterung und Nachforschung nach etwaiger menschlicher Schmuggelwaare gehalten. In Palermo wird uns nach ähnlichen Formalitäten der Paß wieder ausgehändigt, und nun haben wir ihn, wenn wir das Innere zu bereisen gedenken, von Nachtquartier zu Nachtquartier visiren zu lassen. An dem Orte endlich, wo wir die Insel zu verlassen gedenken, tritt der ursprüngliche Paß wieder in seine Rechte, aber nicht eher, als bis wir wieder eine Anzahl von Visa's und Bescheinigungen erlangt, die oft einen ganzen Tag Zeit und außerdem verschiedene Piaster kosten. Man mag so unschuldig und unverfänglich sein wie man will, man gilt im Königreich beider Sicilien für äußerst verdächtig und muß sich von den Behörden offiziell plündern lassen. Rechnet man dazu noch die Plackereien der Douane, die in der Hauptsache weiter Nichts mehr ist als ein Institut, um den Fremden auf die unverschämteste Weise Geld abzupressen, wofür diese denn freilich einschmuggeln können, was ihnen irgend gefällt; so möchte man

entrüstet fragen, wie lange das übrige Europa diesem öffentlichen Raubsysteme noch ruhig zusehen wird. Im äußersten Orient schützt man die Reisenden vor der Willkür halbbarbarischer Regierungen; es wäre endlich auch einmal Zeit, diesen Schutz auf die Besucher Unteritaliens und Siciliens auszudehnen.

Erst um vier Uhr hob sich der Anker, und die Räder griffen rauschend ins Wasser. Großen schwarzen Kriegsdampfern und einer eben mit vollen Segeln einlaufenden französischen Fregatte vorüber, verließen wir den schiffbedeckten Hafen. Das bisher trübe und regnichte Wetter klärte sich auf; nur leise hob sich die See in breiten Wogen, auf deren Rücken kleinere Wellen in stets verjüngterem Maßstabe drei- oder viermal dieselbe Bewegung wiederholten. Unser Schiff, ein trefflicher Meerdurchschneider, in England gebaut, trug uns pfeilschnell durch die Gewässer des Golfes. Noch einen halbsehnsüchtigen Blick warf ich zurück auf das im Abendlichte schimmernde Neapel, auf die grünen villenbesäeten Höhen des Posilipp und des Vomero und die fernen Kastanienwälder von Camaldoli; dann ging es, dicht an der blauen Grotte vorüber, unter den wilden Felsen von Capri hin, in die offene See. Als wir von dem reichen und trefflichen Mittagsmahle in der Cajüte wieder aufs Deck stiegen, umgab uns von allen Seiten der ebene Meereshorizont. Nur im Westen lagerten luftige Wolkengebirge, hinter deren roth angestrahlten Schneegipfeln eben die Sonne hinabsank. Ein kühler Hauch fuhr über die sich stärker kräuselnde See; die dicke Rauchsäule des Schornsteins war flammend geröthet, ihr Schatten auf dem dunkelblauen Meere tief purpurfarbig. Als die Schatten tiefer und tiefer auf die Gewässer sanken, als die schmale Mondsichel im Westen heller funkelte und die Schiffsglocke das Ave Maria verkündete, ergriff mich ein wehmüthiges Gefühl im Gedanken an die ferne Heimath, und ich gedachte der schönen Worte des

Dichters*). Es liegt etwas unendlich Melancholisches in dieser Dämmerstunde auf dem Meere, wenn der Rand der grauen Gewässer unbestimmt mit dem gleichfarbigen Horizonte verschwimmt und kein Ton mehr die abendliche Stille unterbricht, als das Rauschen der Schaufelräder und der leise Ton des Windes im Takelwerke. Lange noch weilte ich auf dem Verdecke und schaute hinab in das schäumende Wasser, das jetzt in tausend grünleuchtenden Funken aufspritzte, oder hinauf in den prachtvoll gestirnten Himmel gen Osten, wo Jupiter mit seinem milden ruhigen Lichte wie ein Bild des ewigen Friedens leuchtend stand. Alles lag in nächtlicher Ruhe; hier und da erschien eine Gestalt, dicht in den Mantel gehüllt, ausgestreckt auf den Bänken des Verdecks. Nur der Steuermann, unverrückt auf das erleuchtete Compaßhäuschen vor ihm blickend, drehte, den Schwankungen der Nadel fast mechanisch folgend, sein Rad hin und her. Mitternacht war vorüber, als ich mich entschloß, mein zierliches Puppenbettchen aufzusuchen, wo ich mich von den höher gehenden Wogen schaukeln und von dem einförmigen Rauschen in tiefen Schlaf wiegen ließ. Aber noch war die Sonne nicht feuerglühend am dunstfreien Osthimmel dem Meere entstiegen, als ich wieder oben anlangte, eben als die Insel Ustica, dieser verlorne Posten der Liparidenn, aus den Wellen emportauchte, sie selbst einer schwellenden Woge vergleichbar. Da erschien auch in blauer Ferne schon deutlich der steile Hang des Capo di Gallo, die äußerste Nordspitze Siciliens, von einem Jubelrufe begrüßt. Bald taucht Berg auf Berg in langer Linie von Ost nach West auf, hohe, gewaltige Formen, oft kühn gezackt, mit himmelragenden Spitzen, an den Seiten mit krummen Zähnen bewaffnet oder in abenteuerlichen Formen ausgeschweift, einige die Gipfel über die weißen

---

*) Die Stunde war es, die des Schiffers Sehnsucht
Nach rückwärts wendet, und sein Herz erweicht
Am Tage, da er den Seinen Lebewohl gesagt.
Dante, Purgatorio VIII, 1—3.

Morgenwolken emporstreckend. Nur das schneeige Haupt des Aetna suchen wir vergebens unter ihnen. Alle haben ein wildes, felsiges sonnverbranntes Ansehen, kaum zeigen sie, als wir näher herankommen, hier und da eine geringe Spur von Vegetation, aber prächtige Formen und Farben, breite Licht- und Schattenmassen, eine Lust für das Auge des Malers.

Jetzt öffnet sich die Bucht, die das vorspringende Capo di Gallo uns verbarg: rings von einem gewaltigen Hufeisen von Villen, Kirchen und Hafengebäuden umgeben, erscheinen im weiten Halbkreise die weißen Häuser der Hauptstadt, zwischen saftig-grüne Gehege und das blaue Meer gebettet, in scharfem und herrlichem Contraste gegen die braunrothen, starrenden Berge. Noch eine halbe Stunde, und wir laufen stolz in den Hafen; der Anker sinkt, und ein halbes Dutzend Boote von der Polizei, der Sanität, der Douane u. s. w. entert uns. Das Verdeck füllt sich mit Offizianten, bald auch mit Barkenführern, Facchini, Kellnern u. dgl. m. Ein dichter Kreis von Barken hält uns belagert, doch ist das Geschrei wie das zudringliche Anbieten von hundert unverlangten Diensten weit weniger arg als in Neapel oder selbst in Livorno und Genua.

In die Cajüte citirt, haben wir ein abermaliges Verhör wegen unserer Pässe zu bestehen, sogar unsere Namensunterschrift wird verlangt und mit der auf dem Passe sorgfältig verglichen. Dann werden wir eingeschifft und an die Douane abgeliefert, wo unsere Sachen mit der eigensinnigsten Genauigkeit bis auf den tiefsten Grund des Koffers untersucht werden. Endlich gelangen wir an das Stadtthor; aber selbst hier müssen wir durch ein „Geschenk" nochmals die municipalen Zollbeamten abfinden, die sich freilich geradezu weigern, unser Gepäck zu untersuchen, aber uns schlechterdings nicht einlassen wollen, ehe sie den üblichen Tribut empfangen haben.

2. Der erste Eindruck.

Wer, wie wir, an einem sonnigen Junimorgen zum ersten Male die Straßen der sicilianischen Hauptstadt betritt, während der frische Hauch des Seewindes die leichten Wellen des Meerbusens kräuselt, und die weißen Wölkchen über den tiefblauen Himmel treibend, zugleich die Hitze des südlichen Sommertages mäßigt; wer zum ersten Male das lustige, sorglose Treiben der bunten Straßen sieht, in dem sogar die fernen Felsgebirge, die dort zum Westthor hereinschauen, ihre ernste strenge Miene zu mildern scheinen; wer die leuchtenden, mit den fremdartigen Gestalten tropischer Gewächse geschmückten Gärten und das dunkle massige Grün der Orangenhaine, aus denen zahllos die goldenen Früchte schimmern, zum ersten Male erblickt: der wird leicht inne, warum schon die Alten so entzückt von diesem Erdenfleckchen reden, weshalb Diodor, Herodot u. A. es den großen Garten, das glückliche Gestade, den entzückendsten Ort nennen und weshalb die Stadt vor ihren italienischen Schwestern den Beinamen der glücklichen (Palermo felice) erhalten hat.

Freilich, glücklich ist eine Bezeichnung, mit der die Menschen leicht bei der Hand sind. Wenn eine unvergleichlich malerische Lage, wenn eine beneidenswerthe Milde des Klimas, wenn endlich ein bis zur Ueppigkeit fruchtbarer Boden eine Stadt glücklich machen können, so ist es Palermo. Aber die Geschichte lehrt uns, daß diejenigen Städte und Länder meist die unglücklichsten waren, welche den Eroberer und den Beutelustigen am meisten reizten. So mochte es kommen, daß Palermo, um dessen Besitz Sicilier, Griechen, Carthager und Römer abwechselnd stritten, es im Alterthume nicht zu einer bedeutenden Entfaltung von Macht und Reichthum bringen konnte. Seine Blüthe datirt erst von den Zeiten der arabischen Eroberer, deren Spuren noch heutzutage hundertfach in Straßen und Gebäuden, ja in Sprache und Sitten der Palermitaner zu finden sind. Höher noch stieg der Glanz der Stadt zur Zeit der normännischen Herrscher,

wo es den stolzen Titel „caput regni, prima sedes et corona regis“, trug, unter den Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. und unter den spanischen Fürsten aus dem Hause Arragonien. Ja, selbst unter der castilischen Herrschaft, so schwer auch ihr Druck auf dem Volke lastete, fehlte es der Hauptstadt nicht an Glanz, ihren Bewohnern nicht an Reichthum und Unternehmungslust; das beweisen die zahlreichen Prachtbauten von Kirchen und Privathäusern aus dieser Periode. Erst seit der Bourbonenherrschaft, als Palermo gewissermaßen zu einer Provinzialstadt herabsank, scheint hier ein Stillstand und Rückschritt eingetreten zu sein. So bietet die Stadt in ihren Gebäuden und Denkmälern eine bunte Mustersammlung aus vielen Jahrhunderten. Aus dem Alterthume freilich ist fast Nichts erhalten als was die „regia studiorum universitas“ in ihrem Museum birgt. Dagegen möchte es wohl kaum einen Kunststyl des Mittelalters und der neueren Zeit geben, der nicht hier irgendwie vertreten wäre. Vorherrschend sind der maurisch-normännische, der Renaissancestyl des 15. und 16., und vor Allem der des 17. Jahrhunderts, der, freilich im Ganzen unerquicklich genug, mir doch hier mit seinen seltsam launischen Schnörkeln einen weit weniger unangenehmen Eindruck machte als im Norden. Ihm gehören die meisten Paläste und größeren Häuser, sowie die Mehrzahl der Kirchen an, die sich längs der beiden Hauptstraßen aufreihen. Denn zwei Hauptverkehrsadern, Via Toledo oder il Cassaro und Via Macqueda theilen, sich selbst fast im Mittelpunkte der Stadt unter rechten Winkeln durchschneidend, ganz Palermo in vier fast gleiche Theile. In ihnen und auf den öffentlichen Plätzen, zumal den beiden größten am östlichen und westlichen Ende des Cassaro, drängt sich um so mehr fast das ganze öffentliche Leben zusammen, als alle die übrigen Straßen enge, dumpf und schmutzig sind.

Gleich der erste Anblick der Via Toledo macht einen eigenthümlichen und fremdartigen Eindruck auf den nordischen

Reisenden. Nicht nur, daß hier die Fronten der Häuser (was selbst in Neapel noch nicht durchweg, im mittlern Italien aber nur ausnahmsweise der Fall ist) sämmtlich ohne eigentliches Dach oben in die krönende Balustrade enden: noch charakteristischer für Palermo sind die durchlaufenden Balcone, meist an sämmtlichen Stockwerken, das Erdgeschoß natürlich ausgenommen, mit ihren gewöhnlich bauchig vorspringenden Eisengittern, von massigen Stützen in oft seltsamer Schnörkelform getragen, während Verzierungen von weißem Stuck in bizarrem Geschmack vielen Häusern ein buntes, sonderbares Ansehen geben. Nicht wenige Balcone sind bedeckt und nach Außen vollständig vergittert: sie gehören entweder den Nonnenklöstern (deren es in Palermo 67 giebt), oder doch Palästen, von denen aus die Bewohnerinnen der benachbarten Klöster das Recht haben, die Processionen und Festzüge der Hauptstraße mit anzusehen. Man würde es hier für eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit halten, selbst den Bräuten des Heilandes diesen höchsten irdischen Genuß des Sicilianers zu entziehen: so stehen diejenigen Ordenshäuser, welche nicht an der Hauptstraße gelegen sind, durch verborgene Gänge mit irgend einem Balcon, der die Aussicht auf Via Toledo bietet, in Verbindung.

Einen nicht minder eigenthümlichen Anblick bietet das Erdgeschoß der meisten Häuser. Hier wechseln Läden und Kaffeehäuser mit Casinoräumen und Barbierstuben. Die ersteren sind ziemlich glänzend ausstaffirt, zumal mit farbigen Stoffen möglichst bunt ausgeschmückt. Besonders lockend sind die der Acquajoli, der Wasser- und Limonadenschenken, die nach Außen scheinbar auf vergoldeten Säulchen ruhen. Zahllose Goldfische spielen in kleineren oder größeren Gefäßen auf dem Ladentische; das krystallhelle Eiswasser springt unabläßig aus einer schöngeformten Muschel empor; Blumen, Früchte und Blätter, auch buntgemalte Wände verzieren das Innere. Seltsamer noch erscheinen dem nordischen Fremden die Clubblocale zu ebner Erde mit stets weit offen

stehenden Thüren, durch welche er die jungen Nobili sich auf den rothen Sammetsesseln dehnen, rauchen, schwatzen, die Zeitung lesen oder laut und ungenirt genug ihre Bemerkungen über die draußen Vorübergehenden machen sieht und hört. Mancher Cavalier, der wohl gar mit dem Herzogs- oder Marquistitel prangen könne, bringe hier fast den ganzen Tag, zuweilen auch wohl die Nacht zu, wurde mir versichert. Bei dem heruntergekommenen Zustande des sicilianischen Adels nämlich sei es etwas Gewöhnliches, daß der Erbe eines großen Namens den letzten kleinen Rest seines Vermögens an einen Juden für eine Leibrente von 3, 4 bis 10 und 12 Tari (d. h. 10½—42 Sgr.) täglich verkaufe. So hört man in der That nicht selten in Palermo den Ausdruck: è un cavaliere di 4 tari, es ist ein Cavalier von 4 Tari oder 14 Silbergroschen. Das handeltreibende Publicum kennt die Verhältnisse dieser Rentner auf das Genaueste und regelt natürlich danach den ihnen zu gebenden Credit. Sind der Tari gar zu wenige, so sind die Cavaliere auch wohl zu allerhand ziemlich demüthigen Aemtern und Dienstleistungen bereit, wenn dieselben sich nur dem Auge des Publicums einigermaßen entziehen lassen. Im Uebrigen ist der Palermitaner nicht gewohnt, sich viel Sorgen zu machen um das, was sein Nachbar sieht. Nicht genug, daß Schuster und Schneider auf der Straße arbeiten, daß häufig der Mittagstisch für die Familie da gedeckt steht, daß sich mancher trotz der augenscheinlichen Gefahr für seinen Hals auf offener Gasse rasiren läßt: auch die Wäsche wird zum Trocknen von Balcon zu Balcon quer über die Straße gespannt (mit Ausnahme der beiden Hauptstraßen), zuweilen so dicht wie die Coulissen eines Theaters; hier zieht sich der Hausherr höchst ungenirt auf dem Balcon die Beinkleider an; dort läßt sich eine Signora von der Zofe die glänzend schwarzen Haare flechten; hier spielen zwei Personen mitten im Gedränge eine Partie Schach, dort bringt eine Wäscherin die Hände und Nasen der Vorübergehenden mit ihrem Bügeleisen in Ge-

fahr: kurz, was draußen geschehen kann, geschieht, und man kann der sonst unerträglich bevormundenden neapolitanischen Polizei in dieser Hinsicht keineswegs übermäßige Strenge vorwerfen.

An den Ecken der Straßen und Plätze, zumal an den Quattro cantoni, dem Kreuzungspunkte der beiden Hauptstraßen, stehen Haufen von Müßiggängern; doch sind sie im Allgemeinen ruhiger und ernster, auch besser gekleidet, als in Neapel. Nur die Kinder, die zwischen ihnen umherlaufen, sind meist halb nackt, oft mit Nichts als einer Art von Schwimmhose bekleidet. Die Frauen tragen meist ein langes schwarz- oder buntseidenes, zuweilen auch weißes spitzenbesetztes Kopftuch, mit dem sie sich vortrefflich zu drapiren wissen, und unter dem ihre großen schwarzen Augen und ausdrucksvollen, scharfgeschnittenen Züge doppelt anziehend erscheinen. Wahre Schönheiten dagegen habe ich sowohl unter ihnen als unter den männlichen Bewohnern Palermos nur höchst sparsam gefunden.

So ist der Eindruck, den eine erste Durchwanderung Palermos auf den vom Festlande herüberkommenden Reisenden hervorbringt, der, daß er ein ganz neues Gebiet, daß er erst jetzt das geträumte Reich des Südens betreten habe. Er fühlt sich in einer neuen, wärmeren, poetischeren Atmosphäre, und mit schon halb befriedigter Erwartung sieht er den Wundern entgegen, welche die Insel jetzt vor ihm entfalten soll. —

---

3. Die Kirchen.

Wir hatten eine Menge von Kirchen durchwandert, wie die des Nonnenklosters Martorana, eine bunte Musterkarte aller möglichen Stylarten; die von Santa Maria di Porta Salva mit ihrer herrlichen etwas an die Loggia de' Lanzi erinnernden Vorhalle im Renaissancegeschmack des 15. Jahrhunderts; den ehrwürdigen Tempel von San Giovanni degli

Eremiti; hatten die Höfe und Gemächer des im Ganzen unbedeutenden Residenzschlosses besichtigt, das nur noch schwache Spuren der alten arabischen Citadelle zeigt und in dem Niemand Etwas von einem Saale Friedrichs II., den wir suchten, wissen wollte; und betraten endlich die unter dem Namen der Cappella reale oder palatina bekannte Kirche des Palastes. Kaum hat irgend ein Gotteshaus zwischen Mittelmeer und Nordsee einen tiefern und nachhaltigeren Eindruck auf mich hervorgebracht. Von König Roger II. in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet, ist sie in jenem eigenthümlichen normännisch-maurischen Style gebaut, der in der weit größeren Kathedrale von Monreale (s. unten S. 166 ff.) die Bewunderung aller Reisenden in Sicilien auf sich zieht. Aber die letztere enthält doch, zumal in der Außenseite und den Seitenkapellen, mancherlei fremde und störende Elemente; hier dagegen erscheint das Ganze — theils trefflich erhalten, theils nicht minder trefflich restaurirt — wie aus einem Gusse. Dabei offenbart sich hier noch ein feinerer Sinn für das Schöne in den Verhältnissen, in den Farbenzusammenstellungen und den Mosaikbildern selbst und ein unendlich größerer Glanz in der prächtig bunten Teppichweberei der Ornamente. Der Stoff der Säulen ist abwechselnd von dem schönsten Marmor, Granit, Porphyr und Blutjaspis, die Mauern des Chors sind mit Halbedelsteinen eingelegt. Herrlich ist der Blick von der Vorderwand, wo der 1719 von Philipp V. wiederhergestellte Sitz des Königs sich erhebt, in die Tiefe der Kirche. Durch die Fenster der Kuppel, die sich über dem erhöhten Altare wölbt, fällt ein klares, doch nicht grelles Licht auf die vergoldeten Bogen und hebt die schöne Gestalt des gekrönten Kaisers dem Beschauer gegenüber; tiefer herunter legen sich in leisem Uebergange die Schatten auf die Gestalten zweier Engel zu beiden Seiten des Triumphbogens, während aus dem magischen Dämmerlichte der Tribüne die herrlichen Umrisse einer Gottesmutter in der Mitte zweier Heiligen milde hervorschimmern. So trefflich sind die

Linien der Bögen und ihr Abschluß auf einander berechnet, ein so klares und tiefes Gefühl für das Schöne und Erhabne geht durch den ganzen Bau, daß man bei seinem Anblick ergriffen wird wie bei der Anschauung der ewigen Harmonie des Makrokosmus.

Während bei der Cappella palatina die großartige Schönheit des Innern einen um so tiefern Eindruck hervorbringt, als sie von Außen ihre Bestimmung kaum errathen läßt, so ist es dagegen bei der unweit des Schlosses auf der andern Seite des Toledo gelegenen Kathedrale gerade das Aeußere, was unsere bewundernden Blicke auf sich zieht und uns mächtig und eigenthümlich ergreift. Die großartige Entfaltung des ganzen Baues, von dem weiten freien Platze längs des Toledo aus gesehen; die seltne Bekrönung des maurischen Zinnenkranzes; die herrlichen Portale und Fenster; die gekreuzten Spitzbögen; der südlich-heitere Styl der Ornamente; ja selbst die Vermischung der Bauarten, wie sie sich in der halbgothischen Westfaçade, der maurisch-byzantinischen Südseite und der plumpen großen, von mehreren kleinen umgebnen Kuppel zeigt: alles das zusammen gewährt einen Anblick, der durch Mannigfaltigkeit, Pracht und Originalität reichlich ersetzt, was ihm an Harmonie und innerer Einheit des Gedankens abgehen mag. Aber welche Enttäuschung beim ersten Schritt in das Innere! Wären die Säulen nicht und die Bögen, welche sich zwischen ihnen spannen, wir möchten uns in einem Bauwerk aus der künstlerischen Zeit der ersten Reifröcke glauben. Alles ist weiß überpinselt, und nicht ohne Erfolg die größte Mühe aufgewandt, dem Ganzen ein trostloses kahles, nichtssagendes Ansehen zu geben. Wir waren im Begriff wieder umzukehren, da fielen uns in einer Kapelle links vom Eingange einige alte Sarkophage in die Augen. Wir traten näher. Durch ein Gitter von der Kirche abgeschlossen, stehen hier unter einem von Porphyrsäulen getragenen Dache, aus demselben Stoffe gefertigt, die Särge Kaiser Heinrichs VI. und Friedrichs II., mit rohen Basreliefs

verziert, welche Heilige oder Wappenthiere darstellen. Hinter ihnen, in noch älterem Style und von gleicher Form, aber mit mosaikverzierten Marmorsäulen, deren zum Theil ausgefallne Steinchen durch Malerei ersetzt sind, erscheinen die Grabmäler Rogers II. und der Kaiserin Constanze, der letzten Normannenfürstin. Moderne Inschriften am Fuße der Särge und alte an der Hinterwand verkünden, wer hier ruht. Ein eigenthümliches Gefühl ergreift den deutschen Beschauer bei dem Anblick der Gräber seiner heimischen Beherrscher hier am weit entlegenen Gestade, der Beherrscher, welche die ferne Inselstadt, mit stolzen Worten sich für die Metropole ihres Reiches erklärend, als die ihrigen in Anspruch nimmt. Die Zeit, wo Sicilien und Deutschland so nahe mit einander verknüpft waren, tritt ihnen plötzlich mit den Heroengestalten der Hohenstaufen verkörpert vor die Seele: das herrliche Bild Friedrichs II. (magni nominis imperator, wie ihn die Inschrift nennt) steigt vor ihm auf, diese hochtragische Heldenfigur eines Mannes, dessen Schicksale romantischer waren als ein Roman und dessen Leben dramatischer als ein Drama, bei dem Alles: Charakter, Bildung, Stellung, Schicksal mehr einem Product der schaffenden Einbildungskraft des Dichters als der geschichtlichen Wirklichkeit gleicht, und der doch noch immer, und vielleicht gerade deshalb, auf einen des großen Stoffes würdigen Genius harrt, ihn zu besingen.

Von den Kaisergräbern stiegen wir in die Krypte unter dem Hochaltar hinab, ein altes Steingewölbe mit hochgespannten mächtigen Bögen, von kurzen, stämmigen Marmorsäulen getragen. Durch zwei runde Löcher und ein vergittertes Fenster fällt das Tageslicht von Oben herein und wirft ein magisches Dämmerlicht auf die marmornen Sarkophage, die zum Theil antike Basreliefs, zum Theil die Gestalten geharnischter Kreuzritter und betender Bischöfe zeigen. Zumal vom Fuße der Treppe aus ist der Blick auf die sich allmälig im Dunkel verlierenden Hallen von mächtiger Wirkung. Hierher sollten die Decorationsmaler kommen, wenn

sie die Scene zu dem letzten Act von Romeo und Julie malen wollen. Nur wie dumpf verloren dringt das Getöse des Lebens der Oberwelt in diese schweigenden Räume des Todes. Aber ist hier Alles ergreifend und von tiefstem Ernste, so trägt es zugleich einen Charakter friedlicher Ruhe; und in den edlen Formen der Marmorsärge, in dem ruhigen, gedämpften Lichte, in den hohen, einfachen Hallen spricht sich deutlich genug der hehre Gedanke des Todes, keineswegs aber der Ekel und Schauder erregende der Verwesung aus, wie in dem scheußlichen Kirchhof der Kapuziner, den wir seither gesehen.

---

4. Die Zisa und der Kapuzinerkirchhof.

In jeder mir unbekannten Gegend, in der ich längere Zeit verweilen soll, vor Allem in jeder größeren Stadt, habe ich stets das Bedürfniß empfunden, gleich anfangs einen hohen Punkt aufzusuchen, von wo aus der Blick die Umgebungen weithin beherrschen, und ein Totalbild derselben sich der Seele einprägen konnte. So lange ich das Terrain, auf dem ich mich befinde, nur im Detail, und in einzelnen abgerissenen Stücken kenne, ohne die Configuration des Ganzen klar vor Augen zu haben, ist es mir unmöglich, mich einigermaßen wohl und heimisch darin zu fühlen.

Kein anderer Ort, versicherte man uns, biete eine so schöne und umfassende Aussicht auf Palermo selbst und seine nächste Umgebung, als das flache Dach auf dem alten Saracenenbau der Zisa. Das Landhaus eines Emirs zu besuchen aus der Blüthezeit der arabischen Macht und Kunst — der Gedanke rief alle die Jugendträume wieder ins Leben, wie sie so farbenbunt und glänzend aus den Märchen der 1001 Nacht in uns aufgestiegen waren.

Eine kurze Strecke lang der nach Monreale führenden Straße folgend (s. unten S. 164 f.), bogen wir bald in

einen Seitenweg zur Rechten ein, der uns zwischen Garten- und Parkmauern, zwischen Villen und Klöstern hin zu unserm Ziele führte. Aber der erste Anblick, als wir den freien Platz vor dem Gebäude erreicht hatten, war eine herbe Enttäuschung. Wir hatten gehofft, eine Alhambra im Kleinen zu finden, leicht und zierlich, geschmackvoll und phantastisch, mit stattlichen Säulenhöfen voll Springbrunnen, alle Wände bedeckt und verkleidet mit reicher Stuccaturarbeit. Statt dessen fanden wir ein ernstes Bauwerk im einfachsten Style, ein hohes, längliches mit Zinnen gekröntes Viereck bildend; Thor und Fensterbögen allerdings im maurischen Geschmack, aber fast ohne alle Ornamente, die Fenster selbst modern und styllos viereckig, wenn auch die Spuren der alten Einfassungen noch sichtbar sind.

Fast möchten wir uns mißmuthig abwenden über die getäuschte Hoffnung. Aber wenn wir die Halle des Erdgeschosses betreten, kehren die bunten Traumbilder wieder, und leicht versetzt uns von hier die Einbildungskraft in die Paläste von Bagdad oder die Gärten von Damaskus und Granada.

Die Halle bildet ein Quadrat von mäßiger Größe. In der Mitte des mit buntem Marmor getäfelten Fußbodens vertiefen sich zwei weißmarmorne, den römischen Impluvien ähnliche Becken, in welche sich das Wasser aus einem malerisch mit Venushaar bekleideten Brunnen an der Hinterwand ergießt. Die Wände bestehen aus länglich-viereckigen Platten von gestreiftem Marmor, die durch bunte Goldmosaik bordenartig eingefaßt und in Felder getheilt sind. Die Decke ist einfach geweißt; aber die mitübertünchten Bogenansätze darunter deuten auf eine hoch emporstrebende Mauer, so daß das Ganze wohl ehemals einen oben offenen Hof bildete.

Breite hochstufige Treppen von rothem Marmor führen zu dem flachen Dache, über welchem in der Mitte noch eine erhöhte Terrasse aufsteigt. Man hatte uns nicht zu viel versprochen von der Aussicht. Rings um uns her erheben

sich Kirchen und Klöster, Villen und zierliche weiße Bauernhäuser aus den im prachtvollsten Saftgrün schimmernden Orangenhainen, aus den Parks der Herzöge Serradifalco, Butera und anderer sicilischen Großen, wo zwischen dem Lorbeer und der Cypresse, der Pinie und Mimose auch die fremden Gestalten der Dattel- und Fächerpalmen ragen, und dichtes Bananengebüsch die Riesenhalme des aus dem Bache aufsteigenden Bambusschilfes einfassen, während auf den flachen, von zierlicher durchbrochener Steinarbeit umrandeten Dächern ein zweiter Garten hoch über dem ersten schwebt. Oestlich dehnt sich die Stadt aus, zwar klein erscheinend im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl (180,000), aber doch von imposanter Wirkung durch die Menge hochragender Kuppeln und Thürme. Zur Linken überragt sie der wilde felsstarrende Monte Pellegrino; über sie hinaus schimmert der gerundete Busen des Meeres, ein strahlender Saphir, bis zum fernen Cap Zafferano hin sichtbar. Westlich fliegt der Blick über die fruchtbaren Thäler und Hügelgehänge tief in die grünleuchtende Conca d'oro hinein, auf die Kathedrale des Bergstädtchens Monreale und darüber hinaus auf die spitz und kühn aufschießende Pyramide des Monte d'Aloë, der pittoreskften unter all den malerischen Bergformen, die in weitem Halbkreise den südlichen und westlichen Horizont schließen.

Lange standen wir dort oben, den Blick auf das herrliche Gemälde um uns her geheftet, während uns der auch in Deutschland gekannte und geschätzte Architekt Cavallaro, dessen Bekanntschaft wir gemacht, ein buntes liebliches palermitanisches Volksmärchen erzählte „von der Eidechse mit dem Nonnenkopfe auf der Zisaburg“. Dann brachen wir auf nach dem nahen Kapuzinerkloster, wo ein sehr verschiedenes Schauspiel uns erwartete. Unterwegs berichtete uns C. von mancherlei Eigenthümlichem in Sitten und Gebräuchen des Volkes, was sich zum Theil noch aus dem frühesten Mittelalter herschreibe. So sei es ein Ueberbleibsel aus der

saracenischen Zeit, daß die Steinmetzen noch eine besondere Zunft bilden, in der sich die Kunst und ihre Geheimnisse forterben vom Vater auf den Sohn, ohne daß je fremde Lehrlinge aufgenommen würden. Ein eigner ernster und hoher Geist herrsche unter diesen Leuten, und er selbst habe sich mehrfach überzeugt, zumal bei dem Bau einer neuen gothischen Kirche am Aetna, wie groß nicht nur ihre Geschicklichkeit, sondern auch ihre Liebe und Begeisterung für die Baukunst sei.

Am Thore des nahen Kapuzinerklosters nahm uns ein Mönch in Empfang, und führte uns, ohne nur nach unserm Begehr zu fragen, eine Treppe hinab in die Gruftgewölbe. Nie im Leben werde ich den schauerlichen Anblick vergessen, der sich mir hier darbot. Ein seltsames Dämmerlicht beleuchtete eine Reihe das ganze Gebäude umlaufender, vielfarbig grell gemalter Bogengänge. Im untern Theil derselben standen eine Unzahl buntangestrichener Kisten und Truhen voller Todtengebeine, bei denen man zum Theil mit besonderer Sorgfalt durch Gitter und Löcher dem Besucher Gelegenheit zur Bewunderung ihres Inhaltes gegeben hatte. Darüber waren, in halbschwebender Stellung, etwa 4000 menschliche Gerippe in Gefächern neben und übereinander geordnet, mit eklen, halbvermoderten Lappen behangen, aus denen euch die hohlen Schädel scheußlich angrinsen. Die Einen zeigen Nichts mehr als die nackten Knochen; die Andern sind noch mit Fetzen lederartiger Haut beklebt, an denen hier und da Theile des Schopfes hängen. Die Kleider schlottern an ihnen umher und zerfallen bei der Berührung in Staub; nur bei den neuerlich Hinzugekommenen grinst das verzerrte Leichengesicht noch scheußlicher aus dem glänzenden Prunke der farbigen Seidenstoffe. Seltsamerweise sind die Mienen selbst in dieser greulichen Verfassung nicht ohne Ausdruck, und dieser Ausdruck ist bei dem stets lippenlosen, zähnefletschenden Munde natürlich immer der des grinsenden, hohnlachenden Spottes. Schlecht gehalten durch die nach-

gebenden Bande hat sich eine Gestalt über die andere herübergebeugt; oder es lehnen sich zwei freundnachbarlich aneinander; hier kauert Einer in sich zusammengesunken, dort macht ein Anderer Miene zum Vorschreiten, während ein Dritter wie ein gehenkter Missethäter mit dem Kopfe hin- und herbaumelt. Schwärzlichbraun kommen unter den zerrissenen Gewandfalten die entfleischten Hände und Füße zum Vorschein. Hier steht ein Kind, das noch das Roth der Gesundheit auf den Wangen trägt: es ist gut einbalsamirt, geschminkt und mit Glasaugen versehen; dort stehen zwei Cardinäle einander gegenüber, denen die weiten rothen Prachtgewänder schauerlich-lächerlich um die dürren Knochen schlottern; hier liegt ein Weib, dessen junge und volle Formen man sorgfältig durch die ausgestopfte Kleidung zu bewahren versucht hat, so daß die braungelben, verrunzelten Wangen und bleckenden Zähne einen um so schneidenderen Contrast dazu bilden. Und das nennt man einen Trost für die Verwandten! Hierher kommt alljährlich am Allerseelentage eine Menge von Leuten, um, heißt es, ihre Lieben zu sehen, die sie doch nur an den faulenden Kleidungsresten und dem auf den Zettel unter der Leiche geschriebenen Namen wiederfinden können; denn statt der geliebten Züge sehen sie ja nur einen grinsenden Todtenschädel. Und dazu dieser Modergeruch und Verwesungsdunst; diese schauerliche Perspective der langen Corridore mit den endlosen Reihen der Gerippe! Das Herz klemmte sich uns zusammen, und wir athmeten nicht eher frei, als bis wir wieder die Oberwelt betraten und die lichten Sonnenstrahlen zwischen den Zweigen und Blüthen der hohen Oleander im Klostergarten spielen sahen.

Das Kloster enthält 170 Mönche, die, ohne Grundbesitz, hauptsächlich von den Renten leben, welche ihnen die theuer bezahlte Aufnahme in dieses seltsame Naturaliencabinet und der Zoll, welchen ihnen die lebendigen Besucher desselben entrichten, eintragen.

5. Der Monte Pellegrino. – Volksfeste.

Wie ein ernster Wächter und eine gewaltige Schutzmauer gegen den stürmischen Andrang der Fluthen erhebt sich der Monte Pellegrino zwischen der offenen See und dem rundlichen Busen von Palermo. Nahe an 2000 Fuß unmittelbar aus dem Meere aufsteigend, steil und massig, erhöht er durch den Contrast seiner wilden Oede die Lieblichkeit der Küsten und Thäler, in die er wie drohend herniederblickt.

An einem herrlichen Juninachmittage ritten wir auf muntern Eseln, Paßgängern und Trabern, wie man sie im Norden unter den friedlichen Grauthieren nicht kennt, durch die engen Gassen an der Nordseite des Toledo, dem Pellegrino zu. Einer Eselcavalcade in der Stadt zu begegnen, darin findet man hier, wo die feinsten Stutzer in buttergelben Handschuhen auf dem braunen, elegant geschirrten Leibesel zierlich die Promenade durchsprengen, durchaus nichts Besonderes oder Auffälliges.

Unser Weg führte uns am Ufer des Meerbusens hin, aus dem die Düfte im heißen Sonnenscheine verwesender Algen und Seethiere nicht gar lieblich aufstiegen, nach einer mit kurzem Grase bedeckten, nur hier und da von den Pflanzungen und Hecken des blüthenbedeckten Feigencactus durchsetzten, sanft geneigten Ebene, die sich bis an den Fuß des eigentlichen Berges erstreckt, an dessen Abhange die sicilianische Artillerie beschäftigt war, sich im Manövriren mit kleinen Bergkanonen zu üben. Ueberhaupt macht das Militär — meist festländische Neapolitaner, aus demselben Grunde, wie in Holstein Dänen, in Mailand und Venedig Deutsche und Ungarn einquartiert sind — einen nicht geringen Bestandtheil der hauptstädtischen Bevölkerung aus und spielt eine bedeutende Rolle in der Physiognomie des Straßenlebens.

Eine schlecht gepflasterte Straße, zum Theil auf Bögen ruhend, die ihr von Weitem ein großartiges Ansehen geben, führt in vielfachen Windungen die steile Höhe hinan. Der

Berg, aus löcherreichem Kalksteine gebildet, ist nackt und steril. Größere zusammenhängende Felsmassen sind selten; aber fast überall fehlt die deckende und ebnende Erdschicht, eckige und kantige Steinzähne ragen in chaotischer Verwirrung vielzackig übereinander hervor, einem kolossalen Reibeisen vergleichbar. Nur Disteln, Brombeerranken und hier und da eine verkrüppelte Agave drängen sich mühsam aus den Spalten des Gesteins.

Etwa in zwei Dritttheilen der Höhe erreicht man einen Absatz des Berges, der ein kleines fast ebenes Plateau bildet. Hier öffnet sich dem Rückwärtsschauenden ein herrlicher Blick über den Abhang des Berges hinaus auf den schimmernden Golf und den Hafen mit den bunten, lustig flatternden Wimpeln seiner Schiffe, auf die Stadt, deren dumpfes Brausen bis zu uns empordringt, auf die grünen Gärten und Gehege, die sie einfassen, auf den Kranz starrender Berge endlich, die in den mannigfaltigsten malerischen Gestalten die blühenden Ebnen und Thäler überragen.

Wir biegen um einen Vorsprung des Berges und finden uns vor einem Hause, dessen Besitzerin uns einen Trunk feurigen Marsala's kredenzt. Dann führt sie uns durch den Hof in die berühmte Kapelle der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo, den berühmtesten Wallfahrtsort der Insel. Die kleine Kirche ist nur zum geringsten Theile durch künstliche Mauern, zum größeren durch hohe, senkrecht abstürzende Felswände gebildet, durch deren Spalten Epheu, Terebinthen- und Myrthenbüsche hereinlugen, während lange Ranken wie grüne Fühlfäden der Natur gleichsam die Sonnenstrahlen von oben mit sich herabzuziehen scheinen in das düstere Gotteshaus. Durch diese vordere Grotte tritt man in eine zweite, ganz überwölbte. Stalaktiten hängen von der Decke herab; seltsam polypenartig gestaltete Bleiröhren leiten das unaufhörlich herabsickernde Wasser nach den Seitenwänden ab. Unten am Boden, unterhalb des Altars, liegt die Bildsäule der heiligen Rosalia (von dem florentinischen Bildhauer

Tedesco) ausgestreckt; während eine kleine Büste der Heiligen, bizarr genug und fast unheimlich in dem Halbdunkel, aus einem Loche des Felsengewölbes hervorblickt. Neben dem Altar befindet sich ein Brunnen und gegenüber das Grab an dem Orte, wo, wie eine pomphafte Inschrift verkündet, man lange Jahrhunderte nach ihrem Tode den Körper der heiligen Nichte Wilhelms des Guten fand. Das Ganze macht einen bedeutenden, aber keineswegs einen angenehmen, noch weniger einen erhebenden oder zur Andacht stimmenden Eindruck. Es erscheint viel mehr wie die Höhle einer altheidnischen Zauberin als wie die Kapelle einer christlichen Heiligen.

Nach einer halbstündigen allmäligen Ansteigung erreichten wir den zur weiten Ebne abgeflachten, mit hohen Fenchelstauden und gelbblühenden Disteln bedeckten Gipfel des Berges, von wo einst Hamilcar die Stadt Panormos und die rings herrschenden Römer drei Jahre lang in Schach und Angst hielt. Am nördlichen Rande der Bergebene fanden wir eine verfallene Kapelle, auf der noch die Reste einer colossalen Marmorstatue der Heiligen stehen. Vor uns öffnet sich ein großartiges, gewaltiges Schauspiel. Zu unseren Füßen stürzt das Vorgebirge des heiligen Gallus, die Nordspitze der Insel bildend, in furchtbarer Steilheit, Felsterrasse auf Felsterrasse, 2000 Fuß tief zum Meere ab. Eine wilde Oede umgiebt uns, so weit das Auge reicht. Die fruchtbaren Thäler verstecken sich zwischen den Gebirgen; wir erblicken Nichts als eine felsstarrende Wildniß, ragende Gipfel, tiefgerissene Schluchten, in der schwindelnden Tiefe die unendliche See, deren wilde Brandung nur wie ein leises, dumpfes Gemurmel zu uns heraufdringt. Sonnig angestrahlt heben sich die hohen Bergeshäupter aus breiten Streifen tiefschwebender Nebel hervor. Selbst einem Nebelbilde vergleichbar, erscheinen im fernsten Osten die grandiosen Linien des Aetna. Kein Baum, kein Strauch ist sichtbar, nirgends eine Spur

des Lebens, keine Bewegung als die der auf- und niederwogenden See. Nur die weißen Villen der Bogheria tief unten am Strande deuten auf die nahen Wohnsitze der Menschen.

Schon stand die Scheibe des vollen Mondes hoch am wolkenlosen südöstlichen Himmel, als wir wieder am Thore der Stadt anlangten. Mit uns zugleich kam vom Meere her ein bunter Zug von Menschen jedes Alters und Geschlechtes, lärmend, singend und jubelnd. Sechs kräftige Fischer trugen, an Stricken befestigt, einen ungeheueren, eben erbeuteten Tunfisch. Wir folgten der fröhlichen Procession durch die Gassen der Stadt bis auf einen kleinen Platz, in dessen Mitte eine gewaltige Fleischerbank aufgerichtet war. Der Riesenfisch wurde hinaufgehoben, ein Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und blankem Beile schwang sich daneben und zerhieb ihn in mächtige Stücke, die von der umdrängenden Menge unter Jubelgeschrei für Spottpreise erstanden wurden. Wer unbefriedigt blieb, harrte auf neue Zufuhr vom Meere her.

Auf unserem Heimwege nach dem Albergo della Fortuna, den wir allen künftigen Besuchern Palermos mit bescheidenen Ansprüchen bestens empfohlen haben wollen, faßte uns eine Volkswelle, die aus den engen Straßen des nördlichen Viertels zusammenfluthend, sich quer über den Toledo wälzte. Wir ließen uns von dem Strome treiben und fanden uns bald in einer jener zahlreichen Sackgassen, die es für einen Fremden schwer machen, sich in den inneren Theilen Palermos zurechtzufinden. Am Ende des menschenwimmelnden Gäßchens war vor einem Madonnenbilde ein prachtvoll mit Seide und Sammetbaldachins überhangener, von zahllosen Kerzen erhellter Altar aufgestellt. Eine Musikbande spielte am Fuße desselben unter allgemeinem Beifallsklatschen Verdische Opernmelodien, und am Ende zischten und krachten gar trotz der engen Straße Schwärmer, Feuerräder und Kano-

nenschläge, so daß die bedrohte Volksmenge lachend und schreiend von dem Orte der Gefahr zurückfluthete, ein entsetzliches Gedränge und eine unbeschreibliche Verwirrung verursachend, die jedoch der Festfreude und guten Laune nicht den mindesten Abbruch thaten. Von den zahlreichen Balconen herab ließen die im Kopfschleier halb verhüllten Schönen ihre weißen Tücher wehen; in den hell erleuchteten Sorbetterien drängte man sich um die kleinen Marmortische und verzehrte massenweise alle möglichen und unmöglichen Arten von Gefrorenem, wie Jasmineis, Gebrannte-Mandeln-Eis, Pfirsichkerneis u. s. w. Daß an Heiligenbildchen mit blitzblauen Gewändern, grellrothen Gesichtern und weitaufgerissenen Augen kein Mangel war, versteht sich. Sie waren die besondere Lust der halbnackten palermitanischen Jugend, für welche die Eltern sie um ½ Gran (2 Pfennige) per Stück erstanden.

Ich habe in Sicilien und Italien eine Unzahl von Kirchenfesten mitgemacht. Bei Weitem die meisten sind zugleich Volksfeste und tragen einen Charakter, der einem deutschen Protestanten freilich profan genug vorkommen muß. Bunte Aufzüge, Musik und Feuerwerk dürfen nicht leicht fehlen. Aber man darf nicht vergessen, daß, indem fast jedes Volksfest an die Kirche anknüpft, die Feiernden vor mancher Rohheit und Ausartung, die in anderen Ländern dergleichen Festlichkeiten zu begleiten pflegen, bewahrt bleiben und, was vielleicht mehr ist, daß das unwissende Volk die Kirche, die so mancherlei äußere und innere Opfer von ihm verlangt, hier als die gütige Mutter betrachten lernt, die dem Kinde, das sie erzieht, auch des Vergnügens und der Lust so viel gewährt, als sie irgend kann.

Seltsamer noch berühren manche Erscheinungen in den Kirchen selbst den an strenge Scheidung zwischen Geistlichen und Weltlichen gewöhnten Nordländer. Ich gestehe wenigstens, daß mir weder das in den meisten Gotteshäusern unter einem Baldachin und über einer Art von Altar gleichsam zur

Verehrung aufgestellte Bildniß des lebenden Königs, noch die zwitschernden Kanarienvögel (wie in der Kirche des Klosters Maria e Gesù) einen sehr erhebenden Eindruck machte. Aber die naive Frömmigkeit dieser südlichen Völker scheint an allen diesen Dingen nicht den geringsten Anstoß zu nehmen.

II.

Von Palermo über Monreale, Segest und Selinunt nach Girgenti.

---

1. Monreale.

Acht Tage lang hatten wir die herrliche sicilische Hauptstadt und ihre romantischen, wechselreichen Umgebungen durchstreift, hatten alle ihre zahlreichen Kirchen besucht, das Eis aller ihrer Kaffeehäuser gekostet, das Leben und Treiben ihrer Bewohner längs der Sandküste der Marina wie in dem bunten Gedränge der Via Toledo und der engen Gäßchen der innern Stadt belauscht; hatten dem Thunfischfange beigewohnt in der hellen Mondnacht, in der Grotte der heiligen Rosalia gebetet, und unter der majestätischen Dattelpalme im Hofe des Klosters Maria e Gesù ruhend, unsere Blicke über Stadt und Ebene, über Meer und Gebirge schweifen lassen; hatten in den lieblichen Parks der Bagheria Kühlung und Erfrischung gesucht und gefunden — und entschlossen uns nun endlich, wenn auch nicht ohne einen Seufzer, dieses Paradies auf Erden zu verlassen, um unsern Rundritt durch die Insel, von dessen Beschwerden man uns fabelhafte Dinge erzählt hatte, anzutreten.

In der That ist eine solche Reise durch das innere Sicilien noch immer eine Unternehmung, von der die Bewohner des civilisirten Nordens keine Vorstellung haben. Vom Fahren kann nur selten die Rede sein; es fehlt dazu

sowohl an gebahnten Straßen als an Fuhrwerk. Dabei sind die Gasthöfe der kleineren und mittleren Orte keineswegs auf die Verpflegung von Reisenden eingerichtet, und die Sitte allgemein, einen großen Theil des nöthigen Mundvorrathes, ja selbst den Koch, der ihn bereiten soll, mitzuführen. Dieser und der Führer sind meist eine und dieselbe Person und jedenfalls das wichtigste Requisit der Reise. Alle größeren Orte Siciliens bieten eine Auswahl derselben dar, und einige genießen eines bedeutenden und wohlverdienten Rufes: sie sind aber natürlich auch schwerer zu erlangen und theurer. Man schließt einen Contract mit ihnen ab, kraft dessen sie den Reisenden auf einer bestimmten Route und in einem bestimmten Zeitraum (meist 8 Tage bis 4 Wochen) durch die ganze Insel führen. Einige derselben, wie der sehr empfehlenswerthe Domenico Mazzaglia in Nicolosi, übernehmen auch die Führung durch Calabrien. Sie stellen die Pferde oder Maulthiere mit ihrem Treiber sowie den Proviant, bereiten die Mahlzeiten und warten dabei auf, sorgen für Nachtquartier u. s. w., so daß der Reisende, der sich durch einen genauen Vertrag gesichert hat, unterwegs nur noch für seinen Paß selbst Sorge zu tragen braucht. Der Preis wechselt von 25—40 Tari (etwa 3—5 Thaler) pro Kopf täglich, abgesehen von der ebenfalls mit 8—10 Tari pro Maulthier zu vergütenden Rückreise, wo nicht ein vollständiger Rundritt beabsichtigt wird.

Ist es überall von Werth, einen tüchtigen und zuverlässigen Führer zu haben, so ist ein solcher in Sicilien wegen des unverständlichen Dialects der Bewohner, der Unbekanntschaft mit ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten, der fast vollständig mangelnden Hülfsmittel und Bequemlichkeiten eines civilisirten Landes, kaum zu entbehren. Und doch sollte das gerade unser Schicksal sein. Der Sohn unseres Wirthes, mit dem wir den Contract abgeschlossen, ließ sich am Morgen der Abreise krank melden, und übertrug seine Geschäfte und Verpflichtungen dem Maulthiertreiber. Wir schalten und

protestirten, aber vergebens. Wenn wir nicht den ganzen Vertrag rückgängig machen und unsere Abreise um einen oder mehrere Tage aufschieben wollten, mußten wir uns wohl oder übel mit dem Stellvertreter begnügen, der von seinen culinarischen Künsten und seiner Terrainkenntniß goldene Berge versprach und über die Führer vom Handwerk verächtlich die Achseln zuckte. So schwangen wir uns denn in unsere nichts weniger als bequemen oder eleganten Sättel, nahmen den als Zügel dienenden Strick zur Hand und folgten dem voranreitenden Arriero auf den Toledo hinaus.

Es war eine seltsame Figur, unser neuer Freund Carlo Campo: kurz und stämmig, braun wie ein Beduine, von eigenthümlicher Gesichtsbildung, mit kohlschwarzem Haar und blitzenden dunklen Augen, aber gutmüthigem Ausdruck — wie wir später in Erfahrung brachten, mit sehr mäßigem Verstande gesegnet, wenn auch nicht ohne eine gewisse Schlauheit oder besser Pfiffigkeit, und von einer so grenzenlosen Unwissenheit, wie sie eben nur jenseit der Alpen und Apenninen zu finden ist. Sein Anzug bestand aus einer schwarzen Sammetjacke nebst delto haut-de-chausse, leinenen Gamaschen und Schnallenschuhen, einer seidnen Zipfelmütze à la Figaro und einer buntseidenen Schärpe um den Leib. Sein Thier trug außer ihm selbst noch unsern Mundvorrath: gekochtes und gebratenes Fleisch, Maccaroni, Käse, Orangen, Zwieback, sogar einen tüchtigen Plumpudding. Das Saumthier mit unserm Gepäck folgte, während wir 4 Reisende (außer mir zwei Maler und ein Architekt, sämmtlich Deutsche) den Nachtrab bildeten.

Den langen Cassaro durchreitend, drängten wir uns zum letzten Male durch die auf- und abwogende Menge malerischer Gestalten und malerischer Trachten, sahen zum letzten Male das bergartig aufschwillende Meer zu dem einen, die zackigen Gebirgsgipfel zu dem andern Thore hereinragen, und erreichten endlich, nachdem wir der schönen Kathedrale noch einen Scheideblick zugeworfen hatten, das Westthor Palermos, von

wo die breite schnurgerade Straße durch die gärtenbedeckte Ebene den Bergen zuführt.

Vor dem Thore begegnete uns, von einer in der Nähe im maurischen Geschmack angelegten Villa, deren Bau er leitete, herkommend, Freund Cavallaro. Er begleitete uns eine Strecke und belehrte uns dabei über die merkwürdigen Bauwerke, die sich auf der Westseite der sicilianischen Hauptstadt so zahlreich zur Rechten und Linken der Straße nach Monreale, großentheils hinter den Bosquets und schattigen Baumgängen der Parks halbverborgen, erheben. Zumal fallen uns hier jene auch in der Stadt selbst noch zahlreich vorhandenen, räthselhaften isolirten Thürme in die Augen, deren aus losen Steinen gefügte Wände meist von einem dichten Teppich feuchtigkeitliebender Kräuter überzogen sind, zwischen denen das Wasser langsam herabsickert, vielfarbige Streifen längs der Mauern bildend. Es sind 20—40 Fuß hohe, viereckige, nach oben verjüngte, und an der Spitze offene Behälter, Brunnenpfeiler, wie unser Begleiter sie nannte, aus arabischen Zeiten herstammend, bestimmt, den Druck des von den Bergen herfließenden Wassers zu vermindern und stets von der Höhe der Stockwerke, in die dasselbe geleitet werden soll.

Der Weg von Palermo nach Monreale gehört zu dem Schönsten, was Sicilien zu bieten vermag, und erfüllt den von Mitternacht herkommenden Reisenden mit bewunderndem Entzücken. Hat man, den alten Saracenenschlössern der Cuba und Zisa und der dunkeln Baumgruppe, aus der die weißen Mauern des Kapuzinerklosters mit jener grauenhaften Leichengallerie blicken, vorüber, die üppig angebaute Ebene mit ihren lachenden Gärten und stolzen Villen durchritten, so beginnt die Straße allmälig, das sich verengende Thal der Goldmuschel (conca d'oro) zur Linken lassend, die östlichen Berghänge hinanzuklimmen. Was ich auf dem Festlande Italiens vergebens gesucht, was selbst die sonnenheißen Abhänge des Busens von Salerno nur spärlich und vereinzelt darbieten:

eine üppige subtropische Vegetation mit dem Charakter der Ursprünglichkeit, das fand ich hier im reichsten Maße. Dichte Plantagen dickstämmiger Orangen, die goldfarbigen Früchte und weißen Blüthen zwischen dem dunkeln Laube hervorleuchtend, bedecken waldartig die Thalsohle zur Linken und senden ihre würzigen Düfte bis zu uns empor. Wo das halbausgetrocknete Rinnsal des Bergstromes sich in die Schlucht niedersenkt, schimmern die rosigen Blüthen des Oleanders durch das gefiederte Laub breitästiger Johannisbrodbäume und schlankstämmiger Mimosen. Cactusstämme von 6—10 Zoll Durchmesser und 8—10 Fuß Höhe, der Rand der fußlangen Blätter mit schwefelgelben Blumen dicht besetzt, bilden bald undurchdringliche Hecken, bald klettern sie, oft schlangenartig durcheinander gewunden und in einander verfilzt, abwechselnd mit den Riesenrosetten der amerikanischen Agave, den steilen Berghang zur Rechten hinan. Hohe Sträucher des Wunderbaums (Ricinus) mit dem schönen, bläulich bedufteten Laube, blicken über die Mauern, aus deren Spalten sich die großen weißen Kappernblüthen, vermischt mit den purpurfarbigen des Löwenmauls und großblumiger Crassulaceen hervordrängen. Wie ein lebendiger Riesensmaragd im Sonnenschein leuchtend, schießt die große grüne Eidechse zwischen ihnen hindurch und verschwindet zwischen den Steinen. Wie entzündet von der Sonnengluth leuchten die grellfarbigen Felsen; ja, die Landhäuser selbst mit ihren zierlichen, steinernen Balcons und den flachen, vasengeschmückten Dächern, tragen den Stempel des warmen, südlichen Hauches, der die ganze Landschaft vergoldet. Nirgends erscheint mehr in der Vegetation die geringste Spur von künstlicher Zucht oder kränkelnder Bleiche, obwohl, wunderbar genug, gerade die üppigsten und hervorstechendsten Pflanzenformen erst aus fremden Welttheilen hierher verpflanzt worden sind.

Mit seinen engen, schmutzigen, theils schlecht, theils gar nicht gepflasterten Straßen, seinen dürftigen, halbzerfallenen

Häusern und einer zahlreichen Bevölkerung lungernder Tagediebe erweckt das Städtchen Monreale in dem von der Hauptstadt herkommenden Reisenden kein sehr angenehmes Vorgefühl von dem, was ihn bei seiner ferneren Rundreise durch die Insel erwartet. Die Volkssage, welche erzählt, der Erbauer der Stadt, König Wilhelm der Gute, habe den Plan dazu von der heiligen Jungfrau erhalten, zeigt in der That wenig Ehrerbietung vor dem Kunstsinn und Schönheitsgefühl der Himmelskönigin. Und dennoch sollte Niemand, der seine italienische Reise bis Palermo ausdehnt, den kleinen Ausflug hierher versäumen. Wir hatten schon einmal stundenlang in der Kathedrale von Monreale verweilt; aber trotz des Widerspruches unseres Arriero konnte ich mir die Freude nicht versagen, nochmals zwischen den lichten, schlanken Säulen der Vorhalle hindurch in das Innere des Tempels zu treten, der schon beim ersten Besuch einen so tiefen und mächtigen Eindruck auf mich gemacht hatte, wie kaum ein anderer zwischen Mittelmeer und Nordsee. Freilich ist das Aeußere fast ganz modernisirt und unbedeutend, nur hier und da noch Spuren der ursprünglichen Bauart zeigend, aber das Innere — ich glaube kaum, daß irgend ein Mensch, in dessen Brust das Gefühl für das Schöne und Erhabene nicht ganz erstorben ist, den Dom wieder verlassen habe, ohne eine Regung andachtsvoller Begeisterung zu empfinden. Die gewaltigen und doch so einfachen und symmetrischen Verhältnisse; die hohen zierlichen Säulen von rothem Granit, auf denen die Spitzbogen gleichsam schwebend aufgesetzt scheinen, der bunte schimmernde Schmuck, der die Wände belebt, und die ganze heilige Geschichte in Mosaikbildern auf Goldgrund darstellt; vor Allem die prächtigen Riesenbogen, die unter der hochgewölbten Kuppel das Chor von den Lang- und Querschiffen scheiden und beim Hinaufblicken den Geist und das Herz mit sich emporzuziehen scheinen in den Himmel, endlich die schmale, aber harmonisch abschließende Tribüne, aus deren halbdunklem Hintergrunde das Bild des Heilandes in ernster Majestät dem

Eintretenden entgegenblickt: dieses Zusammenwirken edler großartiger Ruhe und doch zugleich einer glaubensvollen Begeisterung, die durch den ganzen Bau weht, löst die Seele von dem Irdischen und erhebt sie im Schwunge der Begeisterung zu der Höhe des Gedankens, dem dieses Meisterwerk mittelalterlicher Kunst selbst sein Dasein verdankt.

Ein Cicerone, der sich uns wider Willen aufgedrängt, führte uns in eine der verschlossenen Seitenkapellen. Hier herrscht die üppigste Verschwendung. Prächtige bunte Marmorplatten bekleiden die Wände; Reliefbilder, Statuen und Mosaikschmuck in florentinischem Styl erfüllen Nischen, Pfeiler und Vorsprünge. Aber das Auge wendet sich nach dem ersten Blicke unwillig ab von diesem überladenen und anspruchsvollen Product eines geschmack- und glaubenslosen Jahrhunderts, in dem nur die grenzenloseste Oberflächlichkeit und äußerlichste Nachahmung einer unverstandenen Classicität ihr Wesen trieb, und Zopf und Haarbeutel unbeschränkt regierten. Da ist es eine wahre Erquickung, hinauszutreten auf den Klosterhof, trotzdem daß der arcadenumgebene Garten jetzt ein wüstes Feld geworden, die reiche Mosaik, welche die Säulen der Kreuzgänge bekleidete, fast ganz abgefallen, der Styl der Hallen selbst nicht ohne barbarische Auswüchse einer üppigen und rohen Phantasie ist. Die Arcaden erinnern lebhaft an die chiostri von San Paolo fuori le mura und der Laterankirche zu Rom, nur ist das Ganze viel größer und freier, Säulen und Bögen höher, kräftiger und doch schlanker. Die Schäfte der Säulen und Säulchen, welche nach dem Garten zu die Bögen tragen, sind mit phantastischen Reliefs verziert. Jedes Capitäl ist mit eigensinniger Consequenz verschieden von allen andern gebildet (was denn zu seltsamen Ausartungen Veranlassung gegeben hat), theils geschichtliche, biblische oder allegorische Darstellungen, theils reine Phantasiegebilde, wie Vögel mit Menschenköpfen u. dgl. m. zeigend.

Das Ganze macht eine eigenthümliche Wirkung: es liegt etwas Mährchenhaftes darin, was an die phantastischen Erzählungen des Orients erinnert, und fast unwillkürlich kommt es uns hier wieder, wie auf den Felsen von Taormina und in der Halle der Zisa, zum Bewußtsein, daß wir auf einem Boden stehen, wo die Barbarei und Civilisation des Orients und Occidents sich bekämpft und sich die Hand gereicht und Monumente geschaffen haben, die einzig in ihrer Art, fremd, wie Bilder aus einer fernen Sagenwelt, in das moderne Culturleben hineinschauen.

2. Alcamo.

Jenseits Monreale verändert sich der Charakter der Landschaft. Die Gärten und Villen sind verschwunden; die hohen mannigfaltigen Bäume werden zu niederem Gestrüpp, das fruchtbare Thal zur Linken verwandelt sich in eine enge Schlucht, die sich, allmälig flacher werdend, endlich in den hufeisenförmig uns umgebenden Bergkranz verliert. Statt der indianischen Feige bedecken dichte und hohe Simsenbüsche die in langen einförmigen Linien zu unserer Linken aufsteigenden Abhänge. Immer öder wird die ganze Umgebung; hier und da brechen, seltsam gestaltet, spitze Felsenzähne aus dem nackten Boden, während charakterlose Hügel an die Stelle der kühnen und großartigen Gebirgsgipfel treten, welche bisher nach Süden und Osten den Prospect schlossen. Immer spärlicher und ärmlicher wird die Vegetation; nur daß hier und da die 15—25 Fuß hohen Blüthenschäfte der Agave, noch in der Knospe, colossalen Spargelschößlingen zu vergleichen, steif und starr aus den weitausgebreiteten Blätterrosetten in die Luft hineinragen.

Die Höhe des Rückens, welcher die Bucht von Palermo von dem Busen von Castellammare scheidet, ist erreicht. Vor uns öffnet sich eine tiefe und enge Schlucht, aus der bald rechts bald links groteske Felsgestalten hervortreten, während

durch das ferne Ende der Spalte ein schmaler Streifen der glänzendblauen Meeresfläche sichtbar wird. Auf steilem, steinigem Wege geht es abwärts; tief unter uns fließt der Bergstrom, dessen Rauschen man bei den scharfen Windungen der Straße um die vorspringenden Felsecken oft so senkrecht unter sich vernimmt, daß man unwillkürlich das widerwillige Maulthier dichter an die Bergwand zur Linken drängt. Der Ausgang der Schlucht öffnet den Blick auf eine reich und mannigfaltig angebaute Ebene, die sich fast den ganzen Golf von Castellammare entlang erstreckt, voller Wein, Feigen, Oel und Orangen.

Durch ein großes schmutziges Dorf am Abhange gelangen wir in die blühenden Fluren von Sala oder Partenico, einer ziemlich großen und volkreichen, aber schlecht und einförmig gebauten Stadt, in der kein einziges einigermaßen anständiges Gasthaus zu finden war, ein Umstand, der freilich nur am ersten Tage einer sicilianischen Reise auffällt. Desto gefälliger und aufmerksamer war die Wirthin, die unserm Factotum das Frühstück aus den mitgebrachten Vorräthen bereiten half und ihm eine treffliche frittata (Eierkuchen) hinzufügte. Ein anderer Gast, ein schöner, schlanker Mann, dessen Gesichtsbildung und Hautfarbe ihn leicht als einen Eingeborenen erkennen ließen, ließ sich nicht lange nöthigen, mitzuzugreifen. Im Verlaufe des Gespräches gab er sich uns als einen Arzt aus dem benachbarten Castellammare zu erkennen und verband mit dem dem Sicilianer der besseren Classen eigenthümlichen Gemisch von Würde und zuvorkommender Höflichkeit (vielleicht noch einem Erbtheil aus spanischen Zeiten) die weit weniger gewöhnlichen Eigenschaften, ein einigermaßen verständliches „Toscanisch" zu sprechen und eine für einen Süditaliener umfassende und vorurtheilslose Bildung zu bekunden. Er wußte sehr gut, was seinem Volke fehlte, und als er einmal sicher war, daß wir harmlose Fremde und nicht etwa neapolitanische Spione seien, brach er in einen Strom leidenschaftlicher Klagen über

die politischen und socialen Verhältnisse seines Vaterlandes aus: „Siamo esclusi dal consorzio umano, a bella posta esclusi dalla civiltà europea,“*) rief er aus; „wir sollen immer mehr verdummen, ja wir sollen nicht einmal reich werden; denn man fürchtet, die Civilisation möchte hier, wie anderswo, dem Wohlstande auf dem Fuße folgen.“ Er meinte, der Fluch des Himmels müsse auf der schönen Insel liegen, das beweise ihre Geschichte seit dritthalb Jahrtausenden. Er habe auch Geologie und Bergbau studirt, und es sei ihm gelungen, Goldsand- und Steinkohlenlager aufzufinden, aber die Regierung verbiete deren Ausbeutung so gut wie die Ausgrabungen in Tyndari und Solunt.... Als wir aufbrachen, um unser heutiges Reiseziel, Alcamo, noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, half er uns unsere Thiere besteigen, begleitete uns bis zum Ausgange der Stadt und verabschiedete sich mit den Worten: „Dio vi accompagni, Signori, a rivederci in un miglior mondo!“ **)

Von Sala aus mußten wir, um über Alcamo nach Segest und weiter über Castelvetrano nach den Tempeltrümmern von Selinunt zu gelangen, die Insel fast in rein nordsüdlicher Richtung vom sicilischen zum libyschen Meere durchschneiden. Der Weg, der auf vielen Karten fälschlich als Heerstraße bezeichnet ist, zieht sich allmälig nach der Hochebene hin aufwärts, über welcher die Kuppeln von Alcamo schon aus stundenweiter Entfernung am Horizonte sichtbar werden. Er ist fahrbar, und das ist in Sicilien ein Prädicat, welches nur sehr wenigen auch der frequentesten Straßen zukommt. Gepflasterte oder macadamisirte Heerwege gab es im Jahre 1853 nur zwischen Palermo und Catania über Caltanisetta; von Palermo nach Monreale; von Noto

*) Wir sind von der menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen; ja absichtlich ausgeschlossen von der europäischen Gesittung.

**) Gott geleite Sie, meine Herren; auf Wiedersehn in einer besseren Welt.

über Syrakus und Catania nach Messina, und von Girgenti nach Caltanisetta, während die directe von Palermo über Cefalu nach Messina erst im Bau begriffen war. Alle übrigen waren, mit wenigen Ausnahmen, bloße Reitwege, zum großen Theil von wahrhaft halsbrechender Beschaffenheit. Der Weg von Terranuova über Palazzuolo nach Syrakus ist, obwohl von Fremden wie von Einheimischen zahlreich benutzt, an vielen Stellen nicht allein über alle Beschreibung schlecht und mühselig, sondern oft geradezu gefährlich, wo er über die steilen Kalkklippen, oder im Rinnsal ausgetrockneter Bergwässer über das nackte Gestein voller fußtiefer Löcher führt. An anderen Stellen hören die Wegspuren auf dem harten Boden wohl gänzlich auf, wie sie uns denn zwischen Terranuova und Biscari an der Südküste unter Zwergpalmen, Haide und Ginstergestrüpp so vollständig verloren gingen, daß der landkundige Führer selbst nicht mehr aus und ein wußte und die wilden Kaninchen ihre langen Ohren zutraulich und neugierig aus ihren Löchern streckten, um die fremden Geschöpfe anzustarren, die sich in diese menschenleere Oede verirrt hatten. Die Hauptverkehrsstraßen selbst, wie die zwischen Catania und Messina an der dichtbevölkerten Ostküste der Insel, sind zum Theil in einem kläglichen Zustande. Und wie die Straßen, so auch die Sicherheit und Regelmäßigkeit des Verkehrs. Zwischen den einzelnen Städten bestehen entweder gar keine Postverbindungen, oder sie sind doch von der allerspärlichsten und unzuverlässigsten Art. Nur einmal in der Woche kann oder konnte man doch damals von der Hauptstadt aus Briefe nach dem Festlande senden. Die meinigen sind trotz der Recommandation nie an ihr Ziel gelangt. Und so ist es in allen Dingen. Bedenkt man die zahlreichen Hülfsquellen des Landes, die weiten Strecken brach liegenden Bodens, die unerschlossenen oder doch höchst dürftig ausgebeuteten mineralischen Schätze, den daniederliegenden Handel; vergleicht man die gegenwärtige Bevölkerung und Cultur der Insel mit Dem, was Sicilien im

Alterthume, ja noch im Mittelalter war, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß es der Regierung entweder an dem Verständniß oder an dem Willen fehlt, um das aus dem Lande zu machen, wozu die Natur es bestimmt zu haben scheint. Es ist wahr, die Bevölkerung bedarf jetzt des Sporns, des Beispiels, der Hülfe, um sich aus ihrer Lethargie aufzuraffen und die verlorene Energie der Arbeit wiederzugewinnen; aber sie enthält noch immer tüchtige Elemente und trotz ihrer gemischten Abstammung aus griechischem, römischem, maurischem, normannischem, spanischem u. s. w. Blute den Keim zur Bildung einer Nation, welche die Bewohner des benachbarten Festlandes bald überflügeln würde. Aber Das ist es vielleicht gerade, was man in Neapel fürchtet; denn der Sicilianer, welches Standes er sein mag, macht kein Hehl aus seinem eingefleischten Hasse gegen die ihm als Regierung, als Beamte, als Garnison und als Spione aufgezwungenen Neapolitaner. So wenig wie die Lombardei je eine echt österreichische, so wenig wird Sicilien je eine echt neapolitanische Provinz werden, und der erste Klang der Sturmglocken einer neuen europäischen Revolution wird die ganze Insel gegen das Festland in die Waffen rufen.

Doch ich komme von einer Betrachtung, deren sich so leicht kein unbefangener Reisender in Sicilien wird erwehren können, zurück zu meinem Reiseberichte.

In endlosen Windungen zieht sich die Straße, allmälig ansteigend, durch ein welliges Hügelland. Die Gegend ist freundlich und fruchtbar; die Art des Anbaues erinnert seltsamerweise an die nordische Heimath. Die goldgelben Weizenfelder, in denen man eben (Mitte Juni) mit der Ernte beschäftigt ist, sind nicht von weinumrankten Ulmen oder Ahornbäumen, von Olive, Pfirsich und Aprikose beschattet, sondern kahl; der Wein ist in besonderen Gehegen nach deutscher Weise an Stöcken gezogen. Nur in den grünen Thalschluchten liegen weiße Bauernhäuschen, oft in einem dichten Obsthaine, zumal von dunkellaubigen Feigenbäumen fast ver-

borgen. Agavenhecken schließen die Weinpflanzungen von der Straße ab, ein scheinbar unbedeutendes, und doch wegen der furchtbaren Dornen, in welche die nach allen Richtungen abstehenden, steifen, 5—8 Fuß langen Blätter enden, unübersteigliches Hinderniß. Dazwischen wachsen, den lebendigen Zaun vervollständigend, große, strauchartige Solaneen, Bryonien, Buchsbaum und Myrthen.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als wir vor der „Locanda dell' antica proprietaria di Segesta" (Gasthof der alten Eigenthümerin von Segest) nicht wenig erschöpft von dem ungewohnten zehnstündigen Ritte, vom Pferde stiegen. Die wohlbeleibte, aber behende Wirthin suchte durch dienstwillige Gefälligkeit zu ersetzen, was den kahlen, unwohnlichen Zimmern ihres Hôtels an Comfort abging. Aber wir waren zu heiß und müde, um dem Souper, das uns Carlo Campo alsbald auftrug und bei dem er nicht ohne eine gewisse Würde die Honneurs machte, viele Ehre anzuthun, und eilten bald auf die breite, schlechtbeleuchtete Hauptstraße hinaus, um uns im nächsten Caffè an einer Schale des nie fehlenden Fruchteises zu erquicken. Bald hatte sich eine Schaar von Neugierigen um uns gesammelt, welche unserm Gehaben mit dem größten Interesse und nicht minder großer Unbefangenheit zusahen. Auffallend war uns bei ihnen das mir sonst in Sicilien nicht in diesem Grade vorgekommene Vorherrschen spanischer Trachten in Mützen, Jacken, Gamaschen und Schärpen. Auch zeichnen sich die Bewohner von Alcamo durch einen eigenthümlichen physiognomischen Charakter und einen außergewöhnlich tief bronzefarbigen Teint aus. Sollte der arabische Name der Stadt auch auf eine maurische Abstammung ihrer Bewohner deuten? Der Dialect ist ein uns fast ganz unverständliches Patois, von dem Sicilianisch, wie es im Osten der Insel, in Catania und Messina, gesprochen wird, sehr abweichend.

Bei einem Ausfluge, den wir am folgenden Morgen durch die Straßen unternahmen, fanden wir hier und da

auch unverkennbare Spuren maurischer Bauart, zumal in der Verzierung der älteren Gebäude. Dagegen suchten wir vergebens in der großen, im Roccocostyl erbauten Hauptkirche nach einem Bilde von Fiesole, das unsere Reisehandbücher uns versprochen hatten. Während wir noch damit beschäftigt waren, trat ein sicilianischer Gensdarm in der malerischen Tracht dieser Truppe an uns heran und frug höflich, ob wir nicht eine militärische Escorte nach Segest wünschten, da der Weg dahin, stets unsicher, jetzt, wo am Tage vorher 24 Gefangene aus dem Castell von Alcamo entsprungen seien, geradezu gefährlich sei. Wir hielten das Anerbieten für eine der zahllosen italienischen Methoden, den Fremden Geld auszupressen, und weigerten uns standhaft, mit dem Bemerken, wir seien hinlänglich gut bewaffnet, um uns eines Angriffs erwehren zu können. Der Gensdarm verließ uns; aber kaum hatten wir, eine halbe Stunde später, der Stadt den Rücken gewandt, als wir ihn hinter uns hersprengen sahen, bis an die Zähne mit Carabiner, Doppelpistolen, Säbel und Dolchmesser bewaffnet. Auf unseren Protest erwiderte er, sein Capitano habe ihm befohlen, auf jeden Fall, und wenn es auch gratis sein müsse, uns bis Segest das Geleit zu geben. Das war keine angenehme Neuigkeit, denn es bewies das Vorhandensein einer wirklichen Gefahr. Uebrigens konnte, da wir mit der neuen Organisation der sicilianischen Gensdarmerie bekannt waren, die zärtliche Besorgniß des Capitano für unsere Sicherheit nicht sehr in Erstaunen setzen. Als nämlich die Raubanfälle auf der Insel immer mehr überhand nahmen und die Regierung inne ward, daß die Bewohner selbst, wenn nicht als Stehler, doch als Hehler, sei es aus Angst vor den Drohungen der zahlreichen Räuberbanden, sei es aus Antipathie gegen die Behörden, es großentheils mit den Banditen hielten, ordnete der tüchtige neue Statthalter, General Filangieri, an, daß künftig die ansässigen grundbesitzenden Einwohner einer jeden Provinz selbst die Gensdarmen stellen

sollten; dieselben würden von der Regierung gut besoldet werden (wenn ich mich recht erinnere, mit 150 Piaster oder 210 Thaler der Mann), dagegen würde ⅓ des Jahrgehaltes als Caution zurückgehalten, und aus den so gebildeten Fonds die Beraubten entschädigt werden. Das wirkte. Seitdem herrscht, wie uns versichert wurde, im Innern Siciliens eine ungleich größere Sicherheit, als auf irgend einem Theile des italienischen Festlandes, den Norden höchstens ausgenommen. Die Räuber selbst ließen, da sie nirgends mehr Unterstützung fanden und nachdem ein Theil von ihnen eingefangen und hingerichtet war, von dem unfruchtbaren Handwerk ab und meldeten sich — als Candidaten für die Gensdarmenstellen. In der That sollen nicht wenige von ihnen aufgenommen worden sein und sich seitdem als die brauchbarsten und tüchtigsten Mitglieder der Sicherheitswache und als die gefährlichsten Gegner ihrer ehemaligen Kameraden gezeigt haben.

---

3. Segest.

Unser Beschützer war ein schöner kräftiger Mann, eine wahre Athletengestalt, dem das pittoreske Costüm, welches an die Uniform der preußischen schwarzen Husaren erinnerte, vortrefflich stand. Dabei war er sehr gesprächig und mit der Topographie des Landes genau bekannt, so daß wir uns, so weit es das mangelhafte gegenseitige Verständniß gestattete, trefflich unterhielten. Als wir ohne Abenteuer bis Segest gekommen waren, nahm er ein kleines Trinkgeld dankbar in Empfang, grüßte freundlich und war bald in der Richtung nach Alcamo entschwunden. Der Bauer, welcher die Trümmer der alten Griechenstadt hütet, sah ihm eine Zeit lang kopfschüttelnd nach, dann sagte er: „Nun, ihr Herren, vor ein paar Jahren hätte ich euch nicht rathen wollen, mit Dem da zu reiten; das war der Schlimmste von Allen, und er

hat ihrer mehr kalt gemacht als das", und dabei hielt er sämmtliche Finger seiner beiden Hände gespreizt in die Höhe.

Zu beiden Seiten unseres Weges, der anfangs ununterbrochen zwischen Getreidefeldern und über Brachäcker hinführt, waren zahlreiche Arbeiter mit der Ernte beschäftigt. Nirgends sahen wir sie einzeln, sondern stets reihenweise, woraus man den Schluß ziehen mochte, daß hier noch immer, wie in alten Zeiten, der Boden das Eigenthum weniger großer Grundbesitzer sei, wenn auch der Plantagenbau mittelst Sklavenarbeit, wie die karthagische, römische und später wieder die saracenische Periode ihn mit sich brachten, natürlich nicht mehr stattfindet. Nicht wenige dieser Schnittergesellschaften erhoben, als wir vorüberkamen, ein wüstes, mißtönendes Geschrei, über dessen Bedeutung wir vergebens Aufklärung verlangten; doch schien es, nach dem schlauen Augenzwinkern unseres schweigsamen Führers zu urtheilen, nichts sehr Schmeichelhaftes für uns zu bedeuten.

Das Schneiden des Kornes geschieht hier vermittelst großer, sehr schmaler Sicheln, welche die Arbeiter (sämmtlich Männer) mit Gewandtheit zu handhaben wissen, während einer, dem ein Bund Binsen vom Rücken herabhängt, hin- und hergeht, um die geschnittenen Halme zu kleinen Bündeln zusammen zu binden, welche alsdann nicht wie bei uns in Garben, sondern in flache Haufen geordnet werden. Schon wenige Tage nachher werden sie bald auf dem Felde selbst, bald auf einer nahen, offenen Tenne von Pferden und Ochsen ausgestampft. In der Gegend von Catania sahen wir Menschen ebenfalls auf dem Felde beschäftigt, mittelst eines flachen Holzschlägels die Frucht auszuklopfen, eine Manipulation, die unserm Flachsbrechen ähnlicher sieht als dem Dreschen.

Je mehr man sich den Trümmern von Egesta nähert, um so öder wird die Gegend. Daß stundenlang kein Dorf, kein Haus sich zeigt, damit wird der Reisende in Sicilien bald vertraut; aber diese sonnverbrannten Hochebenen, diese kahlen Hügelrücken, die felsigen, seit vielen Jahrhunderten

ihres Wälderschmuckes beraubten Höhenzüge, machen stets von Neuem einen tief melancholischen Eindruck, der, sich im Innern und an der Südküste der Insel täglich wiederholend, uns die Ueberzeugung aufdrängt, daß nicht nur die alten Tempel und Theater, daß vielmehr das ganze Land eine große Ruine ist, wo nicht nur das Kunstwerk der Menschenhand, sondern die Schöpfung der Natur selbst, so weit das im Bereich der Möglichkeit liegt, durch die Barbarei und den Aberwitz der Völker und Tyrannen zu Grunde gegangen ist.

In dichten Büschen bedecken die steifen, graugrünen Blattfächer der Zwergpalme (chamaerops humilis) den dürren Boden, einigermaßen unsern Wachholderbüschen physiognomisch verwandt. Zwischen ihnen schlingt sich eine Windenart mit schön gelben und blauen Blüthen von Busch zu Busch, während eine an Stengel und Blättern himmelblaue Pflanze aus der Familie der Borragineen, in dichten Massen die Brachäcker überziehend, zumal von fern einen einzig schönen Anblick darbietet. Die großen weißen Ochsen mit ihren riesenhaften Hörnern, mit denen sich selbst die der römischen Campagna nicht entfernt vergleichen können, boten ein eigenthümliches Bild, wenn ihre Umrisse, durch die bekannte optische Täuschung vergrößert, von dem Kamme des nächsten Hügels sich gegen den blauen Hintergrund des Himmels abhoben. Hier und da, wo in der hohlwegartigen Schlucht ein jetzt durch die Sonnenhitze ausgetrockneter Bach sein steiniges Bett zeigte, winkten die lieblichen Blüthen der Lorbeerrose aus der dunkelgrünen Blätterfülle. Da erscheinen auf dem steilen Hügel vor uns aufrechte Mauerstücke und wild durcheinander liegendes Steingetrümmer. Es sind die Ueberreste der alten Egesta*) selbst, während zu unserer

*) Das griechische Egesta soll zur römischen Zeit den Namen Segesta erhalten haben, wegen der unangenehmen Erinnerung des ersteren Namens an egestas, Dürftigkeit.

Rechten weiter abwärts die Säulen eines griechischen Tempels aufsteigen.

Wir halten nur so lange an der ärmlichen Hütte, die der als Custode fungirende Bauer bewohnt, um unsere Thiere dem Führer zu übergeben, und eilen dann über die mit hohen scharfdornigen Disteln bedeckte Fläche dem einsam auf niederem Hügelrücken liegenden Tempel zu, der sich wunderbar erhalten hat im Gegensatz zu der völligen Zerstörung der Stadt. Freilich ist keine Spur der Cella mehr vorhanden, wenn dieselbe überhaupt je gestanden hat; wohl aber steht noch der ganze Peristyl aufrecht, je 14 und 6 dorische Säulen von 21 Fuß Umfang. Die Säulen sind nicht cannelirt, aus grobem Travertin gehauen, weniger schön in ihren Verhältnissen, in Farbe, Kraft und Schwung, als die des Neptuntempels zu Pästum. Auch das Gebälk ist fast vollständig erhalten, freilich mit Hülfe einer im Jahre 1731 vorgenommenen Restauration. Vier Stufen führen zu der Area hinauf: die oberste ist, wie der ganze Tempel, unvollendet; das beweisen, nebst den nicht cannelirten Säulen die noch hier und da an den Steinen sichtbaren Zapfen, mit deren Hülfe sie fortbewegt wurden. Ohne Zweifel hofften die Erbauer nach Hinwegräumung des Hindernisses, welches den Bau unterbrach, in nicht allzulanger Zeit ihre Arbeit zu beendigen; nun steht ihr Werk nach mehr als zwei Jahrtausenden noch immer unvollendet da wie eine ewige Illustration zu dem alten Spruche: „Aber der Mensch bedenkt, und Zeus vollendet es anders."

Die ganze Umgegend des Tempels ist eine öde, menschenleere Wildniß. Dicht hinter demselben reißt sich eine tiefe, düstere Felsschlucht auf, aus deren Wänden das Kalkgestein in allerlei seltsamen Formen zu Tage tritt. Dohlen und Falken fliegen bei unserer Annäherung krächzend und schreiend aus ihren Löchern, wie unwillig über die ungewohnte Störung. Nur Disteln von mannigfaltigen Formen und Farben bekleiden den Boden; die Agaven und Cactus,

welche die meisten Ansichten des Tempels schmücken, die uns reisende Künstler mitgebracht, gehören nur der Phantasie des Malers an. Hier und da erscheint an den Berghängen ein einzelnes Haus oder eine aus Schilfrohr (Canna, Arundo donax) geflochtene Hütte, oder auch eine jener seltsamen Vorrichtungen, die an die trigonometrischen Höhenzeichen erinnern: drei zusammengelehnte Stangen, zwischen denen der große Kessel herabhängt, bezeichnet das Hauptquartier der Schnitter, die stundenweit von ihrem Wohnorte entfernt, die Nächte im freien Felde zubringen. Ein Dreifuß, einige antik geformte Amphoren, Wassergefäße von porösem Thon aus Sciacca und ähnliche Geräthschaften liegen darunter am Boden zerstreut. Ziegenheerden suchen hier und da ihre kümmerliche Nahrung zwischen den Klippen am Rande der Schlucht. Wilde Gebirge thürmen sich in kühnen, vielfach gebrochenen Linien hintereinander am östlichen Horizonte auf; zwischen ihnen erscheint im Nordosten ein Streifen der fernen sonnebeleuchteten Meeresfläche.

Im Hause des Custoden hatte Freund Campo inzwischen unser frugales Frühstück bereitet. Ein alter halbzertrümmerter Fries mit einer griechischen Inschrift auf dem Kaminsimse bildete die ganze Verzierung der aus einem einzigen engen Raume bestehenden Hütte. Ueber derselben, etwa eine italienische Meile ostwärts von dem Tempel, erhebt sich der steile, kahle Bergrücken (Colle barbaro), auf dessen Höhe uns der Führer schon von Weitem die Trümmer der eigentlichen Stadt gezeigt hatte. Außer dem Theater, an dem mehr als ein Jahrhundert gearbeitet zu haben scheint, und von dem noch ein ziemlich bedeutender Theil der Umfassungsmauern und Spuren der Sitze vorhanden sind, lassen die durcheinandergeworfenen Trümmer, von wildem Gestäude überwuchert, hier und da die Fundamente anderer Gebäude und einen Theil der Stadtmauern erkennen. So entsetzlich zerstört aber von der Zeit und noch mehr von Menschenhand erscheint Alles, daß das nicht mühelose Hinaufklimmen höch-

stens dem Archäologen zu rathen wäre, böte sich nicht dort oben eine großartige, umfassende Fernsicht, zumal nach Westen hin, wo sich der gewaltige Eryx (Monte di San Giuliano), dessen Felsengipfel jetzt ein Kloster an der Stelle des altberühmten Tempels der Aphrodite krönt, auf dem Hintergrunde des bei Trapani sichtbar werdenden Meeres aufsteigt.

---

4. Castelvetrano.

Einen weiten Bogen um den Tempel und die Schlucht dahinter beschreibend, gelangten wir zu der hohen, höhlenreichen Kalkfelsenwand, die sich in langer Linie von Nord nach Süd hinzieht. Wir ritten an ihrem Fuße hin über den dürren, anbaulosen, mit riesigen blühenden Doldengewächsen (Bupleurum fruticosum) bedeckten Boden, bis wo sie, plötzlich abbrechend, uns gestattet, langsam auf gewundenem Wege den steilen Bergrücken hinanzuklimmen, von dessen Gipfel das Auge weithin westwärts über die Berghänge in das Hügelland, über die Hügel auf die söhlige Meeresebene, über die Ebene auf die weithinaufglänzende Wasserfläche selbst hinausschweift. Dicht unter uns liegt der Flecken Vito, weiterhin auf steilem Hügel die Stadt Salemi. Der Finger des Führers deutet auf einen Punkt am westlichen Horizonte, den er als die Stadt Marsala bezeichnet, und behauptet, er habe mehr als einmal bei hellem Wetter und günstiger Tageszeit von hier aus das Cap Bon, die gegenüberliegende Spitze von Africa erblickt. Wir erkannten keines von beiden, wohl aber das Vorgebirge Lilybäum, das dicht bei Marsala die äußerste Westspitze Siciliens bezeichnet, die uneinnehmbare Zwingburg der Carthager, vor der die Römer im ersten punischen Kriege so glänzend Fiasco machten.

Den Kopf unserer Thiere gen Süden wendend, ritten wir die steile Höhe nach Vito hinab, einem elenden Neste mit engen, halsbrechenden Straßen, ruinenartigen Häusern und schmutzigen, ärmlich und verkommen aussehenden Be-

wohnern, von denen nur mit Mühe etwas grobes hartes Brod und saurer Wein zu erlangen war. Am Fuße des felsigen Abhanges, an den sich der Flecken lehnt, erreichten wir ein freundliches grünes Thalgelände. Die Straße zieht sich zwischen dichten Rosenhecken mit großen weißen und rothen Blüthenbüscheln hin; hohe Rosmarin- und Beifußstauden bedecken wuchernd die Raine, und dichtbelaubte Maulbeer- und Obstbäume gewähren den unter der Mittagssonne eines sicilianischen Sommertages nicht minder erwünschten als seltenen Schatten. Da thürmt sich von Neuem ein hoher Bergrücken vor uns auf, so steil, daß er nur in vielfachen Windungen zu ersteigen ist. Rings um seinen Gipfel gruppiren sich die Häuser der bedeutenden Stadt Salemi (15,000 Einwohner), malerisch von dem Castell auf der höchsten, steilen Spitze überragt. Wir reiten am Thore vorüber und machen nur nach sicilischer Sitte am Brunnen Halt, um unsere Thiere zu tränken, wie gewöhnlich von einem Schwarme von Gaffern umlagert. Dann geht es wieder auf der Südseite des Berges hinab über das bald ganz ebene, bald leise wellenförmig auf- und absteigende, bald plötzlich durch tiefeingeschnittene Felsenthäler zerrissene Terrain nach Castelvetrano zu. Die Landschaft ist bald lieblich, bald wild und großartig, in stetem Wechsel: eine wahre Erquickung nach den eintönigen Wildnissen, die wir auf der ersten Hälfte unserer Tagereise durchritten hatten. Baumartige Lavateren bilden Gebüsche längs der Straße, Zwergpalmen bedecken die Rasenhänge der Berge, Cactus wuchern in den Felsspalten, Aloegruppen in dem Heckengestrüppe, Oleander verhüllen den rauschenden Bach im Thalgrunde. Wunderbar erglänzen mit mährchenhaftem Schimmer, im Scheine der untergehenden Sonne, die großen Krystalle der Kalkspathfelsen, welche theils als feste Wände, theils als zu Thal gestürzte Blöcke unseren Weg einfassen. Ein gewaltiger Geier zieht vor uns seine Kreise und verbirgt sich in der Felsspalte hoch über uns, aus der das Geschrei seiner Jungen hervor-

dringt. Erst mit dunkler Nacht erreichen wir Castelvetrano, noch zuletzt von einem verdächtig aussehenden bewaffneten Individuum über die Fortsetzung und Richtung unserer Reise ausgefragt, ein Umstand, der einem meiner Gefährten seinen Schlaf und einen guten Theil seiner Reiselust am folgenden Morgen kostete. Todtmüde von dem langen heißen Wege mußten wir noch eine Stunde lang die Stadt durchreiten, weil die beiden kleinen elenden Gasthäuser vollständig besetzt waren, bis endlich der Führer einer englischen Caravane, die kurz vor uns eingetroffen war, uns sein Zimmer mit sicilianischer Höflichkeit überließ und mit seinen großen grünen Proviantkisten anderswo ein Unterkommen suchte. Uebrigens war das Wirthshaus, in dem man, wie in Sicilien die Regel, nur die Wirthin (diesmal eine hochgewachsene Dame mit einer breiten, etwas holländischen Physiognomie) zu sehen bekam, besser als gewöhnlich und zumal das Ungeziefer der Zahl der Arten wie der Exemplare nach in mäßiger Quantität vorhanden. Mitten in der Nacht wurde ich durch die Töne einer Guitarre aufgeweckt, denen sich bald mehrere Männerstimmen zugesellten: ich öffnete das Fenster und sah auf der Mauer des gegenüberliegenden Gartens im hellen Vollmondscheine drei junge Männer, die, unter Begleitung des Instrumentes, mit kräftigen, wohlklingenden Stimmen ein Lied in dem weichen sicilianischen Dialecte sangen, das gewiß nicht zunächst für unsere Ohren bestimmt war. Vergebens erkundigte ich mich am andern Morgen nach Urheber, Text und Bestimmung der Serenade; kein Mensch wollte Etwas davon wissen, obgleich gewiß die Meisten sie gehört hatten. Man schien aber meine Frage überhaupt als eine nur bei einem forestiero entschuldbare Indiscretion aufzufassen, und das war es ja am Ende auch.

Castelvetrano gehört seiner Bevölkerung nach zu jener in Sicilien so zahlreichen Classe von Mittelstädten, die (mit Ausnahme der Ostküste) in auffallendem Mißverhältnisse zu der geringen Zahl von kleinen Städtchen und Dörfern stehen

und darin wie in ihrem alterthümlichen Aussehen, ihren starken Mauern und festungsartigem Bau und ihrer Lage auf dem Gipfel steiler Hügel und Bergrücken, mehr an das Alterthum oder wenigstens an das frühe Mittelalter, als an die Neuzeit, ihre Sitten und Bedürfnisse erinnern. Dahin gehört auch, daß meistens ein Bezirk von einigen Miglien Durchmesser rings um die Stadt, das suburbane Gebiet oder Weichbild, mehr oder minder gut angebaut ist, während man weiterhin oft stundenlang über ödes Brachfeld ohne alle Spur von Cultur hinreitet, bis man das Gebiet der nächsten Stadt betritt. Erwartet man aber in diesen sicilianischen Städten den Comfort oder die Industrie zu finden, wie wir dieselben bei uns in Orten von 10—20,000 Einwohnern anzutreffen gewohnt sind, so täuscht man sich gewaltig. Salemi, Castrogiovanni, Sciacca, Girgenti, Alicata, Terranuova, Mazzara, Cefalu, Alcamo u. s. w. können sich in dieser Hinsicht kaum mit unseren kleinsten Landstädtchen messen. Von erträglichen Gasthäusern oder Restaurationen, von Kaufläden, in denen mehr als die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu haben wären, ist hier so wenig die Rede wie von literarischen Anstalten, tüchtigen Schulen und ähnlichen Instituten. Die Kaffeehäuser freilich machen eine Ausnahme: sind sie auch nichts weniger, als glänzend, und Milch und Butter nicht darin zu finden, so bieten sie doch einen starken guten Kaffee, und was in Sicilien noch mehr werth ist, vortreffliches Eis.

Civitas palmifera hieß Castelvetrano schon in alter Zeit, und noch soll, laut Neigebaur, über einem seiner Thore die Inschrift stehen: Civitas palmosa Castri veterani. Aber Alles, was ich von Palmen zu sehen bekommen konnte, bestand in einem einzigen, noch dazu kahl geschorenen Exemplare außerhalb des Thores.

---

5. Selinunt.

Auf den rauhen, natürlichen Steinplatten, die in ihrer Regelmäßigkeit einer altrömischen Heerstraße nicht unähnlich sehen, geht es den Hügel hinab, der weitgestreckten Meeresebene zu. Die Gegend ist zunächst reich und freundlich angebaut; Bauernhäuser und Villen blicken zu beiden Seiten des Weges aus blühenden Granatbüschen, Feigen- und Pfirsichbäumen hervor; große Melonen und Kürbispflanzungen bedecken die Gärten; weiter abwärts deuten dichte Reisfelder auf den sumpfiger werdenden Boden, während gewaltige Oelbäume waldartig die trockenen Hänge besetzt halten. Weiterhin hört der Anbau allmälig auf, und eine naturwüchsige, aber nicht minder reiche Vegetation umgiebt uns. Seltsam erscheinen die geschälten Korkeichenstämme, bald leuchtend zimmetroth, bald dunkelbraun oder schwarz, je nachdem sie früher oder später der schützenden Rinde, die sich nur langsam im Laufe der Jahrzehnte ersetzt, beraubt wurden. Hohe Clematisstauden umschlingen sie schon wieder wie mit grünen Armen, und die Ranken des wilden Weines fallen zwischen den Aesten bis tief zur Erde hinab. Reichblühende Myrthen- und große Hibiscusbüsche, von weißblühenden Winden durchzogen, wechseln mit baumartiger Heide (Erica arborea und vagans), Binsenginster und Zwergpalmen. Nach zweistündigem Ritte öffnet sich die Aussicht: vor uns auf niederer Anhöhe, eine Viertelstunde diesseit des schimmernden Meeresspiegels, erscheinen gewaltige Trümmer, die Ueberbleibsel einer alten Stadt, wie wir anfangs wähnten, die sich aber beim Näherkommen als die Ruinen des Riesentempels von Selinus offenbaren. Der Anblick ist, wenn man nahe genug herangekommen, um sich von der Täuschung und ihrer Ursache zu überzeugen, ein großartiger, fast überwältigender. Aus einer chaotisch durch- und übereinandergewälzten Trümmermasse heben sich die Säulenschäfte des Peristyls noch wenige Ellen hoch über den Boden, von uns anfangs für die Mauerthürme der Stadt gehalten. „Nur eine hohe Säule

zeugt von entschwundener Pracht" — eine einzige Säule, stark verjüngt und noch nicht cannelirt, ist zum größten Theil unversehrt geblieben und ragt einsam hoch mitten aus dem Trümmermeer empor.

Hinter dem ersten Tempel liegen in gleichem Zustande der Zerstörung, nach dem Meere hin, so daß sie dem von Castelvetrano Herkommenden durch den vorderen verdeckt werden, zwei kleinere, von denen der entfernteste trefflich erhaltene Theile zeigt. Seine aus großen runden Werkstücken erbauten Säulen liegen so regelmäßig neben einander wie in Reih und Glied gefallene Krieger: der beste Beweis, daß nicht Menschenhand, sondern der plötzliche Stoß eines heftigen Erdbebens die Tempel zerstörte. Aber obwohl der letzte Tempel, als der erhaltenste und vollendetste, für den Archäologen das meiste Interesse bieten mag, so kehrten wir doch alsbald zu dem des olympischen Jupiter zurück, der trotz, und vielleicht zum Theil wegen, seiner grausenhaften Zerstörung den großartigsten Eindruck macht, und durch seine gigantischen Verhältnisse dem Beschauer imponirt, als stände er vor einem Bau, von übermenschlichen Kräften geschaffen. Ich erkletterte einen kleinen Hügel neben dem Tempel, um einen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen: der Hügel selbst erwies sich bei näherer Betrachtung als ein einsam liegendes, weit von seinem ursprünglichen Platze fortgeschleudertes Capitäl. Wir stiegen zwischen die Trümmer hinein: sie bestehen aus Felsblöcken bis zu 13 Fuß Durchmesser, von deren Gipfel man in tiefe Abgründe hinabblickt und vorsichtig, zuweilen nicht ohne Gefahr, hinabklimmt, um tief unten in den natürlichen Grotten die herrlichen Spuren uralter Kunst zu bewundern. Einzig die Säulen des Pronaos sind cannelirt; sonst zeigen sich, wie bei dem Tempel von Egesta, vielfache Spuren, daß der Riesenbau unvollendet geblieben ist. Wir sind geneigt, diese so häufig bei den gewaltigsten Bauwerken des griechischen Alterthums wiederkehrende Erscheinung den ewigen Kriegen zuzuschreiben, die allerdings in

Selinus von seiner Gründung bis zu seiner dritten und letzten Zerstörung durch die Saracenen im 9. Jahrhundert selten aufgehört haben mögen. So soll auch hier der Bau des großen Tempels in Folge der Zerstörung der Stadt durch die Carthager (Olymp. 92, 4.) unterbrochen worden sein. Aber liegt es nicht noch näher, hier denselben Grund anzunehmen, weshalb wir den Cölner Dom, ja die meisten unserer gothischen Prachtbauten aus dem Mittelalter bis auf den heutigen Tag unvollendet sehen? daß die fromme, glaubensfreudige Begeisterung, welche den gewaltigen Plan hatte entwerfen und seine Ausführung beginnen lassen, längst verraucht, die ganze Zeit längst eine andere geworden war, ehe der Riesenbau zur Vollendung gedieh. Eine andere Generation mit andern Gedanken und andern Bestrebungen war herangewachsen, die ihre eignen Gedanken und Zwecke verfolgen, nicht an denen der begrabenen Vorfahren weiter bauen wollte. Warum sollte es im Alterthum anders gewesen sein, als in der Neuzeit? Wissen wir doch aus tausend Beispielen, daß das Volk der hellenischen Städterepubliken sich durch Nichts weniger auszeichnete, als durch das treue Festhalten am ererbten Gedanken der Vorfahren.

Ein einsames Gehöft in der Nähe des Jupitertempels bietet dem Fremden ein Obdach vor der Sonne und einen Tisch für das mitgebrachte Frühstück; auch, man mag wollen oder nicht, einen zudringlichen Cicerone zu den Trümmern der eigentlichen Stadt, die von den drei erwähnten Tempeln wohl eine halbe Stunde entfernt und durch ein mit tiefem Meersande voll zahlloser Schnecken und Muschelschaalen erfülltes Thal getrennt sind, das in alten Zeiten zweifelsohne durch den tief eindringenden Meeresarm bedeckt war. Auffallend ist es freilich, daß dieser alte Seeboden sich bis fast auf den Gipfel des westlichen Hügels erstreckt. Sollte die Ueberfluthung erst nach der Zerstörung der Stadt stattgefunden haben?

Wir fanden hier unsere Erwartungen so wenig befriedigt als auf dem Colle Barbaro. Weder die Ruinen der Stadtmauer noch die der vier Tempel und anderer Gebäude sind mehr als wüste, fast formlose Trümmerhaufen, von Dorngebüsch und mächtigen Wolfsmilchstauden überwuchert. Nur ein mit terra cotta ausgefütterter Brunnen ist noch wohl erhalten. Viele einst reiche und mächtige Städte, größer und schöner als Selinunt, sind spurlos vom Erdboden verschwunden. Aber nur, wenn wir noch die deutlichen Spuren sehen von Dem, was einst gewesen, gerade genug, damit unsere Phantasie sich eine Vorstellung machen könne von der entschwundenen Herrlichkeit, und unsere ganze Umgebung Nichts mehr ist, als ein Bild der grauenhaftesten, trostlosesten Verwüstung, nur dann ergreift uns mit voller Macht das Bewußtsein, daß auch das Größte und Schönste, was die Erde hervorbringt, früher oder später unwiederbringlich der Zerstörung geweiht sei, und erfüllt uns mit tiefer Trauer. Frau von Staël sagt irgendwo in der Corinna, daß die Ruinen Italiens alles Schreckhafte verloren hätten und nur noch als ein natürlicher landschaftlicher Schmuck der Gegend erschienen. Das ist eine Wahrheit, die dem Wanderer einleuchten muß, welcher die von wilden Oelbäumen und üppigen Schlingpflanzen überwucherten Ruinen der alten Etruskerstädte Populonia und Rosellä*), der die in einen grünenden und blühenden Hügel verwandelten Stadtmauern von Pästum**) gesehen, ja auch wer, zwischen den Goldlackstauden und Terebinthenbüschen auf den Substructionen der Kaiserpaläste des Palatins stehend, den Blick über die mit gebrochenen Aquäductenbögen und Grabmälern übersäete Campagna schweifen ließ, während die Abendsonne sie vergoldet***). Wer aber die nicht minder colossalen als durch

---

*) Siehe Band I. Seite 313 u. 328 ff.
**) " " II. " 94.
***) " " II. " 28.

ihre formlosen Massen schreckhaften Trümmer der Thermen des Antonin und Caracalla besucht, wer die im Mittagssonnenschein nur um so todter erscheinenden Straßen des wieder erstandenen Pompeji durchwandert, oder wer hier in Selinunt von der Höhe des westlichen Hügels unter zahllosen Steinhaufen, deren alte Bestimmung kaum kenntlich ist, den zerstreuten Gliedern der alten Stadt, wie ein französischer Schriftsteller sie nennt, von der kahlen und unwirthlichen Küste über Fels und Ufersand hinausblickt auf die weite öde Fläche des Meeres, dem schnürt sich unwillkürlich das Herz zusammen, und die Ruinen erscheinen ihm nicht mehr als ein Schmuck der Landschaft, sondern die Landschaft selbst als der absichtlich gewählte Hintergrund der Ruinen.

---

6. Sciacca.

Zu unserm Absteigequartier zurückgekehrt, rasteten wir, ehe wir von Neuem unsere Thiere bestiegen, nochmals im Schatten des großen Tempels, umspielt von zahllosen Eidechsen, während große graubraune Gekkos geräuschlos und stoßweise über die Trümmer huschten. Die Tempelruinen von Selinus bieten dem Reptilienjäger einen reichen Fundort, und es ist dem Reisenden, der zwischen den Säulenfragmenten ausruhen will, einige Vorsicht anzurathen, denn außer der großen schwärzlichen Natter, die sich langsam durch die Spalten drängt, schlängelt sich auch die kleine und bissige italienische Viper in Menge durch das Gestein und die überwuchernden Pflanzen. Aber der Anblick der hell beleuchteten, auf dem prachtvoll grün und blau schimmernden Hintergrunde des Meeres sich abhebenden Ruinen konnte die trübe Stimmung, die jener Anblick grauser Zerstörung in uns erweckt hatte, nicht verscheuchen. So stiegen wir wieder zu Pferde und ritten weiter ohne Weg und Steg landein-

wärts erst über Getreide- und Stoppelfelder, dann über öde, sonnverbrannte Haide- und Distelflächen, bis wir, wo links auf der Hochebene das Städtchen Mensise erscheint, wieder die Meeresküste und eine Art gebahnten Weges erreichen, vergebens nach dem Schatten der Korkeichenwälder uns sehnend, welche die sanftgeneigten Hänge zur Linken hinansteigen.

Durchglüht vom Sonnenbrande erreichten wir endlich einen jener steingefaßten Brunnen, die auf den wasserarmen Fluren und Hochebenen Siciliens kaum minder als in den arabischen und afrikanischen Wüsten das heißersehnte Ziel und der Rastort verschmachtender Reisenden sind. Während wir uns, im dürftigen Schatten der Brunnenmauer gelagert, an dem herrlichen Wasser erquickten, trafen von verschiedenen Richtungen her kleine Caravanen an der Quelle ein, so daß nach kurzer Zeit eine große Gesellschaft, meist aus Eingeborenen gebildet, um uns versammelt war. Eine junge schöne Frau in der kleidsamen Landestracht*), die kaum ihr funfzehntes Lebensjahr überschritten haben mochte, mit dem Säugling an der Brust auf einem stattlichen Esel sitzend, während ihr Gatte, eine hohe kräftige Gestalt mit blitzendem Auge und glänzendschwarzem Bart, das Thier am Zügel führte, erinnerte an manches Bild der Flucht nach Aegypten aus classischer Zeit, und ich sah, wie zwei meiner Gefährten halb verstohlen ihre Skizzenbücher hervorholten, um das schöne Motiv nicht zu verlieren. Der Mann bemerkte es, und nachdem er eine Zeit lang dem Einen über die Schulter gesehen, rief er seine Frau herbei mit den Worten: „o guarda come c'ha fatti bene“ (o sieh, wie gut er uns ge-

*) Sie besteht im südlichen Sicilien gewöhnlich aus einem unter dem Kopfe zusammengeknüpften weißen oder bunten Tuche, oder einer Art dichten, ausgezackten Schleiers, einem vorn offenen Mieder, unter dem das gefältelte, dicht an den Hals schließende Hemd sichtbar wird, und einem bis auf die Knöchel reichenden Faltenrock, über dem ein zweiter kürzerer tunicaartig herabhängt.

macht hat). Das junge Weib aber zog das Schleiertuch über das Gesicht und sagte halb verschämt: non voglio esser dipinta (ich will nicht abgemalt werden), worüber ihr Mann, der in dieser Hinsicht nicht sehr bedenklich zu sein schien, sie derb auslachte und sich mit uns in eine Unterhaltung einließ, an der nach und nach die ganze Gesellschaft theilnahm. Man wurde immer munterer und gesprächiger, theilte sich gegenseitig von den mitgebrachten Vorräthen mit, lachte und scherzte und versäumte sogar das sonst an diesen Mittagsruheplätzen unvermeidliche Schläfchen. Die vielen Mißverständnisse, die unsere unvollkommene Kenntniß des sicilianischen Dialects verursachte, gaben immer neuen Anlaß zu unauslöschlicher Heiterkeit, und als es endlich Zeit zum Aufbruch war, schüttelten uns Alle die Hände, eine Freundschaftsbezeigung, die in Sicilien weit seltener ist, als in England oder Deutschland, und der heilige Joseph schwenkte seine Mütze und rief uns noch von Weitem ein: „Buon viaggio, Signori, a rivederci in questo o in quell' altro mondo*) nach. Dann ritten wir zum Strande hinab und lange über den feuchten von den überschlagenden Wogen gefesteten Boden, während weiter oben die Thiere tief in den losen, glühenden Flugsand versanken. Die See, in starker Bewegung, schäumte weiß auf an den hier und da hervortretenden Klippen und ließ jenes eigenthümlich schleifende Geräusch vernehmen, welches durch das Auf- und Abrollen der von den Wellen weit emporgetragenen Uferkiesel entsteht. Fast keine Farbe des Regenbogens fehlte auf der schimmernden Fläche: grün, blau, violett, ja fast schwarz auf der Schattenseite der höheren Wellen und den Untiefen in der Nähe des Ufers, während der Himmel durch die in Folge der wochenlangen Dürre angesammelten Dünste und den aufgewirbelten Staub nach dem Horizonte zu fast in glühen-

*) Glückliche Reise, meine Herren, auf Wiedersehen in dieser oder in der andern Welt.

der Erzfarbe brennend erschien. Zwei Stunden vor Sciacca geht es wieder landeinwärts in das von vielartigem, niederem Buschwerk struppige Hügelland. Zur Linken thürmen sich gewaltige, zackige Berggipfel am Horizont, zur Rechten erscheint in grauer Ferne, einer Nebelbank ähnlich, die Insel Pantellaria, die wir anfangs für die fast doppelt so weit entfernte Küste des afrikanischen Festlandes hielten.

Unsere Thiere klimmen einen etwas höheren Hügel hinan: unter uns senkt sich das Terrain steil und plötzlich nach Süden und Osten; wir stehen auf dem Vorgebirge, das den tief einschneidenden Busen von Sciacca westlich begränzt. Ueber der schön geschwungenen Linie des Golfes, die der weiße Schaum der Brandung bezeichnet, lehnt sich die Stadt malerisch an den steilen Hügel, den sie terrassenförmig ersteigt, von einem alten Schlosse fernher überragt. Eben sinkt die Sonne, ein düsterrother Feuerball zwischen rosigen Abendwolken, unter den westlichen Horizont und wirft ihre tausendfach blitzenden Glanzfunken über die hochwallende See, während die Häuser der Stadt und die felsigen Berge um sie her sich in leuchtendem Goldroth auf dem tiefvioletten Grunde des Osthimmels malen, an dem eben der fast volle Mond, von den dichten Dünsten des Horizontes riesig vergrößert und blutigroth gefärbt, über die zackigen Höhen des Monte Calogero aufsteigt.

In der Stadt, die zu den bedeutendsten an der Südküste zählt (16,000 E.) und der die vielen schnörkelreichen Kirchen aus der Zopfzeit ein imposantes Ansehen geben, herrschte ein buntes, reges Leben. Es war die erste Stunde der Nacht*), wo in südlichen Sommertagen immer die Stra-

*) Un' ora di notte, d. h. eine Stunde nach dem Ave Maria, das etwa $\frac{1}{4}$ Stunde nach Sonnenuntergang geläutet wird. Von einem Ave Maria bis zum andern zu zählen, ist in Sicilien noch immer die einzig gebräuchliche Art, die Tageszeit zu bestimmen, während auf dem größten Theile des Festlandes nur le ventitre (23 Uhr, d. h. eine Stunde vor dem Ave Maria), le ventiquattro (das

ßen am belebtesten zu sein pflegen. Hier aber war gar Jahrmarkt und dazu ein festino, dessen eigentliche Bedeutung und Veranlassung wir nicht herausbringen konnten. Die Straßen waren mit tausend Lichtern an besonders dazu aufgestellten hölzernen Gerüsten illuminirt; die zahlreichen Buden der Limonade-, Eis-, Fleisch- und Fischverkäufer schimmerten bunt von rothen, blauen und grünen Lämpchen. Dabei wimmelte es von geputzten Landleuten und Städtern in mannigfaltiger Tracht, einer grellen Zusammenstellung bunter Farben, zumal leuchtender, rother, gelber und weißer Seidenschärpen, wie sie die Fabriken von Catania massenweise liefern. Das einzige Gasthaus, die Locanda dell' Aquila, war wieder vollständig besetzt. Zwar räumte uns der Wirth auf unser Drängen sein Familienzimmer; aber sehr viel hatten wir damit nicht gewonnen. Abgesehen davon, daß zwei von uns auf zusammengerückten Tischen, die beiden Andern auf improvisirten Bettstellen von ungleichen Brettern übernachten mußten, so ist mir eine ähnliche Masse von Schmutz und Ungeziefer nur in Sicilien und selbst hier selten wieder vorgekommen. Außer den gewöhnlichen Plagegeistern, wie sie auch der Norden kennt, den Flöhen und Wanzen, lebte und webte es hier von großen schwarzen Käfern, Spinnen und Ameisen. Dabei herrschte eine erstickende Hitze. Es war nicht lange auszuhalten; ich eilte hinaus, den Rest der Nacht im Freien zu verleben.

Himmel und Hölle wohnen in Italien nahe beisammen. Auf dem höchsten Punkte der Stadt ist eine Terrasse geebnet, die den Bewohnern von Sciacca zum Spaziergange dient. Sie bietet eine freie Aussicht nach drei Seiten hin. Es war eine liebliche Mondnacht; ein zauberisch weicher Hauch lag auf den düstern Linien der Gebirge und schwebte silberfarbig

Ave Maria) und un' ora gebräuchlich sind, alle übrigen Stunden aber nach der „französischen Uhr", d. h. nach unserer Weise benannt werden. —

über den weithin aufglänzenden Wogenkämmen, die zu meinen Füßen hörbar zum Strande heranrauschten. Die Düfte der Orangengärten am Abhange erfüllten die Luft, während das Phosphorlicht zahlloser Leuchtkäfer zwischen dem Gesträuch am Fuße der Terrasse funkelte. Ich blickte von der Steinbank auf die See hinaus, bis das eintönige Geräusch der fern anschlagenden Welle mich in einen Schlummer wiegte, aus dem ich beim ersten Grauen des Morgens mit erstarrten Gliedern erwachte. Als ich in unsern Gasthof zurückkehrte, fand ich die Familie des Wirthes: Mann, Frau und fünf Kinder verschiedenen Alters und Geschlechtes in dem Zustande, wie sie die Natur geschaffen, auf Matratzen in der Küche liegend, die ich passiren mußte, um zu unserm Schlafzimmer zu gelangen.

---

7. Monte Allegro und Molo di Girgenti.

Eine halbe Stunde später, noch ehe die Sonne aufgegangen war, saßen wir schon wieder zu Pferde, um drei Söhnen Albions zuvorzukommen, die uns bereits mehrmals das Quartier vorweg genommen hatten. Der kühle Hauch der Morgenluft erfrischte unsere brennenden, schmerzenden Glieder; die Scene, welche sich in dem immer heller aufflammenden Lichte des Osthimmels vor uns entfaltete, ließ uns bald die elende Herberge und die Plagen der Nacht vergessen. Wir ritten abermals über ein hier und da von tiefen Schluchten, dem Rinnsal der vom Hochgebirge herkommenden Bäche und Flüßchen, unterbrochenes Hügelland, das sich allmälig zu dem nahen Seestrande hinabsenkte. Zur Linken leuchteten von hohem Felsrücken die halbzerfallenen Mauern und Thürme des alten Castells von Sciacca im Widerschein des Morgenroths. Weiter zurück stieg hinter der Stadt der steile Monte Calogero empor, ein vulcanischer Berg mit Schwefelquellen und tiefen Spalten, aus denen

die schwefeligen Dünste als erstickend heiße Dampfwolken hervordringen. Schon die Alten kannten die heilkräftigen Thermen des Berges, die der nahen Stadt den Namen der Aquae Selinuntiae verschafften. Weiter nördlich schloß ein Amphitheater felsiger Berge, bald in einzelnen Kuppen, bald in langgestreckten Höhenzügen, von tiefen Einschnitten durchzogen, den Gesichtskreis. Einer der hervortretendsten Gipfel war von einer Citadelle gekrönt, über deren Zinnen ein Telegraphengerüst* hervorragte. Nur hier und da unterbrach eine Strecke niedern Buschwaldes oder eine seltene Gruppe hochstämmiger Korkeichen die Einförmigkeit der kahlen, steinigen Hänge. Vor uns erstreckten sich die letzten Ausläufer der Berge bis zum Meeresufer hin und stürzten in steilen Felsterrassen, ein hochragendes Vorgebirge, das Ostende der Bucht von Sciacca bezeichnend, in die blauen Fluthen zu unserer Rechten ab.

Unsere strauchelnden Thiere mahnten uns, statt umher in die blaue Ferne, den Blick vor uns auf den Weg zu richten. Das Sandufer hatte sich in loses Geröll von fußhoch übereinander geschichteten Kieseln verwandelt, unterbrochen von Löchern voll übelriechenden mit einer schillernden Haut überzogenen Wassers, und zahlreichen Bächen, die aus den weitgedehnten, mit hohem Schilf überwachsenen Sümpfen zur Linken hervorbrechend, nach kurzem Laufe ins Meer stürzten. Der größte unter ihnen ist der Fluß Platani, jenseit dessen wir vergebens die auf den Karten verzeichneten Ruinen von Herakleia suchten. Hier ist die Heimat einer Unzahl von Schlangen, die zum Theil zwischen den Kieseln des Ufers hinglitten, zum Theil unbeweglich auf dem Grunde der Lachen zusammengerollt lagen, oder auf den größeren Steinen ausgestreckt sich von den Sonnenstrahlen braten ließen.

Vergebens hofften wir, da, wo man, den Strand verlassend, von Neuem die hier, der römischen Campagna ähnlich, vielfach durchfurchten Hochebenen des Innern wieder betritt, auf freundlichen Anbau und schattengebende Bäume.

Alles ist eine öde Wildniß. Da, wo das nackte Gestein nicht zu Tage geht, überwuchert das Zwergpalmengestrüpp die schmalen, zahlreich parallel nebeneinander herlaufenden Pfade, welche die „Straße" bilden, oft so dicht, daß sich die Thiere nur mit Anstrengung einen Weg durch das verfilzte Blätterwerk bahnen. Vor uns tragen zwei Maulthiere mühsam eine Sänfte den Abhang hinauf: die einzige Art für Personen, die das Reiten nicht vertragen können, um hier von einem Orte zum andern zu gelangen. Bald hatten wir die kleine, schwerfällige Caravane überholt. Die Sänfte hat genau die Gestalt eines schmalen Wagenkastens, in dem zwei Personen einander gegenüber Platz finden, und wird, auf einer Art von Bahre oder auf beweglichen Gurten ruhend, von einem vorn und einem hinten in eine Scheere gespannten Maulthiere schwebend getragen. Daß bei dieser Art des Transportes ein fortwährendes Auf- und Niederschwanken, zumal wo es, wie hier fast beständig, bergauf bergab geht, nicht zu vermeiden ist, versteht sich; daher denn auch „die Seekrankheit" das gewöhnliche Schicksal der nicht an diese Art der Fortbewegung gewöhnten Reisenden ist. Dabei schweben dieselben an den steileren Hängen in steter Gefahr, ihrem Vis-à-vis höchst unwillkürlich um den Hals zu fallen. In der That machten die Inhaber der Sänfte, ein Herr und eine Dame (wie es schien, ein Ehepaar „in den besten Jahren" und nach dem rothen, horizontal abstehenden Backenbart des Einen und dem noch lebhafter gefärbten, dünnen, langen und spitzen Gesichtserker der Andern einer Insel angehörig, die es an Comfort weiter gebracht als Sicilien), so klägliche Gesichter, daß ich nicht umhin konnte, mich der Sänfte zu nähern und ihnen Glück zu wünschen, daß ihre Verhältnisse ihnen eine so comfortable Art zu reisen gestatteten, während wir genöthigt seien, unter der glühenden Sonne die Marter eines 15stündigen Rittes auf hartem Holzsattel und unbotmäßigem Maulthiere zu ertragen. Der Engländer warf mir einen wüthenden Blick zu, während die

Dame sich mit einem tiefen Seufzer abwandte, um zum andern Fenster hinauszuschauen; aber weder der Eine noch die Andere würdigte mich einer Antwort.

Uebrigens bot der kleine Zug einen malerischen Anblick. Außer den zwei Treibern, die mit langen spitzen Stangen bewaffnet, mittelst deren sie die Maulthiere anstachelten wie der Kornak seinen Elephanten, neben den Thieren hergingen, ritt ein bunt aufgeputzter Führer voran, bald den Treibern Befehle zuschreiend, bald seine Schutzbefohlenen mit Wort und Geberde tröstend. Die Sänfte selbst, vor Alters mit lebhaften, jetzt halbverloschnen Farben und Wappenschildern bemalt und stark vergoldet, war gewiß ursprünglich das Eigenthum einer der reichen Familien gewesen, die im Süden Siciliens begütert sind, aber fast das ganze Jahr in Catania, Messina oder Palermo, oder auch wohl im Auslande zubringen.

Es war nahezu Mittag, als wir nach einem ununterbrochenen Ritte von 24 Miglien am Fuße des Berges von Monte Allegro anlangten. Schon von fern hatten wir auf dem Gipfel eines abgerundeten und furchtbar steilen Berges die grauen Steinmassen erblickt, die uns als eine Menge ordnungslos durcheinander geworfener Felsblöcke erschienen. Beim Näherkommen erkannten wir die zerfallenen und zerfallenden Gebäude einer Stadt, die in grauer Zeit auf dem kahlen, scheinbar unzugänglichen Scheitel des Berges erbaut und bereits seit Jahrhunderten von ihren Bewohnern verlassen, jetzt mit ihren grauen Häusermassen in allen Stadien des Verfalls und der Verwüstung einen ebenso malerischen wie wilden und schauerlichen Anblick darbot. Und das ist Monle Allegro — der lustige Berg!

Am jenseitigen Fuße liegt das moderne Städtchen gleiches Namens, mit kleinen, von roh behauenen Steinen dürftig aufgemauerten Häusern und breiten, leeren, eintönigen Straßen. In der kleinen Herberge, wo wir Frühstück und Siesta hielten, fanden wir zwei freundliche Wirthinnen, wie

sich später ergab, von 14 und 17 Jahren, die eine seit zwei, die andere seit drei Jahren verheirathet und beide mit einem Sprößling auf dem Arme. Die jüngere war scheu wie ein schüchternes Reh, die ältere hingegen sehr zuthulich und gesprächig. Sie betrachtete sich selbst schon als eine würdige Matrone, und auf unsere Frage, welches das gewöhnliche Alter sei, in dem sich ihre Landsmänninnen zu verheirathen pflegten, meinte sie: etwa 15 Jahr; wenn sie aber besonders schön und reich wären (fügte sie mit einem Seitenblick auf ihre junge Schwägerin hinzu), könnte sie es auch wohl schon mit 12 Jahren so weit bringen. Wer aber erst einmal 20 alt geworden sei (und dabei machte sie eine verächtliche Handbewegung), der könne es sich nur vergehen lassen — was sie dann als eine rechte Schande zu betrachten schien.

Um drei Uhr nach Mittag saßen wir wieder zu Pferde. Noch 18 Miglien nach Girgenti — und dabei diese Sonnengluth, gegen die kein Strohhut mehr, sondern nur der dickste breitrandige Filz einigermaßen schützte! Zunächst ging es wieder abwechselnd längs des Strandes und über wüste Hügelrücken, dann über frischgrüne, ebene Wiesen, eine seltene Erscheinung in Sicilien, endlich durch enge düstere Thäler voll Grotten und grotesker Felsgestalten, aus denen sich oft bei plötzlicher Wendung ein malerischer Durchblick auf den Meeresspiegel öffnet. Jetzt ist der letzte Rücken überklommen: schon sehen wir die Masten der Kriegsschiffe, die in dem kleinen Hafen von Girgenti ankern. Noch ein Ritt von einer Stunde, zur Rechten die geschweifte Meeresküste, zur Linken ein mit Oelbäumen bepflanzter Hügel, an dessen Abhängen gemauerte Eingänge und düstere Grotten alte Grabmäler vermuthen lassen, und die Rhede ist erreicht.

Hier herrscht ein lebendiges, munteres Treiben. Große Magazine und Werkstätten, aus denen Hammer und Säge ihre Töne erschallen lassen; Seesoldaten, Matrosen und

Offiziere, auch Seeleute aus Tunis drüben mit ihren Tur=banen und weiten Hosen: lauter braune Gesichter und kleine, aber meist stämmige Gestalten. Ein wandernder Eislimo=nadenverkäufer verdient eine volle Tageseinnahme an unsern durstigen und glühenden Kehlen. Dann geht es wieder berg=auf (denn die Stadt Girgenti liegt auf hohem Berge 4 Miglien vom Hafen) auf der schönen breiten Heerstraße zwischen Aloe= und Cactushecken, zwischen Oliven= und Ca=rubenbäumen und duftenden Cedrati über die große Brücke des vielbesungenen Flüßchens Hypso, und nochmals hinauf in die terrassenförmig aufsteigenden Häuserreihen der Stadt, durch enge, finstere Gassen und über steile Stufen höher und höher bis auf einen kleinen freien Platz, wo wir über uns die Kathedrale und auf dem obersten Gipfel die schwachen Reste vom Tempel des Zeus Atabyrios erblicken. Hier stei=gen wir ab; zwar sind uns unsere brittischen Rivalen den=noch wieder zuvorgekommen, so daß wir unser getreues Fac=totum einigermaßen im Verdacht der Bestechlichkeit haben; aber mit einiger Anstrengung gelingt es uns, zwei kleine, einst weiß angestrichen gewesene Zellen mit eisernen Bett=stellen, je zwei Holzstühlen und einem Tisch zu erhalten. Damit kann man in Sicilien schon zufrieden sein, zumal wenn die Löcher im Backsteinfußboden nicht tief genug sind, um leicht ein Bein darin zu zerbrechen, und der Schmutz so mäßig, daß man bei Möbeln, Wänden und Flur fast überall noch die ursprüngliche Farbe herausfinden kann.

Genug, wir sind in Girgenti — Girgenti, dem Eden der Südküste; schon von der Straße aus winkten uns fern=her die herrlichen Tempel der alten Akragas; wir stehen auf classischem Boden, den Pindars Muse besungen, und nach dem viertägigen anstrengenden Ritte erwarten uns Ruhetage voll eines Kunst= und Naturgenusses, wie er uns in dieser Weise noch nicht vorgekommen ist. So saßen wir, unsere Müdigkeit vergessend, noch spät in die Nacht

hinein bei einer Flasche feurigen Muscatweins von Syracus, der mich nebst der Hitze, mancher andern Plage, welche die Muse zu nennen verbietet, und dem Gedanken, morgen in den lange ersehnten Ruinen von Agrigent umherzuwandern, bis an den hellen Morgen vergeblich den Schlummergott erwarten ließ. —

III.

Girgenti und der Maccalubba.

Wenn man sich nach einer mühseligen Tagereise Abends in einem unserer trefflich eingerichteten Gasthöfe des Nordens zu Bett legt, so geschieht es mit der angenehmen Empfindung, daß man nun der schweren Sorge für die Verpflegung des leiblichen Menschen vorläufig überhoben ist, daß es genügt, die Hand nach dem Schellenzuge auszustrecken, um das alte Mährchen vom „Tischchen, deck' dich" wahr zu machen, freilich mit einem Nachspiel, das die Mährchenbücher weislich auszulassen pflegen. So gut ward es uns aber in unserer Villa di Lena in Girgenti nicht; die beiden kleinen Zellen, mit dem gedachten, nicht sehr brillanten Mobiliar und der reinen, wenn auch groben Bettwäsche, die sich in Italien auch in dem schlechtesten Dorfwirthshause immer von selbst versteht, war Alles, was das Gasthaus an Comforts aufzuweisen hatte, obwohl Herr Messina sein Hôtel nicht nur für das beste in Girgenti — das mag wahr sein —, sondern auch für eines der besten in Sicilien erklärte, was denn doch selbst für einen Sicilianer eine starke Hyperbel war. So mußte es denn unsere erste Sorge am Morgen nach unserer Ankunft sein, einen Koch kommen zu lassen, der sich alsbald in der durch die ganze Welt gebräuchlichen Uniform seines Gewerbes präsentirte, nur mit dem Unterschiede, daß unser Exemplar, vermuthlich, um zu beweisen, daß Mütze, Jacke

und Schürze nicht etwa eine bloße Maskerade seien, die unverkennbaren Spuren aller in den letzten Wochen bereiteten Gerichte an sich trug, so daß wirklich eine Art verzweifelten Appetites dazu gehörte, um ihn nicht bei dem Anblicke zu verlieren. Wir waren aber bereits ziemlich schmutzfest und schlossen unsern Dinercontract à 5 tari, d. h. einen Gulden rheinisch per Kopf, ab, wofür wir denn auch später ein ebenso reichliches als ungenießbares Mittagsessen erhielten. Das Tafelgeschirr und der aufwartende Kellner waren in einer solchen Verfassung, daß ich, abgehärtet wie ich war, ihm doch ziemlich heftig insinuirte, erst seine Wäsche zu wechseln und sowohl sich als seine Sachen in eine gehörige Collision mit Seife und Wasser zu bringen, ehe er uns wieder unter die Augen träte. „Come comanda, Signore“ (wie Sie befehlen, Herr), sagte er sehr kaltblütig, that, wie ihm geheißen, und sagte, als er wieder kam: „da noi non ci si pensa a queste cose“ (bei uns denkt man nicht an diese Dinge). Doch genug, ich bitte den Leser und zumal die Leserin um Entschuldigung, daß ich mich überhaupt auf dieses Capitel eingelassen; allein ein Bild aus Sicilien würde ohne das zu unvollständig sein, und wenn sie nur einen Tag hätten in unserer Gesellschaft sein können, so würden sie finden, daß sie von mir sehr glimpflich und discret behandelt, auch die rhetorische Figur des Euphemismus nach Kräften gehandhabt worden sei.

Aber der Mensch lebt nicht vom Brode, d. h. hier Mittagessen allein: wir mußten uns zunächst nach einem Frühstücke umsehen. Ein solches im Wirthshause zu genießen, ist bekanntlich jenseit der Alpen überhaupt nicht gebräuchlich, die großen, nach Schweizer und Deutschem Muster eingerichteten Hôtels in den Hauptstädten allenfalls ausgenommen. Den Kaffee trinkt man eben im Kaffeehause. Das Caffè Agraganteo zeigte ein, zwar nichts weniger als großartiges, aber doch ganz anständiges Aeußeres. Kleine Tassen und Zuckerdosen standen den ganzen Tag über auf dem Tische

aufgereiht; Kaffee, und zwar guter und starker war stets zu haben; auf Milch aber hofften wir vergebens; da hätten wir früher kommen müssen, ehe die Ziegenheerden ausziehen. Um 7 Uhr Morgens lagere eine vor dem Kaffeehause, da könne man sich von dem Hirten ein Thier melken lassen. Von Butter war nun gar keine Rede, sie schien ein in Girgenti vollständig unbekannter Luxusartikel zu sein. Dagegen fehlte es nicht an einer vortrefflichen Eislimonade, die mit einer Tasse schwarzen Kaffees und einem Stück des in Sicilien überall vorzüglichen Weizenbrodes unser Dejeuner bildete. In den späteren Tagesstunden giebt es Gefrorenes aller Art, das große Stück à 5 Bajocchi (wie man hier seltsamerweise statt grani sagt), d. h. etwa 2 Sgr. Denjenigen unserer Leser, die ihr Stern nach Girgenti führen sollte, rathen wir ja die treffliche Cassata, d. h. Jasmineis, zu kosten, welches mit Recht einen Platz auf der Tafel der Olympier verdiente.

Wer reis't, eines Theils um zu genießen und seines Lebens froh zu werden, anderntheils, um durch selbstständige Beobachtung seinen Geist zu bereichern, der wird sich nicht damit begnügen, sich durch Reisebücher und Ciceroni wie ein Opferlamm von einer der obligaten „Sehenswürdigkeiten" zur andern führen zu lassen; sondern vor Allem scheinbar zweck- und ziellos die Straßen und Plätze der unbekannten Stadt durchstreifen, um ihre Bauart, das öffentliche Leben und Treiben ihrer Bewohner, wenn ich so sagen darf, den Charakter seines derweiligen Aufenthaltsortes zu erkunden und ein Totalbild, auch in landschaftlicher Hinsicht, von demselben in sich aufzunehmen. Girgenti freilich bietet in dieser Hinsicht nichts sehr Erquickliches. Schlecht und unregelmäßig gebaut, mit engen, steilen und schmutzigen Gassen, fehlt es ihm dennoch an jenen malerischen und großartigen Gebäuden, an jenem individuellen und oft ehrwürdigen Charakter, der sonst nicht leicht irgend einer bedeutenderen Stadt in Italien mangelt. Hier und da zeigen sich Spuren saracenisch-norman-

nischer Bauart, wie an dem jetzt als Lazareth benutzten Gebäude in der Nähe des nach Caltanisetta und Syrakus führenden Thores; bei Weitem die meisten Häuser, in den beiden letzten Jahrhunderten erbaut, erscheinen ebenso unbedeutend im Styl wie in ihrer räumlichen Ausdehnung. Daß es ihnen nicht an den in Sicilien unentbehrlichen und unverhältnißmäßig großen Balconen fehlt, versteht sich, zumal in der einzigen großen und einigermaßen breiten Straße, welche den größten Theil der Stadt von West nach Ost durchschneidet. Hier ist auch der einzige Ort, wo sich wenigstens Abends in den Kaffeehäusern und auf der Gasse selbst ein lebendiges Treiben entfaltet. An anderen Stellen, zumal aber in der Nähe der Kathedrale und um den Trümmerhaufen des Jupitertempels ist Alles still wie ausgestorben. Daß die Handwerker mit ihrer Arbeit vor den Häusern sitzen, ist in dieser Jahreszeit selbstverständlich. Die Tracht der Bewohner hat nichts Auffallendes, mit Ausnahme des seltsamen Ueberwurfs von grober, brauner Wolle, der oben als Kapuze nach dem Kopfe zugeschnitten, unten als kurzer, viereckter Mantel endet, ein Kleidungsstück, das von beiden Geschlechtern in Stoff und Form vollkommen gleich getragen wird. Nirgends fand ich auf der Insel eine gleich dunkle Färbung und so auffallend maurische Gesichtsbildung, wie hier. Ob das noch mit der langen saracenischen Occupation zusammenhängt? Auch der Dialect gehört zu den unverständlichsten, die mir auf der Insel vorgekommen, und ohne die ausdrucksvolle Gesticulation, welche jedes Wort begleitete, würde uns die mit großer Bereitwilligkeit ertheilte Auskunft auf alle unsere Fragen wenig gefrommt haben. Auf einem kleinen Platze in der oberen Stadt, von wo man den Berg bis hinab zu dem Meere und zu den Tempeln von Akragas überschaut, waren wir Zeuge eines seltsamen Schauspiels. Zwei noch junge Frauen kamen in lebhaftem Wortwechsel den Berg herab. Wenige Schritte von uns entfernt blieben sie stehen; immer lebhafter wurden ihre Geberden, immer zorniger die Blitze

ihrer sprühenden Augen, immer rascher und rauschender der Redestrom, der ununterbrochen von Beider Lippen floß. Nach dem Wenigen, was wir davon verstehen konnten, schien es sich um das eheliche Verhältniß der Einen zu handeln, in welches die Andere störend eingegriffen haben sollte. Bald kam es von Worten zu Thaten. Wie Furien fielen die beiden Weiber über einander her; bald waren die Gesichter blutig, die Haare aufgelöst; andere Männer und Frauen stürzten auf das Hülfsgeschrei herbei und suchten sie zu trennen; vergebens, sie wurden selbst von der Wuth der Kämpfenden mitangesteckt; es entstand ein förmliches, zunächst jedoch nur mit Fäusten und Nägeln geführtes Gefecht. Aber schon wurden Steine aufgehoben, schon blutete Einer aus einer großen Kopfwunde, schon blitzte eine Messerklinge in der Luft, und ein junges Frauenzimmer wurde von ihrer Gegnerin bei den Haaren auf der Erde umhergeschleift; da wurden die Weiber durch die zahlreichen herbeieilenden Nachbarn, unter denen auch ein Polizeibeamter in Uniform erschien, mit Gewalt auseinandergerissen. Nun begann das Wortgefecht von Neuem, aber nach wenigen Minuten (verstehen konnten wir Nichts von den Verhandlungen) schien Alles ins Reine gebracht, und die ganze Gesellschaft verließ den Kampfplatz, allem Anscheine nach, in Frieden und Einigkeit. Nur jene erwähnte junge Frau, die von ihrer Gegnerin so arg mißhandelt worden war, blieb zurück, schüttelte drohend ihre geballte Hand hinter den Fortgehenden, setzte sich dann weinend auf den Boden und begann, während sie ihre langen, aufgelösten Flechten durch die Hand gleiten ließ, einen leidenschaftlichen Monolog, der hauptsächlich an einen gewissen, mit allen möglichen Liebes- und Schimpfnamen zugleich überhäuften „Cecco“ gerichtet war. Dann stand sie wieder auf, warf die Haare aus dem Gesicht, faßte den zerzausten Mantel mit der einen Hand zusammen, streckte den anderen Arm drohend in der Richtung aus, wo ihre Feindin verschwunden war, stand einige Minuten lang regungslos

wie eine Bildsäule in einer Stellung, die einer Rachel als Phädra oder Medea hätte zum Muster dienen können, und schritt dann dicht an uns vorüber, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Es lag in dieser entfesselten, ihr selbst und ihrer Umgebung unbewußten Leidenschaft eines Weibes aus dem Volke etwas Großartiges, Gewaltiges, das unsere Blicke wie mit Zaubermacht fesselte.

Das Aeußere der größtentheils modernisirten Domkirche bietet wenig Interesse. Das berühmte Bild Guido Renis, eine Madonna mit dem Kinde, welches im Innern wohlverwahrt unter Glas gezeigt wird, hatten wir bereits in einem Dutzend guter und schlechter Copien in allen Straßen der Stadt gesehen. Es ist ein wunderliebliches Gemälde, wenn auch die Madonna nur eine reizende junge Mutter und Nichts von einer Himmelskönigin an ihr ist. Mehr Interesse bietet ein antiker Marmorsarkophag, ganz mit gemaltem Bretterwerke überkleidet, unter dem in Basrelief die Geschichte des Hippolyt und der Phädra, aus der Blüthezeit der griechischen Kunst, verborgen ist. Die eine Hauptfaçade stellt den Prinzen auf der Eberjagd dar, die andere den Augenblick, wo die Amme dem sich abwendenden Geliebten ein Schreiben Phädras überreicht; auf der einen der schmalen Seiten ist der Tod Hippolyts durch das Ungeheuer dargestellt; bei Weitem am schönsten und ergreifendsten aber ist die auf der zweiten Seitenfaçade dargestellte Scene: Phädra, im tiefsten Schmerze ringend, ihr Haupt auf eine ihrer Dienerinnen gestützt, die in den verschiedensten Stellungen sie umgebend, auf mannigfaltige Weise ihre Theilnahme an dem Leide der Herrin ausdrücken. Seltsamerweise ist auch hier wie überall, die Amme in zwerghafter Kleinheit dargestellt.

Von der Kathedrale zurückkehrend, statteten wir dem Herrn Politi, englischem Consul in Girgenti, an den wir von Palermo aus empfohlen waren, einen Besuch ab. Politi gehört zu einer Sicilien eigenthümlichen Classe von Ge-

schöpfen, über die ich mich anderswo*) ausgesprochen habe. Das vorliegende Exemplar der Gattung war ein kleines, graues, schmutziges Männchen, von dessen universeller Genialität nicht minder die Wände seiner beschränkten und höchst mangelhaft möblirten Wohnung, als seine Reden und Schriften den Beweis lieferten. Bilder, die er theils als Kunstfreund angekauft, theils auch selbst verfertigt hatte, Orgeln, die er gebaut, Mineralien, die er gesammelt, Gemmen, Cameen und Vasen u. s. w., die er aufgekauft, und zahllose andere Dinge füllten in größter Mannigfaltigkeit und malerischem Durcheinander seine Wohnung. Dazu kamen Pläne der Tempelruinen der alten Akragas und Agrigents, Restaurationsideen, Briefe berühmter Männer und Diplome gelehrter Gesellschaften, und zwischen all dem augenverwirrenden Wust bewegte sich das kleine Männchen mit einer unglaublichen Behendigkeit, sprach über Alles mit demselben Eifer und derselben Zungengeläufigkeit, pries alle seine Schätze als più unici che rari **) an und becomplimentirte uns endlich, als er sah, daß wir Nichts kauften, ziemlich kühl und eilig zur Thür hinaus, nachdem er uns jedoch unaufgefordert einen Empfehlungsbrief an seinen gleichnamigen und gleichberühmten Vetter in Syrakus mitgegeben hatte.

Es war inzwischen nahezu Mittag geworden und hohe Zeit, wenn wir heute noch den mehrere Miglien entfernten Schlammvulkan von Maccalubba besuchen wollten. Vor der Villa di Lena hielten schon die gesattelten Pferde, wir bestiegen sie und verließen östlich durch das syrakusische Thor die Stadt. Eine wohlunterhaltene Landstraße, die sich von hier in nordöstlicher Richtung an den kahlen Berghängen hinzieht, führt nach Caltanisetta, der Hauptstadt des Innern. Neigebaur zufolge soll die Gegend zwischen Caltanisetta und Girgenti die bestangebaute Siciliens sein, entweder aber

---

*) siehe Seite 243.

**) vielmehr einzig als selten.

machen die ersten Meilen hiervon eine Ausnahme, oder R. ist, wie das leider sehr häufig vorkommt, falsch berichtet worden; gewiß ist, daß die Straße nach Caltanisetta die ödeste und sterilste rings um Girgenti ist. Kahle Hochebenen und abgeflachte, steinige Hügelrücken, unterbrochen von einer tief eingeschnittenen Schlucht, deren Grund ein jetzt trockenes Flußbett bildet, umgeben uns von allen Seiten. Bei der ersten Catena (Schlagbaum) biegen wir nördlich ab von der Straße, auf steinigem und beschwerlichem Wege die höher und höher ansteigenden, terrassenförmig übereinander lagernden Plateaux erklimmend. Es war der längste Tag des Jahres und die Gluth der fast senkrecht über uns stehenden Mittagssonne, deren Strahlen von dem weißlichen, vegetationslosen Boden blendend zurückgeworfen wurden, nahezu unerträglich. Nach langem, vergeblichem Suchen (denn es erwies sich, daß unser Führer den Weg selbst nur durch Beschreibung kannte) entdeckten wir die gleichsam blasenartig aufgetriebene, geschwollene Hochfläche, die sich schon von Weitem durch ihre dunkelgraubraune, an den Rändern ins Gelbliche ziehende Farbe vor der weißlichen des umgebenden Terrains auszeichnete. Der Boden ist von der Hitze nach allen Richtungen geborsten, gekrümmt und in tiefe Spalten aufgerissen. Ueber ihn erheben sich zwanzig bis dreißig kleine von gehärtetem Schlamm gebildete Kegel von wenigen Zollen bis 3 Fuß Höhe und 1—15 Fuß Durchmesser an der Basis; aus ihrer Spitze bricht aus einer Kraeröffnung, die in gleicher Weise von der Größe eines Fingerhutes bis zu 5 Fuß Umfang wechselt, eine dünnflüssige, graue, fast bleifarbige Masse, bald unmerklich überquillend und an den Rändern des Kraters niederrieselnd, bald in ungleichen Zwischenräumen plötzlich aufsteigend, Wasserstoffblasen und eine kleine Schlammfontaine bis zu 6 Zoll Höhe emporschleudernd, und dann allmälig wieder zurücksinkend, ja wohl ganz in der Tiefe verschwindend. An hineingetauchte Gegenstände heftet sich die Masse sogleich an und überzieht sie mit einer rasch trock-

nenden, schwer wieder zu entfernenden Kruste. Auf mehreren der kleinen Schlammquellen schwimmt gelbliches Steinöl mit Schaum bedeckt, das sich bei der Wegnahme rasch wieder bildet, ohne daß man sehen könnte, woher es kommt. Wir tauchten eine lange Stange, die der Führer herbeigebracht, in mehrere der Quellen, ohne den festen Grund erreichen zu können. Der Versuch, einige der Krater zu verstopfen, brachte nach einiger Zeit ein rascheres Schwellen und Ueberfließen des nächstliegenden hervor. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein leises, knisterndes, wahrscheinlich durch die aufsteigenden Luftblasen verursachtes Geräusch. Der Geschmack des flüssigen Schlammes ist etwas salzig bitter, sein Geruch schwach brenzlich. Unglaublich rasch erhärtet derselbe an der Luft; wenige Minuten reichen hin, ihn vollkommen fest zu machen. Hier und da zeigte sich auf einer trockenen Stelle des Bodens ein Anflug weißer Salzkrystalle. In der Regenzeit, erzählte man uns, löse sich allmälig der ganze Boden in eine breiartige Masse auf, einen weiten, unzugänglichen Morast bildend. Bei der Rückkehr der trockneren Jahreszeit bedecke sich derselbe nach und nach mit einer festen Kruste; die darunter entstehenden Luftblasen brächten oft erdbebenartige Erschütterungen hervor, ehe sie, die Decke sprengend, durch das schmutzige Schlammwasser emporstiegen. Ob dieselben sich beim Nähern einer Flamme wirklich entzünden, konnten wir nicht untersuchen.

Die Ausbruchfläche, von länglicher Gestalt, mag etwa 100 Schritte lang und 50—60 breit sein. Sie war durchweg mit einer grauen Thonkruste überdeckt, während rings umher das Gestein, weißlich durchscheinender Kalkspath ohne alle Humusbedeckung zu Tage trat. In einer Entfernung von etwa 1000 Schritten nach Süden hin wiederholte sich am Rande einer kleinen Schlucht dasselbe Phänomen in kleinerem Maßstabe. Die Umgebung des Vulkans ist ein Bild der schauerlichsten Oede. Hier wirft das nackte krystallinische Gestein die Sonnenstrahlen blendend zurück, dort überziehen

graue, weiße und rothe Thonschichten, von der Sommerhitze nach allen Richtungen geborsten und klaffend den Boden mit einer dünnen Decke, aber auf der ganzen, vielfach zerrissenen und durchfurchten Hochebne, über die sich noch eine Reihe anderer Kalksteinhügel erhebt, zeigt sich weit und breit nicht die geringste Spur einer natürlichen Pflanzendecke. Nur in der Ferne erblickt man hier und da kümmerliche Getreidefelder; aber kein Haus, kein Baum ist meilenweit umher sichtbar. Es ist, als ob das Land ringsumher unter einem Fluche läge, ja die ganze Umgebung des Schlammvulkans macht, trotz des grellen Sonnenscheins, einen unheimlichen, gespenstischen Eindruck, so daß wir froh waren, als wir auf einem anderen, kürzeren, wenn auch noch beschwerlicheren Wege nach der Stadt zurückkehrend, uns wieder einigermaßen im Gebiete der Civilisation und einer freundlicheren Natur befanden.

IV.

Ein Abend in den Ruinen von Agrigent.

Αἰτέω σε, φιλάγλαε, καλ-
λίστα βροτεᾶν πολίων,
Φερσεφόνας ἕδος, ἅ-
τ' ὄχθαις ἔπι μαλοβότου
ναίεις Ἀκράγαντος εὔ-
δματον κολώναν, ὦ ἄνα....
Pindar, Pyth. XII, 1—6.

Es war ein heißer Tag gewesen, die Sommersonnenwende des Jahres 1853, wenigstens an den Küsten des libyschen Meeres. Auch ist das Terrain, auf dem rhodische Griechen vor mehr als dritthalb Jahrtausenden die mächtige Akragas bauten, nichts weniger als eben und bequem zu durchwandern. Nicht die Flüßchen Hypso und Akragas allein, denen der Schwan von Theben Unsterblichkeit gesichert, ziehen tiefe Furchen zwischen den ragenden Rücken der Berge, auch die Rinnsale zahlloser Wildbäche, deren Felsbett der glühende Strahl der Sommersonne längst bloßgelegt hatte, durchschneiden in mannigfach launischen Windungen das terrassenförmig vom Meer aufsteigende Hochland. — Auf einer dieser Terrassen, einem langgestreckten Bergrücken, der sich nach der modernen Stadt und dem Thale des Akragas hin leise und wellig absenkt, während er auf der Meerseite zum Theil mehr durch Kunst als Natur in senkrechten Wänden abstürzt, erheben sich die ehrfurchtgebietenden Ruinen von fünf griechischen Tempeln. Noch jetzt, Jahrtausende nachdem die

Stadt, deren schönste Zierde sie dereinst war, bis auf die letzten Spuren von der Erde vertilgt und die letzten ihrer Bewohner aus dem Buche der Lebenden gestrichen sind, ragen ihre Säulenhallen in ernster Majestät, meilenweit rings umher sichtbar, und locken die wißbegierigen Barbaren des Nordens durch Gebirg und Wüste und über die trennende Meeresfluth mit magnetischer Gewalt zu sich heran. Nur was der Gottheit geweiht war, widerstand siegreich dem allvernichtenden Grimme der Zeit und der wilden Zerstörungslust barbarischer Geschlechter; oder lebt doch noch in gewaltigen Trümmern, aus denen die Phantasie des Künstlers und des Dichters, ja eines jeden, der nicht mit todter Seele an sie herantritt, leicht ein lebendiges Ganzes wieder erschafft. Außer den Heiligthümern der Götter hat sich nur ein Theil der alten Stadtmauer, da, wo sie aus dem festen Stein gehauen war, und eine lange Reihe von Felsengräbern erhalten. Tempel und Gräber — sie allein ragen noch in die Gegenwart von jener üppigen Riesenstadt, von der ihr großer Bürger Empedokles sagt, daß ihre Bewohner bauten, als ob sie ewig leben, und lebten, als ob sie morgen sterben sollten.

Von den freistehenden Säulen des Tempels der Juno Lucina, die sich jetzt, vom Drucke des Gebälks erlöst, wie mächtige Palmenstämme von der luftigen Hügelspitze zum blauen Himmel emporstrecken, waren wir hinabgestiegen zum Tempel der Concordia, an dem die Stürme der Jahrtausende wunderbar vorübergebraust sind, ohne ihn zu erschüttern oder erheblich zu verletzen. Keine Säule fehlt der ringsumlaufenden Halle; voll strebt über den Steinbalken des Architravs und den wechselnden Triglyphen und Metopen des Frieses der schöngeformte Giebel zum zierlichen Abschluß. Ja selbst die Mauern der Cella, deren wuchtige Quadern ohne Kitt und bindenden Mörtel so fest und scharf auf einander gelagert sind, daß das forschende Auge nur mühsam die trennenden Fugen entdeckt, würden noch unverletzt da-

stehen, hätte nicht die Barbarei des Mittelalters entstellende Rundbogen in die Seitenmauern gehauen, um dieses Denkmal des classischen Heidenthums zu dem Zerrbilde einer christlichen Kirche umzuschaffen. — Anders freilich, finsterer und wilder ist das Bild, das dem weiter gegen Westen vordringenden Wanderer der Tempel des Herkules und des olympischen Jupiters bieten. Der erstere ist ein riesiger, formloser Trümmerhaufen, Schäfte und Capitäle, Giebelstücke und Treppenstufen, Gebälk und Verzierungen, alles liegt in trostloser Verwirrung bergartig über- und durcheinander. Es erinnert den von Westen herkommenden Reisenden lebhaft an den Ruinenhügel des Jupitertempels von Selinunt. Hier wie dort blickt noch eine hohe Säule in einsamer stolzer Größe herab auf die rings um sie her herrschende Zerstörung. — Nicht so der nahe Tempel des Zeus Olympios, das riesigste aller Denkmäler des griechischen Occidents. Zwar ist er nicht minder, ja noch schlimmer zerstört, als der des Herakles. Keine Säule, ja kein Ansatz dazu steht hier mehr aufrecht; aber der Platz, den er einnahm, die Area des Tempels, auf fünf Stufen erhöht, liegt klar in scharfen Umrissen vor uns in ihrem ganzen ungeheuren Umfang*). Wer oder was die colossalen Trümmer so sorgfältig bei Seite geschafft habe, ist schwer zu ergründen**). Nur mitten auf der Area liegt, aus Steinblöcken zusammengefügt, die plumpe, aber ausdrucksvolle Statue eines Giganten, zweiundzwanzig Fuß in der Länge messend. Zwei Reihen solcher Colossalbildsäulen, heißt es, trugen als Karyatiden das zweite Stockwerk des Tempels. Noch vor wenigen Jahrhunderten standen drei von ihnen aufrecht, mit ihnen die Halbsäulen des untersten Stockwerks, die größten, die die Welt vielleicht je gesehen hat. Jetzt liegt die letzte

---

*) Ungefähr 360′ in der Länge auf 180′ in der Breite.

**) Ein Theil der Trümmer soll im siebzehnten Jahrhundert zum Bau des Molo von Girgenti verwendet worden sein.

Figur einsam am Boden und das letzte Säulenfragment weit abwärts zwischen zahllosem anderen Getrümmer halb versteckt im hohen Grase. Dennoch reicht es hin, um uns Staunen und fast Schrecken einzuflößen, wenn beim Anblick dieses Säulenbruchstücks die Phantasie nach dem gegebenen Maßstabe Säulen und Mauern wieder aufbaut. Denn wenn wir uns mit dem Rücken in eine seiner Cannelirungen lehnen, so berühren unsere Ellbogen kaum die beiden vorspringenden Kanten. Wäre der Jupitertempel vollendet gewesen, kaum würde ein zweites der alten Weltwunder ihm zur Seite gestellt sein; aber dahin kam es nie. Als die Horden der Karthager, dieses unersättlichen und kunstfeindlichen Kaufmannsvolkes unter Hamilcars Führung verheerend über die blühenden Ebenen Siciliens hereinbrachen und die Blüthe Agrigents auf ewig knickten, stand der Tempel erst zur Hälfte vollendet. Vielleicht war die überkühne Begeisterung der reichen und mächtigen Stadt am Riesenwerk erlahmt.

Wir zogen weiter zu den letzten Trümmern, die sich dicht über dem steilen Westabfall des Hügelrückens erheben. Die Sonne war tief zum Horizont herabgesunken und sandte ihre Strahlen nur noch schräg durch die Zweige, so daß die Blätter der Mandelbäume halb durchsichtig in grünlicher Goldfarbe leuchteten. Ruhebedürftig, von tiefen Eindrücken erfüllt, warfen wir uns schweigend zwischen den gebrochenen Säulenschäften in das hohe, blumendurchwachsene Gras. Ueber uns ragte das letzte aufrecht stehende Bruchstück vom alten Heiligthum der Dioskuren. Es war eine Ecke des Tempels, vier Säulen mit dem vollständigen Gebälk bis zur hochragenden Giebelspitze der Rückseite*). Das Ganze deutet auf den feinen und freien dorischen Styl des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Was ihm an dem Ernst und der Majestät der älteren Bauwerke aus und vor

*) Auf Kosten des um die Alterthümer seines Vaterlandes hochverdienten Herzogs von Serradifalco wieder aufgerichtet.

der perikleischen Zeit abgeht, ersetzt zierlicher Schwung und leichte, gefällige Symmetrie. An den jonischen Eierstäben und den corinthischen Rosetten nahmen wir Laien wenigstens keinen Anstoß. Deutliche Spuren verrathen, daß das Ganze einst, mit Stuck überzogen, in lebhaftem Wechsel von weißer und rother Farbe prangte. Aber nirgends eine Spur von geschmackloser Ueberladung. Es ist, als seien die Säulen aus innerer Nothwendigkeit so hervorgewachsen aus dem Schooße der Erde und haben sich oben zum krönenden Gebälke entwickelt, wie der Stamm der Dattelpalme zu seiner majestätischen Krone von Blüthen und Blättern. — Aufgehäufte Trümmerstücke, zum Theil im Laufe der Zeit mit Erde bedeckt und mit frischem Pflanzenwuchs überwuchert, hatten den Platz, wo wir lagerten, merklich über das Niveau des umgebenden Bodens erhöht. Ich lehnte am umgestürzten Capitäl einer dorischen Säule, dessen sanftgeschwungener Echinus dem Rücken eine willkommene Stütze bot. Während meine Gefährten, drei deutsche Künstler, die letzten Strahlen des scheidenden Tages benutzten, um ein flüchtiges Bild der herrlichen Umgebung in ihre Skizzenbücher einzutragen, überließ ich mich in schweigendem Entzücken dem gewaltigen Eindrucke des Ortes und der Stunde. Ein poröser Kalkstein von dunkelgoldgelber Färbung, scharf contrastirend mit dem lebhaften Grün der Pflanzenwelt, bildet den Stoff der Ruinen. Ein röthlicher, fast glasirter Ueberzug verräth wohl die Wirkungen der Flamme, die einst an ihrer Zerstörung gearbeitet. Aber die Erinnerung an den Augenblick der Vernichtung, die unser Gemüth bei ähnlichen Scenen mit Schrecken und Trauer zu erfüllen pflegt, ist längst erloschen, und die üppige Vegetation, die, zwischen den Trümmern hervorsprießend, ihnen alles Scharfe und Eckige nimmt, läßt uns in ihnen nur einen landschaftlichen Schmuck erblicken, welcher, indem er der Gegend einen eigenthümlich melancholischen Charakter verleiht, ihren Reizen zugleich ein höheres, geistiges Gepräge aufdrückt. — Große Akanthusstauden mit den hohen, weißen

Blüthentrauben und den schöngezackten Blättern, purpurblüthige Scabiosen und vielfarbige, duftende Nelken wuchern üppig zwischen dem Gestein. Feinblättrige Mandelbäume, mit zahllosen Früchten beschwert, bilden einen lichten Hain zu unsern Füßen, hie und da unterbrochen von einer dunklen Gruppe immergrüner Caruben, deren dichte Zweige, bis zum Boden niederhängend, sich zu natürlichen Lauben verschlingen. Aus der grünen Thalschlucht zu unsern Füßen steigen die Düfte der Orangen- und Kapperblüthen und erfüllen ringsumher die weiche Abendluft. Tief unten, von wo das leise Rauschen der fernen Brandung zu uns heraufdringt, werfen die glatten Fluthen die glühenden Farben des westlichen Himmels zurück, einem riesigen Metallspiegel vergleichbar, von rosigen Streifen durchzogen. Abendwärts leuchtet die Luft wie ein zweites Meer von geschmolzenem Golde. Eben verschwindet der obere Rand der Sonnenscheibe hinter dem Höhenzuge, der sich in prachtvollem Schwunge der Linien von dem westlichen Vorgebirge nordwärts heraufzieht zu dem hohen Berge, auf dessen Gipfel ein wüster Trümmerhaufen, die Ruinen eines Tempels des Zeus Atabyrios, die äußerste Nordgrenze des alten Agrigent*) und zugleich den höchsten Punkt der modernen Stadt bezeichnet. Nur ein feiner Goldrand umsäumt noch das tiefe Ultramarinblau der westlichen Hügel. Das hohe Rothgelb der östlichen Berge mildert sich zu weichem Rosenroth. Aber noch ruht, wie ein Zauberschleier, ein goldiger Duft auf der ganzen Landschaft: der Wiederschein des hellen Himmelsgewölbes und der leuchtenden Wolken, die, scheinbar unbeweglich, in der unendlichen Tiefe des Aethers schwimmen. Die hohen Fenster der Kathedrale von Girgenti glänzen wie vom Scheine zahlloser Fackeln. Wunderbar wechselt Hell und Dunkel in den Schluchten, Höhen und Felsen des vielgespaltenen Bodens.

---

*) Nach einigen Alterthumsforschern lag hier oben nur die Burg, weit außerhalb der Mauern der eigentlichen Stadt.

Aber so tief die Schatten neben dem lebhaften Lichte erscheinen, sie sind nie schwarz, sondern tiefblau, wie das offene, ruhige Meer im Wiederscheine des heitern Himmels.

Die Dämmerung wurde tiefer, meine Gefährten mußten ablassen von ihrer Beschäftigung. Wie sie so unbeweglich dasaßen, hier und dort auf den Säulentrümmern, und ihre Gestalten, vom Dämmerlichte vergrößert, sich in unbestimmten Umrissen vom dunkelnden Horizonte abhoben, erschienen sie mir wie die Geister der alten Bewohner, hergekommen, um über den verfallenen Ruinen ihrer Göttertempel um den Untergang ihres Vaterlandes zu trauern. Meine Blicke und Gedanken hafteten träumerisch am Gebälke des Dioskurentempels, dessen Giebel, wie von unsichtbarer Kraft getragen, ohne Stütze in der Abendluft zu schweben schien. Da war es, als ob ein neues Abendroth auftauche am östlichen Horizont. Wunderbar zeichneten sich die freiragenden Säulen des Junotempels als scharfbegrenzte schwarze Linien auf dem leuchtenden Hintergrunde des Himmels. Wir erwarteten in sprachlosem Erstaunen die Erscheinung eines seltenen Lichtmeteors, und es entschlüpfte uns fast wie ein Ausruf der Enttäuschung, als der Vollmond langsam und majestätisch hinter den Bergen hervorstieg. Und doch war es ein herrliches Schauspiel, als er seine Strahlen, von einem Glanze, wie ihn nur der Süden kennt, durch das Gezweig der Bäume in zitternden Streiflichtern auf den blumigen Boden warf, und tief unten im Meere jede dem Gestade zueilende Welle im Augenblick, wo sie sich brach, meilenweit wie mit einem blitzenden Kamme von polirtem Silber krönte. Und als er höher steigend die reinen, idealen Formen des Concordientempels unsern Augen enthüllte, als die einsame Säule des Herkulestempels in seinem Lichte glänzte und die Riesentrümmer vom Heiligthume des Vaters der Götter und Menschen in geisterhafter Beleuchtung durch das Gebüsch blickten; da war mir, als müsse Selenens milde Zaubermacht die alten großen Zeiten wieder lebendig machen, und als müßten die 800,000 Todten wieder

auferstehen aus ihren Felsengräbern, Markt und Straßen zu beleben und die duftende Opferflamme wieder zu entzünden auf den umgestürzten Altären ihrer Götter. Aber nichts unterbrach das tiefe Schweigen, als das leise Flüstern des Abendwindes in den Blättern der Mandelbäume, das eintönige und doch melodische Geräusch der fern anschlagenden Brandung und die Töne einer verspäteten Nachtigall in den Granatbüschen am Abhang. Alles Andere schlief — bis zum kommenden Morgen oder bis zum jüngsten Tage.

Wir brachen auf und klommen, nicht ohne Beschwerde, an die tiefhängenden Aeste der Caruben uns anklammernd, den steilen Abhang hinab. Unten erstreckte sich eines jener lieblichen Thäler, wie wir sie hie und da in Sicilien zwischen öden, sonnverbrannten, baumlosen Hochebenen, von hohen Felswänden geschützt, wie kleine wüstenumgebene Oasen finden. Ein schmaler Bach, dessen rasch fließende Gewässer das Mondlicht versilberte, durchzog leise murmelnd die Mitte der Schlucht zwischen dunklem Gebüsch und blumigem Rasen. Mächtige Johannisbrodbäume mit verschlungenen Aesten, Citronen- und schlanke Pfefferbäume bekleideten, über das dichte Gebüsch von schönblättrigem Ricinus hervorragend, die steilen Hänge. Wunderbar leuchteten die schwefelgelben Blüthen der indianischen Feige und die scharlachrothen der zahlreichen Granatbäume in den Strahlen des Mondes. Riesigen Candelabern vergleichbar zeichneten die hohen Agavestengel ihre schlanken Formen auf dem erhellten Hintergrunde des Horizontes. Aus den Felsen hervorwachsend verstreuten die großen, schneeweißen Kapperblüthen mit den lang hervorhängenden Staubgefäßen ringsher ihren süßen Duft. In der Tiefe wechselte das dunkle Laub und die weißen Blüthen der Orange mit den rosigen Blumen des Oleanders. Ein silberner Duftschleier lag weithin über das Ganze gebreitet. — Als wir tiefer hinabstiegen, kamen wir an einer Quelle vorüber, die aus dem Felsen springend, ihren Strahl in ein künstlich gehöhltes Becken ergießt. Eine junge Frau stand daneben und schöpfte.

Wie die fremden Gestalten sich ihr näherten, sprang sie davon wie ein geschenchtes Reh, den steilen Bergpfad hinan. Lange schauten wir der schlanken Gestalt nach, wie sie, das schöngeformte antike Wassergefäß mit der einen Hand auf dem Kopfe haltend, leichten Anstandes flüchtig dahinschritt. Dann eilten wir weiter durch das Thal, um noch vor Thorschluß Girgenti zu erreichen, von wo aus wir am folgenden Tage unsere Reise über Palma, Terranuova, Alicata und Palazzuolo nach Syrakus fortzusetzen gedachten.

V.

Ein sicilianisches Paradies.

(25. Juni 1853.)

Der Reisende, der das an Spuren uralter Cultur und moderner Barbarei reiche Städtchen Palazzuolo verlassend, den Blick der Meeresküste zugewendet, dem vielverheißenden Syrakus entgegeneilt, gewahrt bald mit Freude einen Wechsel in der ganzen Physiognomie der Landschaft, deren traurige Einförmigkeit ihn während der letzten Tagereisen durch das innere Sicilien so oft mit dem Gefühle des Mißmuthes und herber Enttäuschung erfüllt hat. Zwar führt auch jetzt noch sein Pfad stundenlang über vielfach zerklüfteten Felsboden hin; der kunstlose Weg ist mit losen weißen Kalksteintrümmern hoch bedeckt, voller Löcher und tiefer Spalten, so daß selbst das sicher schreitende Maulthier kaum aus dem Straucheln kommt; aber bald unterbrechen reiche Baumgruppen die einförmige Linie der flachen Bergrücken und Hochebenen, die rings den Horizont begrenzen. Zum ersten Male, vielleicht nach wochenlangem Ritte über sonnverbrannte Flächen und die steinbesäeten Flanken des Gebirges, nimmt ihn ein dichtes Gehölz in seine duftigen Schatten — ein Genuß, von dem sich der Bewohner des kühlen, wälderreichen Nordens kaum eine Vorstellung macht. Mispel- und wilde Oelbäume blattwechselnde und immergrüne Eichen von hoher Kraftaus-

bildung des Stammes wie des Laubes erscheinen von üppigem Rankengeflechte so umzogen und umwoben, daß die hohen Pfeiler der Baumstämme oft aus natürlichen Lauben emporsteigen, welche die zartgrünen Aeste und Blätter der Clematis tief unter dem düstern Schattendache der Steineichen bilden. Aber nicht Moose und Gräser, sondern hohes Gestäude, meist Euphorbien mit holzigem Stengel und großen röthlichen Blüthenschirmen, bekleidet den Boden des Hochwaldes. Wo derselbe, zu früh für den schattenliebenden Wanderer, plötzlich abbricht, verflachen sich die Höhenzüge, die ihn in stetem Wechsel von steilen Bergen und schluchtartigen Felsenthälern dreißig Miglien weit begleitet, zur weigedehnten Hochebene. Einzelne, kümmerlich vegetirende Getreidefelder wechseln mit weiten Strecken unbebauten Bodens, die mit einem bunten Flore vielfarbiger Disteln bedeckt sind. Zwischen den licht stehenden rissigen Stämmen der Korkeichen und den glatten des immergrünen Wegdorns (Rhamnus alaternus) erscheinen hie und da niedere Gruppen der kleinen gesellig wachsenden Fächerpalme.

Der voranreitende Führer hält das Maulthier an, um euch zu erwarten; dicht vor euch senkt sich die Hochebene, plötzlich steil abfallend, in ein enges Thal. Aber euer Auge schweift, dem ausgestreckten Arme des Führers folgend, über die nächsten niedern Höhenzüge hinweg nach der leicht gewellten Ebene hin, die sich, mit Feldern und Baumgruppen, mit Städten und Dörfern bedeckt, von Flüßchen durchzogen, vom Fuße der Berge ostwärts bis zum Strande des jonischen Meeres erstreckt. Am äußersten Rande, schon rings umkränzt vom dunkelblauen Spiegel der See, schimmern die weißen Mauern und Häuser des modernen Syrakus, der alten Insel Ortygia. Mächtig dehnt sich zur Rechten das weite Becken des großen Hafens, während zur Linken die vielgezackte Küste bis zur weit vorspringenden Landzunge von Thapsus erscheint. Ueber ihren Buchten steigen die wieder mit dem natürlichen Felsgesteine des Bodens in Eins verwachsenen Trümmer der

Tyche und Neapolis den mäligen Abhang zur Epipolä hinauf, an deren äußerster Grenze euch der Führer die alte Citadelle des Dionys zu zeigen bemüht ist, die euer Auge doch aus dieser Ferne so wenig zu erkennen vermag wie die Säulen des Jupitertempels oder die Papyrusstauden der Cyanenquelle. Südlich ziehen flache, plötzlich fast senkrecht abgeschnittene Bergzüge, in mehreren parallelen Ketten, nach den fern erscheinenden Häusern von Noto hin. Ueber dem Flachlande schweben brütend die Sonnennebel des Mittags. Ueber den nördlichen Hügeln aber steigt, Alles weithin überragend, der gigantische Kegel des Aetna hoch hinauf in den reinen Aether; mit sanfterem Blau sich leicht abhebend vom schimmernden Hintergrunde des Himmels, den düstern Scheitel von einem Kranze weit leuchtender Schneeflocken umwunden.

Auf rauhem, steinigem Wege, das Thier am Zaume nachziehend, steigt ihr wohl an 800 Fuß tief den steilen Berghang hinab. Erschöpft von der Anstrengung, ermattet von der Hitze des Juninachmittags, werft ihr euch unter den weitschattenden Aesten der Carube zwischen die purpurfarbigen Scabiosen, die den blumigen Abhang bekleiden. Aber bald ist alle Erschöpfung, alles ausgestandene Ungemach des Weges vergessen, denn vor euch liegt ein Paradies des Südens, eine neue Welt, so verschieden von den Schauplätzen, die ihr durchwandert, wie die grünende Oase von dem dürren, ertödtenden Sandmeere der Wüste. Es ist ein enges Thal, offenbar in der Regenzeit kaum zureichend für den Gebirgsstrom, der sich jetzt wie ein Silberfaden, oft unter den mächtigen Geröllblöcken, den Spuren vergangener Verwüstung, verschwindend, hindurchzieht. Gras- und blumenbedeckte Abhänge steigen zu beiden Seiten empor, überragt von 2—300 Fuß hohen senkrechten Felswänden. Der ganze Thalgrund erscheint als ein ungeheures Beet blühender Oleanderbüsche von 3—5 Fuß Höhe. Wunderbar leuchten die rosigen Blüthentrauben zwischen den dunkelgrünen Blättermassen hervor. Ueber ihnen wölben sich, den untern

Abhängen entsprießend, riesige Johannisbrodbäume, die weit verbreiteten Aeste, Lauben bildend, bis tief zur Erde gesenkt, das dunkle Laub verflossener Jahre mit den jüngst entsprossenen frischgrünen Blättern gemischt. Schlanke Pfefferbäume, die zarten Blattfiedern im Luftzuge wiegend, ragen hoch darüber hinaus, mit weitschirmigen Pinien wechselnd, deren mächtige Stämme und berstende Rinde vielhundertjährige Dauer verrathen. Aus den Gipfeln gewaltiger Wallnußbäume fallen die Ranken der wilden Rebe, die wie eine Riesenschlange den Stamm umwindet, bis auf den Boden herab; zwischen den gefiederten Blättern drängen sich wunderbar die jungen Trauben hervor. Ueppiges Epheugerank verhüllt dem Blicke vollständig den Stamm jener mächtigen Steineiche, klettert von Ast zu Ast und blickt mit den jungen schimmernden Blüthen wie mit lächelnden Augen hoch oben aus dem dichten, düstern Laubwerk seines Beschützers. Baumartige Malvaceen, Granatbäume mit scharlachrothen, weit leuchtenden Blumen bedeckt, und Mannaeschen füllen die Zwischenräume der Riesenstämme. Dichte Bouquets röthlich weißer Kapperblüthen drängen sich aus den Felsenspalten; Myrthenbüsche, Rosmarin- und Lavendelstauden durchwürzen die Luft mit ihrem kräftigen Aroma. Höher hinauf brechen kolossale Rosetten dornblättriger Agaven aus den Fugen der steiler werdenden Felsen, überragt von den schlanken Säulen der Blüthenstengel, die hoch oben ihren Kronleuchter von weißen Blumen entfalten; ungestalte stachlichte Cactus, den Rand der ellenlangen Blätter mit schwefelgelben Blüthen dicht umsäumt, bilden undurchdringliche Dickichte; Epheu, Waldreben, Wein und andere kletternde Pflanzen bekleiden bald die nackten Wände der Felsen, bald schlingen sie lebendige Ketten von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, schwankend und spielend im leichten Luftzuge des Mittags. Höher hinauf wird die Felswand senkrecht und nackt, nur daß sich hie und da noch ein gewaltiger Stamm aus enger Felsenspalte hervor-

drängt, fast horizontal kühn über den Abgrund hinaushängend und aus seinen Aesten die flatternden Ranken wie Boten bis unten zum Thalgrunde senkend. Die Felswände selbst erscheinen, in schroffem Contraste zu dem grünen Dicicht unterhalb, in brennendem Rothgelb; nur die dunkeln Eingänge zahlreicher Grotten und Höhlen unterbrechen die leuchtende Fläche. Nicht wenige derselben zeigen unverkennbar die Spuren, wenn gleich roher, menschlicher Arbeit; gemauerte Wände verschließen oft den untern Theil der Oeffnungen; andere erscheinen künstlich erweitert oder mit rohen Thür- und Fensteröffnungen versehen. Und doch ist nirgends eine Spur von einem Zugange; oben und unten nichts als glatter Fels. Stiegen die Bewohner auf Leitern aus dem Thale empor? ließen sie sich an Stricken von der Höhe hinab? Niemand weiß sie euch zu nennen oder irgend Kunde von ihnen zu geben. Seit Menschengedenken sind die Höhlen verlassen und öde. Doch ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sich uns hier ein verkleinertes Abbild der wunderbaren Höhlenstadt des nahen Thales von Ispica darbietet. Eingeborene aus vorgriechischer Zeit, ein wildes und rohes Kyklopengeschlecht, bewohnte diese Grotten. Es ist bis auf den Namen seit Jahrtausenden von der Erde verschwunden.

Aber das Blüthenmeer des paradiesischen Thales verscheucht rasch die düstern Gedanken, die der Anblick der gähnenden Höhlen im Wanderer hervorrief. Bei jeder Biegung wechseln die herrlichen Bilder: bald heiter und lieblich, wenn die Blüthenbüsche und das rankendurchwobene Blättergeflecht vorherrschen, bald erhaben und großartig, wenn die ernsten Massen der Caruben und die dunklen Schirme der Pinien aus den Spalten abenteuerlich gestalteter Felspyramiden hervordringen. So begrüßt ihr endlich fast seufzend die lang ersehnte Ebene von Syrakus mit ihren riesenhaften, oft seltsam gewundenen Olivenstämmen. Noch wollt ihr einen letzten Blick zurücksenden in die schöne Ein-

öde, die ihr eben durchwandert; aber schon ist jede Spur von ihr verschwunden, als ob sie in die Erde versunken wäre. So gebt ihr eurem müden Thiere die Sporen und erreicht bald die breiten Straßen des Städtchens Floridia, des letzten Rastortes vor eurem diesmaligen Reiseziel, dem meerumflossenen Syrakus.

VI.

Ein Rundgang durch Syrakus.

Wir hatten bereits einen ganzen Tag auf der Insel Ortygia, die jetzt eigentlich keine Insel mehr ist, zugebracht und uns in dem für Sicilien trefflichen Gasthofe von den Strapazen der letzten schweren Reisetage einigermaßen erholt. Freilich war die Küche der namenlosen Trattoria, in der wir speisten, keineswegs first rate, und Butter u. A. auch hier ein kaum dem Namen nach bekannter Artikel, dafür aber unsere Wirthe daselbst so freundlich und naiv-zuthulich, wie man es eher in einer tyroler Sennhütte als in einer sicilianischen Stadt hätte erwarten sollen. Wir hatten, zum ersten Male seit mehreren Wochen, einmal wieder eine freilich auch 14 Tage alte Zeitung gelesen, syrakusanische Tracht, Sitte, Sprache und Gesichtsbildung studirt, und, als gewiegte Reisende, dann erst die alten und neuen Merkwürdigkeiten der Stadt mit Muße betrachtet.

Neu-Syrakus, eine nicht unbedeutende Festung, ist für eine italienische Mittelstadt (sie hat etwa 20,000 Einwohner) ziemlich gut gebaut und hat eine recht anständige Hauptstraße, aber trotz des hier lebenden Adels keine sehenswerthen Paläste. Auch seine Kirchen sind verhältnißmäßig unbedeutend. So suchten wir in den Resten der Vergangenheit,

was die Gegenwart nicht bieten wollte. Aber weder die in die geschmacklose Kathedrale verbauten Säulen des Tempels der Pallas Athene, noch die geringen Ueberbleibsel des einst so glänzenden Heiligthums der Diana, zu denen wir uns durch eine Reihe schmutziger Zimmer, von Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts bewohnt, die sich trotz ihres tiefsten Negligées höchst ungenirt geberdeten, einen Weg bahnen mußten; noch weniger endlich die von schwarzer Wäsche und allerhand unbeschreibbarem Unrath erfüllten Quellen der Arethusa und des von Griechenland hergeeilten Alpheus am Meeresstrande, bei deren Anblick Einem alle Poesie des lieblichen Mährchens von der Flucht der Nymphe vor der ungestümen Liebe des Flußgottes gründlich verleidet wird, hatten unsere hochgespannten Erwartungen von syrakusischen Alterthümern befriedigen können. Auch in dem Museum hatten wir außer den herrlichen Resten der Aphrodite mit dem unübersetzbaren Beinamen (καλλίπυγος) wenig Erquickliches gefunden.

Von Herrn Politi in Girgenti an seinen gleichnamigen Vetter in Syrakus, ein Mittelding zwischen Cicerone und Alterthumsforscher, empfohlen, hatten wir mit demselben für den folgenden Morgen einen Rundgang durch das weite Trümmerfeld der alten Stadt verabredet.

Von den fünf Städten, welche das alte Syrakus bildeten, ist bekanntlich nur die kleinste, die Insel Ortygia, noch heutzutage bewohnt. Tyche, Neapolis, Achradina und die Festung Epipolä bedeckten einen vielleicht zwanzigmal größeren Raum. Ihre Trümmer liegen nördlich von der modernen Stadt auf einem sanft ansteigenden Berghang, auf dem das weiße Kalkgestein, der deckenden Humusschicht wohl schon in unvordenklichen Zeiten beraubt, fast überall zu Tage tritt. Gegen Mittag und Abend dehnt sich das herrliche Becken des großen Hafens aus, den Cicero für den schönsten in der Welt erklärt. Dorthin lenkten wir zunächst unsere Schritte und bestiegen einen Nachen, der uns westwärts an das gegenüberliegende Ufer führen sollte. Wo die größte Kriegsflotte

der Welt vor Anker liegen könnte, wo hunderte griechischer, römischer und karthagischer Galeeren lagen, erblickt man jetzt einige winzige Fischerbarken und Fruchtschiffe, die ihre Fahrt höchstens bis Catania und Messina ausdehnen.

Nach einer halbstündigen Fahrt erreichten wir die Mündung des Anapus. Der Fluß ist schmal und tief, sein Wasser dunkel und fast stagnirend, die Ufer flach und sumpfig. Durch dichtes Schilf und Geröhrich bahnten wir uns, aussteigend, einen Weg zu dem nahen Tempel des olympischen Jupiter, von dem nur noch zwei Säulen aufrecht stehen, auf dem durch den Unterbau und die Trümmermassen etwas erhöhten Boden einsam, weithin sichtbar, emporragend. Dann fuhren wir weiter zur Mündung der Cyane und in diesem Nebenflusse aufwärts bis zu seiner starken, beckenbildenden Quelle. Die Sonne brütete heiß über dem Wasser; die Atmosphäre war erfüllt mit den Dünsten des Sumpfwassers, gemischt mit dem tausendfachen Dufte der üppig grünenden und blühenden Wasserpflanzen. Nirgends in Europa sah ich eine so reiche, großartige Flora feuchtigkeitliebender Gewächse. Wasserveilchen, Seerosen, Ranunkeln und eine Menge mir unbekannter Pflanzen des Südens streckten die weißen, gelben und blauen Blüthenköpfchen über den Wasserspiegel hervor, während mannigfache Schilfarten, Liliaceen, Binsen und Gräser ein mehr als mannshohes, undurchdringliches Dickicht bildeten, über welches — einzig diesseit des Mittelmeers — die schönen, schlanken Schafte der Papyrusstauden mit dem dichten, grünen Haarbusch an der Spitze herausragten wie schirmtragende Palmen über die niederen Sträucher und Bäume des Tropenwaldes. Zahllose buntgeflügelte Libellen und goldglänzende Dipteren wiegten sich auf den saftiggrünen, schwertförmigen Blättern oder erfüllten die Luft mit ihrem Schwärmen. Von der übrigen Welt abgeschlossen, wiegten wir uns auf dem kleinen krystallhellen See, den das Becken der Quelle bildet. Die Göttersage erzählt, Cyane, des Anapus Gattin, habe sich dem Raube der Proserpina widersetzt und sei, vom Stabe

Plutos berührt, zur klaren Quelle zerschmolzen, deren Gewässer alsbald liebend in die Arme des Gatten eilten. In tiefer Verborgenheit und einer Stille, die nur das Summen der Insekten unterbricht, feiern die Liebenden das Mysterium ihrer Verbindung. Sie zu schützen vor der Profanation der Menschen, legten die Götter den Fluch pesthauchender Miasmen auf die grüne Ebene.

Nochmals den Hafen durchschiffend, landeten wir am nördlichen Ufer, wo noch die einzelne Säule von dem sogenannten Prytaneum aus dem Boden hervorwächst. Der schon einmal ganz aufgegrabene Cerestempel wurde den hier stattfindenden Exercierübungen der Garnison zu Gefallen wieder zugeworfen und der Boden um die Säule her geebnet. Dann ging es weiter nordwärts nach der alten Neustadt (Neapolis), wo in einem Garten am Hügelabhang die bedeutenden Reste des römischen Amphitheaters aufgedeckt sind. Obwohl groß, war das Bauwerk an Schönheit und Gefälligkeit der Formen nicht mit denen des italienischen Festlandes, die ich gesehen, zu vergleichen. Noch sind die Sitze und die beiden Haupteingänge vollkommen erhalten, so wie ein Teich in der Mitte, der ehemals wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Crocodilen bestimmt war. Auch ein Theil der Außenmauern, von großen Quadern erbaut, ist noch sichtbar, daneben die Spuren einer alten Straße. Ein großes Stück liegt noch begraben unter Schutt und Erde. Von der Höhe der Trümmer streift der Blick weit über Land und Meer, über die neue Stadt und die beiden Häfen.

Neben einer hochgespannten altrömischen Bogenbrücke betraten wir die alten Steinbrüche, die vielgenannten Latomien, in denen die Kriegsgefangenen verwahrt wurden, und die Sklaven, Verbrecher und Tyrannenfeinde das Material zu den Bauten der großen Stadt brechen mußten. Es sind tief aufgeschlossene, derbe Kalksteinwände von 80 bis 100 Fuß Höhe, zum Theil wie mit dem Messer ab- und in regelmäßige Formen geschnitten, zum Theil, wie es scheint, halb natürliche,

halb künstliche Grotten. Aus dem sogenannten Gefängniß der Athenienser (nach der verunglückten Unternehmung gegen Syrakus im peloponnesischen Kriege), an dessen Wänden man noch die Spuren eingesetzter griechischer Inschriften erkennt, traten wir in das berühmte Ohr des Dionys. Eine seltsam geformte, hohe, oben spitz zulaufende und rings mit üppigen Schlingpflanzen umwucherte Oeffnung führt in eine, die gleiche Gestalt bewahrende, aber in gekrümmter Richtung tief in das Innere des Felsens dringende Grotte. Ihrer parabolischen Gestalt verdankt sie in verstärktem Maße dasselbe akustische Phänomen, wie es die Flüstergallerie der Paulskirche in London darbietet. Mit betäubendem Donner hallt der Knall der abgeschossenen Pistole im Innern wieder, und der Ton des am Eingange zerrissenen Papiers ist deutlich am fernsten Ende vernehmbar. Unser Begleiter meinte, die Grotte habe dazu gedient, den Donner und ähnliche Geräusche zum Behuf des nahen griechischen Theaters, mit dem sie durch eine obere Oeffnung in Verbindung stehe, hervorzubringen. Dagegen sei das Kämmerchen zur Rechten, wo Dionys der Sage nach die Gespräche der Gefangenen belauscht haben solle, nur durch eine hohe Leiter zu erreichen und dort oben von dem im Innern der Grotte Vorgehenden Nichts zu vernehmen.

Größere Latomien durchbrechen ostwärts vom Ohr des Dionys die Bergwand: vielgestaltige, coulissenartig in einandergeschobene Massen eines röthlich gefärbten Gesteins. Im Innern dieser Steinbrüche, wo der Tag zur steten Dämmerung wird, finden sich große, durch die von der Decke herabtropfende Flüssigkeit gebildete Wasserbehälter. Ein Theil des Wassers ist sehr salpeterhaltig, und mehrere Oefen, in denen der Salpeter abgedampft wird, rauchen und brennen um uns her, das Gestein ringsher glühend anstrahlend oder mit ihrem Qualm schwarzrußig färbend: ein wunderbarer Anblick, der, wie die Eisenhämmer in der Villa des Mäcen zu Tivoli, an die Werkstätte der Cyclopen erinnert. Schwärzliche Schlangen von bedeutender Länge und Dicke, fälschlich für sehr giftig

ausgegeben, winden sich in Menge durch die Steinhaufen. Von der Höhe der Felsen übersieht man ein Meer von Gesteintrümmern, zwischen denen eine reiche Kräuterfülle wuchert, überragt von einer einzelnen hohen Klippe, die auf ihrem Gipfel die Trümmer eines mittelalterlichen Wartthurmes trägt.

Der Felsterrasse oberhalb der Steinbrüche folgend, erreichten wir westlich vom Ohr des Dionys das weite Halbrund des griechischen Theaters, dessen Sitzreihen noch ziemlich gut erhalten, für 60—80,000 Personen hinreichen sollen. Die obersten sind jetzt in Pfade für die Esel verwandelt, welche das Getreide und Mehl von und zu den nahen Mühlen tragen, die das oberhalb des Theaters aus dem mit prächtigem Venushaar bekleideten alten Nymphäum fließende Wasser speist. Die Bühne des alten Theaters ist bis auf den letzten Rest verschwunden. Kaiser Karl V. ließ die gewaltigen Trümmer zum Bau der Festungswerke von Ortygia verwenden. Der ganze untere Raum ist mit wildem Gestrüpp so dicht überwuchert, daß der Boden darunter verschwindet. Als ich mich, nach Resten des Alterthums forschend, durch die Dornbüsche wand, verlor ich den festen Grund unter den Füßen und versank vermuthlich in eines der alten Versenke des Theaters, aus dem ich nicht ohne große Anstrengung und mit zerrissenen Kleidern durch eine Art trocknen Kanals wieder auf die Oberwelt gelangte.

Unsern Weg weiter gegen Nordwest verfolgend, schritten wir aufwärts durch die alte Tyche den Ruinen von Epipolä zu, dem äußersten und höchstgelegenen Stadttheile, der in Kriegszeiten als Citadelle und Basis für die Vertheidigung der Stadt diente. Am sogenannten Grabmal des Archimedes vorüber führte der Weg über das nackte Kalkgestein, welches zwar noch an manchen Orten Spuren von Straßen, Felsengräber und Fundamente von Gebäuden aufweist; aber alles Das, zumal in Achradina, in so geringer Zahl, daß der Zweifel gerechtfertigt erscheint, ob je hier Alles mit Häusern bedeckt gewesen sei, wie unser Führer behaupten wollte.

Der noch immer lustig strömenden alten Wasserleitung folgend, erblickten wir schon von Weitem den Steinbruch, in dem einst der ältere Dionys den Dithyrambendichter Philoxenus arbeiten ließ, denselben, der ein so zartes poetisches Ohr und Gewissen hatte, daß er lieber in die Steinbrüche zurückkehren, als die dichterischen Elucubrationen des Tyrannen ferner anhören oder gar loben wollte. Bald nachher erscheint das Fort Labdalos selbst, von dem das untere Stockwerk, aus wohlbehauenen Quadern aufgeführt, noch fast ganz erhalten ist. Breite gemauerte Gänge, wahrscheinlich zu Pferdeställen bestimmt (denn die steinernen Oehre, an denen die Thiere festgebunden zu werden pflegten, sind noch vorhanden) unterhöhlen die Citadelle. Von der Höhe des Forts, dem Culminationspunkte der alten Stadt, genießt man eine herrliche Aussicht südlich und östlich über Alt- und Neu-Syrakus nebst den beiden Häfen und der Ebene von Floridia, und auf die für die Landschaft von Syrakus so charakteristischen Berge mit den horizontalen Rücken und den scharf abgeschnittenen, oft scheinbar fast senkrechten Seiten; westlich auf die Trümmer der Festung Euryalos, das äußerste Vorwerk des alten Syrakus nach der Landseite hin und die hier und da noch erkennbare Umfassungsmauer; nördlich über die Landzunge und Halbinsel von Thapsus, das nahe, trefflich erhaltene Siegesdenkmal, das Marcellus hier nach Eroberung von Syrakus i. J. 542 Roms errichten ließ, auf die Berge von Lentini und den gewaltig aufsteigenden Aetna im fernen Hintergrunde.

Einen neuen Weg rückwärts einschlagend, führte uns Herr Politi durch die Achradina zu der uralten, jetzt verlassenen und verfallenden Kirche San Giovanni fuori le mura. Zumal die Krypte, dem Märtyrer Marcian geheiligt, im ältesten Basilikenstyl gebaut, lohnt den Besuch. An den Säulencapitälen finden sich vier trefflich gearbeitete, aber sehr verdorbene Basreliefs, die vier Evangelisten darstellend, aus einer Zeit, wie es scheint, in der der Einfluß der antiken Kunst auf die christliche noch nicht ganz verschwunden war. Neben

der Kirche ist der Eingang in die Katakomben, die denen in Rom und Neapel ähnlich, aber luftiger, höher und schöner gewölbt, als jene, in den festen Kalkstein gehauen sind. Von den drei Stockwerken, aus denen sie bestanden, sind die unteren größtentheils verschüttet. Von Zeit zu Zeit laufen die Gänge in einem kuppelförmigen Gewölbe zusammen, welches, durch eine runde Oeffnung in der Decke mit der Oberwelt in Verbindung stehend, schon mehr als einem unvorsichtigen Wanderer verderblich geworden sein soll. Niedrig gewölbte Seitencorridore, wahrscheinlich einst zu Familienbegräbnissen bestimmt, zweigen sich an vielen Stellen rechts und links von den Hauptgängen ab. Hier und da zeigen sich Spuren von Frescomalereien, theils aus griechisch-heidnischer, theils aus alt-christlicher Zeit, an den Wänden. Drei solcher Katakomben hat man bereits hier entdeckt, aber von keiner ist die volle Ausdehnung bekannt. Man vermuthet, daß sie ursprünglich zusammenhingen und sich noch miglienweit unter dem Boden hin erstrecken; ja die Volkssage läßt sie unter Berg und Thal her bis nach Catania reichen.

Auf dem Wege von San Giovanni nach dem Kloster der Kapuziner kommt man an der Villa vorüber, über deren Einfriedigung das einfache Denkmal blickt, das ein sicilianischer Freund dem deutschen Dichter setzte. Bekanntlich beschloß Platen, von der Angst vor der Cholera 1835 nach Sicilien getrieben, vom Fieber und von innerer Rastlosigkeit zerstört, sein Leben in Syrakus. Sein Monument ist ein niederschlagender Anblick für den Vaterlandsfreund, wenn er denkt, daß ein Mann, der trotz seiner großen Mängel und Seltsamkeiten zu den tüchtigsten zählte, in seinem Heimatlande keinen Platz und keine Freude findend, sich im welschen Süden einen Wohnsitz und ein Grab zu suchen ging.

Das Kloster der Kapuziner, die letzte Station auf unserm weiten Rundgange, unweit der Küste und der Einfahrt des kleinen Hafens gelegen, hat an und für sich Nichts, was die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen könnte. Und

doch sollte Niemand, der den classischen Boden der alten Metropole Siciliens betritt, es zu besuchen versäumen.

Auf Stufen steigt man hinab in die hier von allen andern weit entlegenen, häusertief in den harten Felsen eingeschnittenen Latomien, die jetzt den Klostergarten bilden. Während weit und breit umher die traurigste, nackteste Oede herrscht, wo kaum Disteln und Brombeerranken über den entblößten Boden ziehen, haben die Mönche diese alten Steinbrüche in ein kleines Paradies verwandelt. Granatäpfel, Oleander, Orangen und Citronatbäume, von einer Kraft und Schönheit, von einem Umfang der Stämme und einer Fülle des Laubes, wie sie mir noch nirgends vorgekommen, bedecken in dichten, üppigen Gruppen, von Reben wie von Riesenschlangen umwunden, den Boden des Gartens, oder drängen sich, oft in launisch gewundenen Formen, weithin überhängend, zwischen Kappern, Cactus und blühenden Sedum-Arten aus den Spalten der abenteuerlich gestalteten Felshänge. Ein berauschender, fast betäubender Duft steigt aus dem Blüthen- und Blättermeere unter der sengenden Gluth der Nachmittagssonne. Vor dem rauhen Athem nördlicher Winde geschützt, wuchern zwischen den Bäumen und Felsen üppig die Kräuter der Tropenzone, den nordischen Wanderer fremd anblickend mit ihren unbekannten Gestalten und großen leuchtenden Blumen. Hier überrascht ihn auch seit langer Zeit zum ersten Male wieder das mannigfaltige Gezwitscher der Vögel.

Der Abschied von den tiefen kühlen Schatten der laubumhangenen Felsengrotte, um wieder hinauszutreten in die kahle, vom blendenden Sonnenlichte durchglühte Wildniß, war kein leichter. Aber wir mußten eilen, denn wir wollten noch an demselben Abend Syrakus verlassen, um die kühlen Stunden der Sommernacht zur Reise über Lentini nach Catania zu benutzen.

Die Gunst des Commandanten, die wir durch die Uebersetzung eines ihm zugefertigten, aber unverständlichen bairischen Ordensdiplomes erlangt hatten, öffnete uns die schon geschlosse-

nen Thore, als wir, seit langer Zeit zum ersten Male wieder im Wagen sitzend, über die Dämme rollten, welche jetzt Ortygia mit dem Festlande verbinden. Noch ein letzter Blick fiel beim Vorüberfahren auf die schweigend im Mondlichte daliegenden Ruinen; dann wandte sich Auge und Sinn nordwärts, wo das schneeige Riesenhaupt des Vulcans uns mit ernstem Gruße zu seinen hehren Wundern einzuladen schien. —

VII.

Eine Aetnafahrt.

— Scopulis se porriget Aetna perustis
Aetna, giganteos nunquam tacitura triumphos.
Claudian.

1.

Catania ist ein ersehnter Ruhehafen für den von Süden oder Westen herkommenden Reisenden. Mit seinen breiten, luftigen Straßen, in die überall der rauchende Aschenkegel des Vulcans hineinragt; mit seinen großen, freien Plätzen, deren Mitte die mannigfach gestalteten Brunnen und, den Squares der Themsestadt ähnlich, die kleinen grünen Oasen zieren, aus denen die Blüthenpracht des Südens leuchtet und deren aromatische Düfte die Stadt durchströmen; mit seinen bunt verzierten Kirchen und Palästen, die zum Theil von den unterirdischen Gewölben bis zur Bekrönung des flachen Daches die Spuren zweier Jahrtausende in griechischen, römischen, mittelalterlichen und modernen Elementen zeigen; mit dem bunten Treiben des Hafenquais, unter dessen Bäumen in der Dämmerstunde des Sommerabends der Improvisatore einen dichten Kreis horchenden Volkes um sich versammelt; mit dem fürstlichen Benedictinerkloster auf der Höhe, dessen breite weiße Marmortreppen an Pracht in ganz Europa kaum ihres Gleichen finden; mit den noch

immer nicht ganz ausgetilgten Spuren der entsetzlichen Verheerungen, welche Erdbeben und Vulcanausbrüche so oft schon in der unglücklichen Stadt angerichtet; mit der schwarzen Lavamauer, die, ein zackiges Gebirge, von dem Monte Rosso hinab zwischen Gärten und Häusern bis zum Hafen hineindringt; mit seinen schönen hohen Frauengestalten endlich in der ernsten schwarzen Seidentracht: — fesselt die Hauptstadt der Ostküste Sinn und Gemüth des Wanderers. Aber immer von Neuem schweift der Blick von Straßen, Häusern und Menschen ab zu dem Riesengipfel, der in ernster Majestät wie mit gerunzelter Stirn drohend auf das heitere Bild hinabschaut. So beschlossen auch wir nach 36stündiger Rast in Catania dort hinaufzuklimmen und so endlich einen Wunsch zu befriedigen, dessen Erfüllung mir schon in meinen kindlichen Phantasieen als das höchste Glück vorgeschwebt hatte.

Unter den zahllosen Miethkutschern, die uns ihre Dienste angeboten, während wir unter dem Zelte vor dem Caffè di Sicilia den köstlichen Sorbet schlürften, hatten wir einen jungen, muntern Catanesen und seine einspännige Carrozzella ausgewählt. Pferd und Mann schienen von Einem Schlage: klein, braun, gedrungen und kräftig. Wir wurden bald Handels einig, für vier Unzen (vierzehn Thaler) sollte er uns in vier Tagen über Nicolosi und Taormina nach Messina führen. Auch haben wir beiderseits den Handel nie bereut, und Zeit meines Lebens wird mir die herrliche, zwanglose Fahrt im offenen Wagen durch den schönsten Theil Siciliens und eine der reizendsten Gegenden der Welt in freudiger Erinnerung bleiben. An jedem schönen Platze verweilten wir, jeden Vorübergehenden redeten wir an, jede einladende lauschige Stelle des Gestades wurde zu einem erfrischenden Seebade benutzt, das Eis jeder Sorbetterie gekostet, und werthvolle praktische Erfahrungen über die verschiedenen Sorten des feurigen Aetnaweines gesammelt. Von allen den seltsamen Klippen und abenteuerlich gestalteten

Bergen und den noch abenteuerlicher aussehenden Städtchen und Schlössern, die rings um die Felsgipfel hingen, wußte unser Pferdelenker uns seine bunten Sagen und Geschichten zu erzählen, von denen wir freilich das Meiste errathen mußten, da er, wie er sich selbst ausdrückte, nur sicilianisch und nicht italienisch verstand. Seine Unwissenheit war grenzenlos, sein natürlicher Verstand für einen Sicilianer stumpf genug; aber es war eine treue, ehrliche Seele, und er schloß sich so an uns an, daß ihm die dicken Thränen aus den Augen rollten, als er im Gasthofe zu Messina von uns Abschied nahm.

Es war in der vierten Nachmittagsstunde eines glühendheißen Sommertages, als wir über den schönen Marktplatz von Catania hinweg, in dessen Mitte das kleine Gärtchen den Obelisken umgiebt, langsam die schnurgerade Strada Etnea hinauffuhren. Der tiefblaue Himmel strahlte in der ganzen Pracht eines südlichen Junitags; nur um den hohen Gipfel des Aetna gerade vor uns verdichteten sich die weißen Dampfknäuel, die dem weiten Krater entstiegen, von Zeit zu Zeit zu guirlandenförmigen Wolken, die nach wenigen Minuten, in stetem Gestaltenwechsel, von den glühenden Sonnenstrahlen gleichsam aufgesogen, in die Luft zerflossen, um sich alsbald von Neuem zu bilden, ein Spiel, das nicht minder die Aufmerksamkeit fesselt und zu träumerischem Sinnen ladet, als das wechselnde Aufflackern und Verglimmen der brennenden Holzscheiter im Kamin an einem stürmischen Winterabende, oder der Kampf der andringenden, brechenden und zurückrollenden Wogen am Felsgestade des Meeres.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Aetna aus der Nähe, und zumal von Catania aus gesehen, in Bezug auf seine Erhebung über die nahe Meeresfläche keineswegs den imposanten Eindruck macht, den man von vorn herein empfangen zu müssen glaubt. Niemand, dem die unzweifelhaften Resultate positiver Messungen, dem die wirkliche Entfernung des scheinbar so nahen Gipfels und die Wir-

kungen der Verkürzung durch sanft und ununterbrochen aufsteigende Linien unbekannt sind, würde demjenigen Glauben beimessen wollen, der ihm versicherte, daß die Oeffnung, welcher die lichten Dampfknäuel entsteigen, mehr als 10,000 Pariser Fuß über seinem Haupte liege.

Anders und gewaltiger erscheint der Riesenberg schon von dem östlichen Gestade bei dem Flecken le Giarre oder von den malerischen Trümmern des griechischen Theaters von Taormina aus, denn nach Norden und Osten ist der Abfall ungleich jäher und kühner. Erblickt man ihn dagegen aus weiter Ferne, wie er über niedere Hügelrücken oder weitgedehnte Hochebenen einsam aufsteigt, so erscheint er dem Auge in all seiner gigantischen Majestät. Nie werde ich des Eindruckes vergessen, den sein Anblick auf mich machte, als ich ihn zuerst scharf und deutlich umrissen, wie es in dieser Ferne nur durch die durchsichtige Luft eines sicilianischen Sommerabends möglich ist, von der Terrasse des Nordthors von Terranuova, der Stadt Kaiser Friedrichs II. aus, am nördlichen Horizonte sich erheben sah; oder nachmals, als ich ihn von den imposanten Trümmern der Feste Labdalon betrachtete, die der ältere Dionys an der äußersten Grenze der Epipolä von Syrakus errichten ließ. Mächtiger und überwältigender noch soll die Wirkung sein, die er auf die Schiffenden hervorbringt, welche sich von Griechenland aus der Ostküste Siciliens nähern. Ein Amerikaner, mit dem ich später von Messina nach Civita-Vecchia fuhr, versicherte mir, wenn man, noch weit vom Gestade entfernt, seine Spitze hoch über den Nebeln des Horizontes in den reinen Aether ragen sehe, so sei sein Anblick kaum minder majestätisch als der des vielgerühmten Orizava, „des Sterns der mexicanischen Berge," von der Küste von Veracruz aus — ein Anblick, dessen gewaltige Wirkung uns Sealsfield so trefflich geschildert hat. Da mag er auch wohl dem von dem heimathlichen Griechenland herkommenden Pindar erschienen sein, als er ihn (mit größerem Rechte als seine

Vorgänger den Atlas) die Säule nannte, auf die das Gewölbe des Himmels sich stütze.

In großen Windungen zieht sich die breite, schlecht unterhaltene Straße, die den, freilich immer zweideutigen Ruhm, die beste Siciliens zu sein, längst eingebüßt hat, die sanfte Berglehne hinan. Sie ist mit Lava chaussirt, mattschwarzer Lavasand bedeckt sie, wie alle Wege rings um die weitgedehnte Basis des Bergkegels, die Straßen der Dörfer und Städtchen nicht ausgenommen. Die Mauern, die sie von den Weingärten und Villen zu beiden Seiten trennen, sind aus rohen, meist ganz unbehauenen Lavablöcken aufgerichtet; aus dem Innern der Weinberge erheben sich von Zeit zu Zeit mächtige, den mexicanischen Teocallis ähnlich in stets verjüngten, viereckigen Terrassen aufsteigende Lavapyramiden. Wunderbar ist der Contrast zwischen der üppig wuchernden Vegetation und den öden, nackten Rücken der neueren Lavaströme, die sich wie schwarze Bänder durch das lichtgrüne Kleid der unteren Bergregion ziehen. Das Bild des frischesten üppigsten Lebens liegt unmittelbar neben dem Bilde des Todes und der Vernichtung. Dicht an den Gebüschen von Dattelpalmen, Agaven, Cactus, Granatäpfel- und Feigenbäumen erheben sich die düsteren Steinklippen, die durch Farbe, Nacktheit und Gestalt auf das Auge und das Gefühl einen außerordentlich widrigen Eindruck machen. Das einförmige Schwarz ohne Glanz und Schattirung, die rauhe, gleichsam zerfressene Oberfläche, die seltsamen, oft einem Haufen ineinander gewirrter Eingeweide nicht unähnlichen Massen des erstarrten Feuerbreis, deren Umrissen jede liebliche Rundung eben so sehr abgeht wie jede kühne Schärfe — Alles das flößt uns bald einen wahren Abscheu gegen diese ächten Höllenprodukte ein, so daß ich nach zweitägigem Herumirren auf und am Aetna mit wahrer Freude in der Nähe von Taormina wieder die ersten neptunischen Gesteine begrüßte.

Zwischen Catania und Nicolosi freilich ist das Grün noch weit überwiegend, so daß die dunklen Bänder es fast wohlthuend unterbrechen. Dazwischen erscheinen, meist längs der Straße gereiht, bald zu kleinen Gruppen, bald zu Dörfern und Flecken vereinigt, zahlreiche, weiß angestrichene Häuschen von gefälligem, Wohlhabenheit verkündendem Aeußern. Im Schatten des vorspringenden Daches mit den zierlich doppelt übereinandergereihten Ziegeln sitzen vor allen Hausthüren Frauen und Mädchen, von frischen, blühenden Kindern umspielt, mit Spule, Spindel und Haspel, oder auch wohl mit dem Webestuhle beschäftigt; denn Seide und Baumwolle machen neben dem Weine den Reichthum der Gegend aus. Darauf deuten schon die zahlreichen Maulbeerbäume, welche die Felder einfassen, und die Baumwollplantagen zu beiden Seiten des Weges.

Und wie die ganze Landschaft hier durch ihren reichen und sorglichen Anbau einen scharfen Contrast bildet gegen die öden, vernachlässigten Hochebenen und Thäler des Südens und des Innern der Insel, so nicht minder auch die Bewohner beider Geschlechter. Sie sind hier schöner, kräftiger, lebendiger; das Gesicht hat einen Ausdruck hoher geistiger Regsamkeit. Dabei fehlt es nicht an einer gewissen natürlichen Feinheit und Höflichkeit, die man bei den halbbarbarischen Bewohnern der Südküste meist vergeblich sucht. Das Betteln auf offener Heerstraße, das auf dem italienischen Festlande ein so einträgliches und allgemein betriebenes Handwerk für die unteren Volksklassen bildet, fand ich in Sicilien nur in seltenen Ausnahmen. Nur in den großen Städten, in Palermo und vor Allem in Messina, hat sich diese Pest des italienischen Lebens eingenistet. Da ist's denn freilich auch arg genug. Ich erinnere mich, daß ich einst vor einer Sorbetterie an dem herrlichen Kai der letztgenannten Stadt durch einen Angriff von mehr als zwanzig ekelhaften und über allen Glauben unverschämten Bettlern förmlich in die Flucht geschlagen wurde. Auch das freche

Anstieren der Fremden, das für die neapolitanischen Tagediebe — in den kleineren Orten wenigstens — einer ihrer Hauptlebensgenüsse geworden ist, hat man auf der Insel weniger zu besorgen. Der Sicilianer ist weit ernster und stolzer als sein festländischer Nachbar: er hat etwas von der würdevollen Grandezza des Spaniers. Mehr als einmal fiel es mir auf, wie selbst die Arbeiter auf dem Felde und die Bauern in den Dörfern, an denen wir auf unserem karavanenartigen Zuge durch das Innere vorbeiritten, kaum von ihrer Arbeit auffahen, und wie gewöhnlich nicht die leiseste Veränderung in ihren Zügen den Eindruck verrieth, den der Anblick der fremden Gestalten in ihnen hervorbrachte.

Da wo sich, etwa auf halbem Wege nach Nicolosi, die rechts am Abhange des Berges zum Meeresufer bei le Giarre hinführende Straße abzweigt, ergießt eine immer fließende Quelle, eine seltene Erscheinung am Aetna wie an allen vulkanischen Bergen, ihren hellen Strahl in ein längliches steinernes Becken. Unser Kutscher hielt nach sicilischer Sitte an, um sein Pferd zu tränken. Aber es war nicht leicht anzukommen. Schaaren von Landleuten aus den umliegenden Ortschaften hielten den Brunnen besetzt und ganze Heerden lagerten umher, ungeduldig harrend, daß die Reihe an sie komme, sich zu erfrischen bei dem furchtbaren Sonnenbrande. Die lang anhaltende Dürre — seit Mitte April war kein Regen mehr gefallen — hatte längst alle Cisternen der Umgegend ausgetrocknet und die Bewohner des noch über anderthalb Stunden entfernten Nicolosi selbst mußten hier sich ihren Wasservorrath holen. Solche Dürre, die natürlich am Ende auch der Vegetation, die in der meist dünnen Humusschicht über dem heißen Lavaboden keine tiefen Wurzeln schlagen kann, verderblich wird, ist die größte Landplage für die Anwohner des Aetna. Im Hochsommer tritt sie fast ausnahmslos auf mehrere Monate ein, und im August und September, versicherten mir die Bewohner selbst, bieten die

verdorrten Felder und Fluren einen traurigen Anblick. Dieses Jahr schrieb man der langen Trockenheit — gewiß mit Unrecht — auch die Traubenkrankheit zu, deren furchteinflößende Spuren sich zum ersten Male in diesen Gegenden trotz der frühen Jahreszeit bereits zu zeigen begannen.

Um die fünfte Nachmittagsstunde erreichten wir das Dorf Nicolosi, das von allen Ortschaften auf der Südseite des Vulkans der Waldregion am nächsten liegt, und von wo aus fast alle Aetnabesteigungen unternommen werden. Der erste Anblick ist nicht viel versprechend: schwarze Lavamauern fassen auch hier die mit Lavasand bedeckten Straßen ein, und die aus demselben Material gebauten, zerstreut liegenden Häuser, sind nicht geeignet, Licht in das Gemälde zu bringen. Wir fragten nach der Locanda Domenico Mazzaglia's, die uns ein reisender Landsmann empfohlen hatte: man wies in einen rings von hohen Mauern klosterähnlich umschlossenen Hofraum, in dessen Mitte das kleine, aber (nach sicilianischen Begriffen) wohnlich eingerichtete Häuschen stand. Die Bewohner empfingen uns mit freundlicher Zuvorkommenheit, obwohl der Besitzer versicherte, daß sein Haus eigentlich keine Locanda sei, und daß er nur aus Gefälligkeit Fremde bewirthe. In der That wollte es uns am andern Tage bei unserer Rechnung bedünken, als sei die Gefälligkeit implicite mit auf unser Soll gebracht.

Nach eingenommener Mahlzeit ließen wir uns zu dem Doktor Gemmellaro, dem Orakel der Reisenden und, wenn ich so sagen darf, dem Thürhüter und Schlüsselbewahrer des Aetna, führen. Wir fanden den Doktor in dem Gartensaale seines kleinen Landhauses, dessen offene Thüren auf die blumengeschmückte Lavaterrasse hinausgingen. Er war gerade mit einer Arbeit über die letzte Eruption des Vulkans beschäftigt, hieß uns aber bei unserem Eintritte, noch ehe wir uns ihm hatten vorstellen und unser Anliegen vorbringen können, freundlich willkommen und lud uns zum Sitzen auf dem Divan an der offenen Thür, wo die kühlere

Luft, die von der See heraufstrich, einigermaßen die Gluth des sinkenden Tages mäßigte.

Welcher Aetnafahrer kennt nicht den kleinen, dicken, freundlichen Mann mit den lebhaften schwarzen Augen, dessen ganzes Leben, Denken und Thun so mit dem gewaltigen Berge, den er bewohnt, verwachsen ist, daß sich einer ohne den andern kaum noch denken läßt. Er ordnet alle Besteigungen an; von ihm hängen sämmtliche Führer ab, er setzt ihre Reihenfolge, ihre Anzahl und die Preise der Fahrt fest; er ist immer bereit, den Fremden guten Rath zu ertheilen, von den Anweisungen über Bekleidung und Provisionen an bis zu den schätzbarsten Winken für den wissenschaftlichen Forscher. Die Geschichte des Berges ist ihm bekannt wie die seines eigenen Lebens. Von allen den Wissenschaften, die bei der Untersuchung des Aetna in Frage kommen, hat er sich wenigstens durch Routine einige praktische Kenntniß erworben. Er verfertigt Plane, Reliefkarten und Abhandlungen, bei denen freilich, wenigstens was die Karten anlangt, zuweilen mehr der gute Wille als die gelungene Ausführung Anerkennung verdient. Immer bereit, die zahlreichen Besucher mit Rath und That zu unterstützen, verlangt er dafür keinerlei Vergütung; aber er hat natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn ihn begüterte Aetnafahrer ersuchen, ihnen von seinem Vorrathe an Schriften, Karten und Aetnacuriositäten etwas zu überlassen. So ist er ein Typus jener Classe von Menschen, die Sicilien (und vielleicht allen Ländern in gleichen Verhältnissen) eigenthümlich ist und von der wir bei uns vergebens ein Specimen suchen würden. In den beiden Vettern Politi in Girgenti und Syrakus hatten wir bereits zwei Exemplare dieser Species kennen gelernt. An Orten wohnend, die, sei es durch Kunstdenkmäler und historische Erinnerungen, sei es durch großartige Naturerscheinungen, ein hohes Interesse in Anspruch nehmen und deshalb alljährlich eine Fluth von Reisenden anlocken, haben sie die Beschäftigung mit denselben, meist anfangs

durch Zufall, selten durch Neigung oder Spekulation dazu gebracht, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Die Rohheit und Unwissenheit der übrigen Bewohner ist so groß, daß die Fremden genöthigt sind, sich an sie um Auskunft und Unterstützung zu wenden. Um den an sie gemachten Anforderungen genügen zu können, müssen sie sich mit allen den bei „ihren Merkwürdigkeiten“ in Frage kommenden Hülfswissenschaften bis auf einen gewissen Punkt bekannt machen. Die stete Berührung mit Männern vom Fach trägt dazu bei, ihnen die technischen Ausdrücke geläufig zu machen und sie selbst mit dem Nimbus der Wissenschaft zu umgeben. So gelten sie bald unter ihren Landsleuten für Orakel; jeder kennt sie, nennt ihren Namen mit Ehrfurcht und verweist den fragenden Fremden, den er selbst nicht befriedigen kann, auf sie als auf die alles Wissenden. Die Dankbarkeit der besuchenden fremden Gelehrten macht sie im Auslande bekannt, und mehrere von ihnen können die Diplome als wirkliche, korrespondirende oder Ehrenmitglieder der Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften des Nordens vorzeigen, Diplome, die dann meist unter Glas und Rahmen ihre Besuchzimmer schmücken. Ehrengeschenke und der Verkauf von Curio täten und Tractaten bewirken, daß der äußerliche Mensch nicht unter dieser Pflege des innerlichen leidet. Der Erfolg bringt sie oft dahin, sich mit mehr oder weniger Grund für Universalgenies zu halten. Daß Polyhistorie und Oberflächlichkeit dabei dominiren müssen, versteht sich von selbst; denn bei weitem den meisten fehlt es an jeder wissenschaftlichen Vorbildung. Nichts desto weniger sind diese „Sapienti“ eine höchst interessante Erscheinung, wenn auch zuweilen noch in höherem Grade für den Psychologen als für den Archäologen und Naturforscher.

Mit allen nöthigen Anweisungen zur bevorstehenden Fahrt ausgerüstet, traten wir wieder auf die Terrasse hinaus, als eben die Sonne feuerglühend hinter dem nahen Monte Rosso versank, die Kuppeln von Catania und den

Meeresspiegel weithin vergoldend. Wir blieben bewundernd stehen, den Blick auf die blühende Landschaft gerichtet, die sich zu unsern Füßen über die sanfte Abdachung des Berges und die reiche Ebene hin bis zu den kahlen Höhen von Lentini, und weiter links, die aufgereihten Busen der Seeküste entlang, bis zu der weit vorspringenden Landzunge dehnt, an deren Spitze die Stadt Augusta liegt, bis Land und Meer in dem mattvioletten Dämmerlichte verschwammen.

Mit dem Läuten der ersten Nachtstunde (un ora di notte, etwa 8½ Uhr p. m.) sollten wir aufbrechen, um noch vor Sonnenaufgang den Gipfel erreichen zu können. Während die Maulthiere hergeholt und Wein, Fleisch und Brod eingepackt wurden, blätterte ich in dem Fremdenbuche und erbaute mich an den Herzensergießungen, welche die Aetnafahrer nach ihrer Rückkehr vom Gipfel darin niedergelegt hatten. Alle hatten unter dem ersten frischen Eindrucke des Gesehenen und Erlebten geschrieben, und doch wechselten die Empfindungen, denen sie hier Worte liehen, zwischen dem höchsten Entzücken und offen eingestandener, verdrießlicher Enttäuschung. Der Eine konnte nicht Worte genug finden, um alle glücklich zu preisen, denen die Gelegenheit zur Besteigung des Berges sich darböte, der Andere, um von eben dieser Besteigung dringend abzurathen. Am anziehendsten war die Beschreibung einer Aetnafahrt im Winter von einem Franzosen, dessen Name mir entfallen ist. Damals hatte der Schnee, der jetzt nur in breiten Streifen und Flecken in der höchsten Region dicht unter dem Aschenkegel erschien, den ganzen Berg von der Waldregion an fußtief bedeckt. So waren die lebhaft geschilderten Strapazen der Ersteigung fast übermenschlich gewesen, und so entzückt auch der Reisende von dem Gipfel und seinen Wundern war, so rieth er doch männiglich wohlmeinend, von diesem Unternehmen in der rauhen Jahreszeit abzustehen. Was mir die Führer erzählten und was ich selbst bei meiner Besteigung, die in der günstigsten Jahreszeit und unter den günstigsten Umständen stattfand, in

Erfahrung brachte, bewies mir, wie sehr er Recht hatte, und ich möchte deshalb für diejenigen meiner Landsleute, welche zu einer solchen winterlichen Ascension etwa Lust empfinden sollten, meine Warnung mit der seinigen vereinen.

Anders verhält es sich mit einem Inserate ähnlichen Inhalts Seitens zweier liefländischer Barone, welche, obgleich sie die Besteigung bei gutem Sommerwetter unternommen, doch allen ihren Nachfolgern aus voller Kehle ein non plus ultra zuschreien, weil das, was man dort oben sehe, die großen Beschwerden des Weges keineswegs wett mache. Es gehört wirklich ein bedeutender Grad anmaßender Beschränktheit dazu, bloß aus dem Grunde, weil uns selbst für eines der großartigsten Naturschauspiele, hier vielleicht das großartigste von allen innerhalb der Marken unseres Welttheils, der Sinn zu und das Herz todt ist, auch andere von dem Genusse desselben zurückhalten zu wollen. Aber viele der Repräsentanten des Lehnsadels der deutsch-russischen Ostseeprovinzen, die alljährlich in beträchtlicher Anzahl als Zugvögel im südlichen und westlichen Europa erscheinen, bringen überhaupt aus ihrer kalten Zwitterheimat einen solchen Mangel an Empfänglichkeit für die Reize der Natur, die Kunst und das Volksleben mit, als ich bei keiner andern Classe von Touristen je bemerkt habe. Sie scheinen das deutsche Accommodationsvermögen eingebüßt zu haben, ohne den stoischen Gleichmuth des Engländers dafür einzutauschen. Die Unbequemlichkeit des Reisens, die schlechten Wirthshäuser, die Bettler und die vielen Sehenswürdigkeiten stehen alle für sie in derselben Kategorie der Reiseleiden. Nur in den fashionablen Cirkeln der großen Städte fühlen sie sich wohl und geben deshalb Paris und Wien — nächst Petersburg wenigstens — den Vorzug vor der ganzen Welt, während sie von Italien nur Florenz und Neapel erträglich finden. Einst reiste ich mit einem solchen Herrn, einem Baron S. aus Liefland, von Florenz nach Rom. Sein fortwährendes Seufzen nach den Fleischtöpfen Aegypti und nach der guten rus-

sischen Polizei hatte etwas unbeschreiblich Komisches. Er betrachtete die kleinen Unannehmlichkeiten, die von einer Reise in Italien unzertrennlich sind und die für den unbefangenen und empfänglichen Reisenden oft sogar wieder eine Quelle des Genusses werden, als einen ihm persönlich angethanen Affront und verwünschte sein Schicksal, daß er diese abscheuliche Tour machen müsse, weil es nun einmal zum guten Tone gehöre, in Italien gewesen zu sein.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen; die Maulthiere harrten unser gesattelt und gezäumt an der Pforte; mein Gefährte hatte sein vertrauliches Tête-à-tête mit der hübschen Tochter des Wirths, dem dieser nicht ohne deutliches Mißbehagen von weitem zugeschaut, beendigt; der nöthige Mundvorrath war in die Satteltaschen gepackt, wir legten rasch noch einige wärmere Kleidungsstücke an, so weit es unser beschränkter Vorrath erlaubte, schnallten unsere Mäntel auf dem Sattel fest und schwangen uns auf unsere Thiere. Auf unsere Bitte sollte uns der Sohn des Wirthes als Führer dienen, obgleich eigentlich die Reihe nicht an ihm war. Was wir bis jetzt von ihm gesehen und gehört, hatte uns Vertrauen zu ihm eingeflößt. Es war ein junger Mann von kräftigem, hohem und schlankem Körperbau, schönen und ausdrucksvollen Zügen, lebhaften, blitzenden Augen und beduinenartig brauner Gesichtsfarbe. Sein Wesen und Benehmen wie seine Worte zeugten von einer, sei es erworbenen, sei es angeborenen, jedenfalls feineren Bildung, als sie unter dieser Klasse in Sicilien gewöhnlich ist. Domenico Mazzaglia diente nicht nur als Aetnaführer, sondern geleitete die Reisenden auch durch ganz Sicilien und Calabrien. Dazu kam, daß er, eine seltene Erscheinung, nicht nur das uns fast unverständliche sicilianische Patois, sondern auch geläufig toscanisch sprach. Ein zwölf- bis vierzehnjähriger Knabe mit einer Laterne zu Fuß war der vierte im Bunde. Bei dem sichern Tritte der Maulthiere ist eine solche, bei gutem Wetter wenigstens, kaum nothwendig, und ich habe unsern Führer im Verdacht,

daß er nur dazu rieth, um im Nothfalle selbst eine Unterstützung zu haben und dem armen Jungen zugleich einen Verdienst zu verschaffen; ein saurer Verdienst freilich, bei nächtlicher Weile durch den tiefen Sand und die Lavablöcke sechs bis sieben Stunden lang aufwärts zu klimmen bis zur Casa inglese um weniger Tari willen!*)

Die Glocken von Nicolosi läuteten die erste Stunde, als wir, die düstern Gassen des Fleckens verlassend, in die schweigende Nacht hinausritten. Die kurze Dämmerung dieser südlichen Gegenden war längst erloschen; nur hoch oben am Krater des Vulkans weilte noch ein blasser, weißgrauer Schein. Kein Wölkchen trübte den sternebesäeten, mondlosen Himmel. Die Luft war weich und warm, aber rein und ohne Schwüle. Der Führer ritt an der Spitze des Zuges, ich folgte, und mein Gefährte machte den Schluß. Denn die Maulthiere sind gewohnt, nur eines hinter dem andern zu gehen, und widerstreben mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit jedem Bestreben, auch nur wenige Minuten lang Seite an Seite zu reiten. Die Laterne des Knaben leuchtete wie ein Irrlicht bald vor, bald neben, bald hinter uns. Der Weg führte zwar sehr allmälig aufwärts; aber der tiefe Lavasand, mit rauhen, lose liegenden Blöcken untermischt, nöthigte die Thiere zu langsamem, vorsichtigem Schritte. Nahe zu unserer Linken stieg der Doppelgipfel des Rothenberges (Monte rosso) empor, aus dem im Jahre 1669 der furchtbare Lavastrom quoll, der einen Theil von Catania vernichtete, und den schönen Hafen zerstörend, als gewaltiger neuer Molo sich weit in den Meerbusen vorschob. Von Zeit zu Zeit erhob es sich schwarz wie ein zackiger, weithingestreckter Bergrücken dicht vor uns; es

*) Der sicilianische Tari ist gleich dem neapolitanischen Carlino, d. h. etwa $3\frac{1}{2}$ Silbergroschen unseres Geldes. Die Kosten einer Aetnabesteigung belaufen sich auf 1 Piaster für jedes Maulthier und $1\frac{1}{2}$ für den Führer; also mit Einschluß des Trinkgeldes für zwei Personen auf etwa 5 Piaster (7 Thaler). Sind es mehr als vier Personen, so müssen zwei Führer genommen werden.

waren alte Lavaströme, die unsern Weg durchkreuzten und die wir übersteigen oder in gewundenen, hohlwegartigen Pässen durchziehen mußten. Aus den flachen Geschieben erhoben sich hie und da düstere, seltsam geformte Zacken. Das Ganze erinnerte oft unwillkürlich an einen schwarzen Gletscher, den hier das erstarrende Feuer, wie sonst das erstarrende Wasser gebildet hatte.

Nach anderthalb Stunden erreichten wir die obere Grenze der ersten Region (regione pedemontana oder coltivata), und bald umfing uns die noch tiefere Nacht des Waldes. Der Boden wurde fester, aber zugleich der Aufstieg steiler und beschwerlicher. Vergebens hoffte ich auf weichen Moos- oder Grasboden; die Baumstämme erhoben sich unmittelbar aus der schwarzen, aschenreichen Erdschicht, welche die feste Lava dürftig verhüllt, und oft streckten sich halbentblößte Wurzeln schlangenartig über unsern Pfad. Vom unsichern Scheine der Laterne erhellt, tauchte hier und da der weißliche Stamm eines Cerro (Quercus cerris) mit den niedern, weitverbreiteten Aesten wie ein riesiges Waldgespenst dicht vor uns auf, um im nächsten Augenblicke wieder im nächtlichen Dunkel zu verschwinden. Von Zeit zu Zeit rauschte ein von den nahenden Huftritten aufgescheuchter Vogel zwischen den Zweigen oder der Schrei einer Eule ertönte über uns aus den hohen Wipfeln. Von den Wölfen, die nach des Führers Versicherung noch häufig genug die Waldregion (regione nemorosa) bewohnen sollen, kam uns keiner zu Gesicht.

Nach anderthalbstündigem Ritte lichtete sich der Wald, nur noch einzelne hohe Bäume hoben sich, die düsteren Massen vor uns überragend, von dem helleren Hintergrunde des Himmels ab. An einem der letzten machte der Führer Halt. „Hier ist unser Ruheplatz," sagte er; „die Thiere sind es gewohnt, hier zu rasten und sich zu erquicken, und weder Güte noch Gewalt würden sie hundert Schritte weiter vorwärts bringen."

Die frische Nachtluft hatte unsern Appetit gereizt und der dreistündige Ritt uns hinlänglich ermüdet, um dem Verlangen unserer Thiere ohne Widerspruch gerecht zu werden. Der Führer koppelte sie zusammen und band sie an den niederhängenden Eichenast. Wir suchten inzwischen, nicht ohne mehr als einmal über die umherliegenden Lavatrümmer zu fallen und uns an dem rauhen Gestein Hände und Gesicht aufzuritzen, trockenes Reisig zusammen und zündeten zum Schutz gegen die kühl von Osten herziehende Nachtluft ein Feuer an, das bald in hellen Flammen aufloderte. Dicht in die Mäntel gehüllt, lagerten wir uns auf dem rauhen Lavaboden, unsern einfachen Mundvorräthen zusprechend, während die große Korbflasche voll feurigen Vulkanweins die Runde machte. Der Führer ermahnte, eine halbe Stunde zu schlafen, es warte unser noch Mühe und Anstrengung genug, um alle unsere Lebensgeister in Anspruch zu nehmen. Er selbst und sein junger Begleiter gingen uns mit gutem Beispiele voran, und bald verkündeten meines Reisegefährten tiefe und regelmäßige Athemzüge, daß er nicht gezögert habe, dem Rathe Folge zu leisten. Die Thiere selbst, unbeweglich, schienen zu schlummern. Nur mir war es unmöglich die Augen zu schließen. Auf dem Rücken liegend, die Cigarre im Munde, schaute ich empor zu dem schwarzblauen, sternebesäeten Himmel, der sich hier bereits in einer der Ebene und dem Norden unbekannten Glorie zu entfalten begann. Wie ein kronentragender König unter seinen Vasallen leuchtete Jupiter mit mildem, ruhigem Glanze zwischen dem Heere der Fixsterne im Südwesten hervor. Das dem Erlöschen nahe Feuer warf, von Zeit zu Zeit aufflackernd, einen grellen Schein bald auf die knorrigen Aeste der Eiche über unsern Häuptern, die in dem ungewissen Lichte lebendig geworden, wie Schlangen durcheinander zu gleiten schienen, bald auf meine rings um den Stamm gelagerten fest schlafenden Gefährten. Ueber den Bereich des Baumes hinaus war alles in nächtliches Dunkel gehüllt, das noch undurch-

dringlicher schien durch die schwarze, glanzlose Farbe des Gesteins. Nur tief unten in weiter Ferne schimmerte der Leuchtthurm von Catania wie ein Glühwürmchen durch die Nacht, und darüber hinaus erschien in weit geschwungener Linie ein bleicher Streifen, die Grenze zwischen Land und Wasser andeutend. Nichts unterbrach das todte Schweigen, als das Knistern der Flamme in dem trockenen Reisig, der dumpfe Ruf eines Nachtvogels aus dem Eichenwipfel und das leise Flüstern des Windes in den leicht bewegten Zweigen. Eben sank auch mir das müde Haupt auf das harte Lavakissen, und Sterne und Zweige fingen an vor den halbgeschlossenen Augen zu verschwimmen, als der Führer aufsprang mit dem Rufe: „Signori, a cavallo, o non saremo in tempo per vedere levarsi il sole.“ (Zu Pferde, meine Herren, oder wir versäumen den Sonnenaufgang.) Dagegen galt kein Protestiren: eine Minute später ritten wir wieder aufwärts in die finstere Nacht hinein, die uns gleichsam zu verschlingen schien.

Der gewöhnliche Weg auf den Aetna führt über Casa di bosco (d. h. Waldhaus, eine am obern Rande der Waldregion erbaute Hütte) und die Ziegenhöhle, eine natürliche Lavagrotte. Wir hatten einen kürzeren und steileren eingeschlagen, der uns rascher zum Ziele führen sollte. Mühsam klommen unsere Maulthiere zwischen Lavasand, Asche und rauhem Geröll langsam aufwärts. Der Gipfel des Berges war uns längst entschwunden, aber eine Kuppe nach der andern zeichnete sich düsterschwarz auf dem gestirnten Horizonte vor uns; vergebens hofften wir von der Höhe jeder neuerstiegenen aus den Aschenkegel zu erblicken. Anfangs hörten wir noch dann und wann das Bellen eines Hirtenhundes von dem kräuterreichen Waldrande her, an dem hie und da die Feuer der Kohlenbrenner wie dunkelrothe Sterne glänzten. Höher hinauf erschienen einzelne Feuer der Schneewächter zwischen den schwarzen Lavafelsen, die, von der Flamme angestrahlt, so grell und unheimlich aus dem

rings herrschenden Dunkel hervortraten, daß mir unwillkürlich alle die alten Mährchen von schätzehütenden Gnomen und Zwergen dabei in den Sinn kamen. Herrlicher und herrlicher aber entwickelte sich die Sternenpracht über unsern Häuptern. Zahllose Sterne, die in der Ebene nur das bewaffnete Auge entdeckt, erschienen hier auch dem unbewaffneten in scharfer deutlicher Begrenzung; ja die Milchstraße selbst schien sich ganz in einzelne Funken aufzulösen. Jupiter war im Westen verschwunden; aber Capella leuchtete wie ein Planet vom Zenith herab, und funkelnd stieg im Osten das prachtvolle Sternbild des Orion, die Plejaden verfolgend, aus dem Meere empor. Um die dritte Morgenstunde erblich der Glanz der Gestirne vor dem helleren Schimmer im Osten: langsam stieg die Sichel des schwindenden Mondes empor, ein unbestimmtes Halblicht über die düstern Aschenfelder und Lavaklippen werfend.

Es war ein Nachtstück, würdig des Pinsels eines Honthorst oder Höllenbreughel, als wir einer hinter dem andern, von dem in fast erschreckendem Glanze schimmernden Halbmonde angestrahlt, über eine schmale Lavafirst ritten und unsere Schatten in hundertfacher Vergrößerung über den tiefen, finsteren Abgrund neben uns hinweg auf die jenseitige Höhe geworfen, uns wie Riesengeister zu begleiten schienen. Immer schneidender ward die Luft; trotz Mantel und Handschuhen erstarrten unsere Glieder. Vergebens machte ich mehrere Versuche, zu Fuß zu gehen; nur den Maulthieren war es möglich in dem losen Lavageröll, trotz des herrschenden Halbdunkels, sichern Schrittes aufwärts zu klimmen. Vor uns erschienen weite Schneefelder wie ungeheure weiße Tücher über den schwarzen Grund gebreitet, weithin durch die Nacht leuchtend. Nochmals verschwanden sie vor unsern Blicken, als wir einen steilen, von hohen Lavawänden eingeschlossenen Engpaß emporklommen. Plötzlich glitt das Thier des voranreitenden Führers aus, stürzte und rutschte abwärts dem meinigen vor die Füße, das sich

am ganzen Leibe zitternd bäumte. Wir sprangen ab; glücklicherweise hatten sich weder Mann noch Thier erheblich verletzt. Am obern Ende des Passes erreichten wir, in etwa 8000 Fuß Höhe, das erste Schneefeld; mühsam, stets ausgleitend, arbeiteten sich die Thiere in Schlangenlinien auf dem festgefrorenen Boden aufwärts. Die Laterne unseres jungen Begleiters war längst erloschen, dieser selbst weit zurückgeblieben, auch wir selbst, da jeder es seinem Thiere überließ, den besten Weg zu finden, oft durch weite Zwischenräume getrennt, bis uns der laute Ruf des Führers, von dem Echo der Lavafelsen zurückgeworfen, wieder zusammenführte. Endlich war das letzte Schneefeld überschritten, die letzte Kuppe erstiegen, und der Aschenkegel selbst erhob sich scheinbar dicht über uns in die Lüfte. Vor uns aber lag ein längliches niederes Gebäude, aus rauhen und rohen Lavablöcken aufgeführt, das sogenannte englische Haus (Casa inglese), welches zum Schutz und Zufluchtsort der Aetnafahrer im Jahre 1814 auf Betrieb und durch freiwillige Beiträge englischer Offiziere von Dr. Gemmellaro in Nicolosi erbaut wurde.

Wir stiegen ab und banden unsere Thiere an der Ostseite des Hauses an, wo der erste Sonnenstrahl sie treffen mußte. Denn hier hat das Reiten ein Ende. — Müde und steif, mit erstarrten Gliedern und vor Frost zähnklappernd, hatten wir beide hier auf Ruhe und Erquickung gehofft; vergebens. Nicht allein, daß das Innere des ungastlichen Gebäudes mehrere Fuß hoch mit Schnee angefüllt war und daß es uns hier in der eisigen Kälte (das mitgenommene Thermometer zeigte kaum ½° R. über Null, während wir zwölf Stunden vorher bei der Abfahrt von Catania im Schatten 28°, in der Sonne aber wenigstens 44° gehabt hatten*))

*) Nach der gewöhnlichen Annahme beträgt die Temperaturabnahme in senkrechter Richtung in der gemäßigten Zone für die Sommermonate etwa 1° C. auf jede 420 Pariser Fuß. Die Casa inglese

an allem Material zur Feuerung fehlte: der Führer deutete auf die ersten schwachen Spuren des nahenden Morgens, der bereits am äußersten östlichen Horizont aufzudämmern begann. So folgten wir denn ohne Aufenthalt, wenngleich mühsam und nicht ohne einen tiefen Seufzer der Resignation, dem rüstig Voranschreitenden.

2.

Die Strecke von der Casa inglese bis zum Fuße des Aschenkegels bildet eine wenig geneigte, etwa tausend Schritt breite Fläche, die in ihrer ganzen Ausdehnung von einem ungeheuren Lavastrom eingenommen wird, wahrscheinlich dem letzten, der sich aus der Riesenöffnung des großen Kraters selbst in die Tiefe ergoß; denn seit vielen Jahrhunderten dringen die geschmolzenen Massen Tausende von Fußen weiter abwärts hervor, unter Erdbeben und donnerartigem Krachen sich eine Oeffnung in die Seitenwand des Berges brechend, stets neue Krater und neue Vulkane bildend, die bereits auf allen Seiten, zumal gegen Süden hin, den mächtigen Centralberg wie eben so viele Miniaturreproductionen seiner selbst umgeben.

Es war keine leichte Aufgabe, in dem schwachen Dämmerlichte seinen Weg durch die furchtbar zerklüfteten Lavamassen zu suchen, wo man oft von einem Block zum andern halsbrechende Sprünge über tiefe Spalten wagen mußte, der Ortskenntniß des Führers und seinem guten Sterne vertrauend, daß man drüben für den Fuß einen sichern Boden finde. Glücklicherweise hat die Lava eine so rauhe und un-

---

liegt in 9400 Fuß, dividirt man diese Zahl mit 420, so findet man für Catania am Meeresufer ($22\frac{8}{21} + \frac{5}{8}$) fast genau 23° C. = $18\frac{1}{2}$ R., was für diese Stunde ($3\frac{1}{2}$ U. M.) vielleicht etwas zu hoch sein möchte.

ebene Oberfläche, daß an ein Gleiten nicht zu denken ist. Freilich war die Haut unserer Hände, die den Füßen nicht selten zu Hülfe kommen mußten, arg zerfetzt, als wir nach halbstündigem Klimmen das letzte Schneefeld erreichten, das die muldenförmige Vertiefung zwischen dem Lavastrom und dem Aschenkegel zum Theil ausfüllt. Wir standen einen Augenblick still, um neue Kräfte zu sammeln. Der schwerste Theil unserer nächtlichen Arbeit lag noch vor uns. Dämmernd stiegen die mächtigen Umrisse des Kegels in die graue Luft; die Spitze verschwamm mit ihren weißen Dampfmassen in scheinbar unendlicher Ferne mit dem Himmelsgewölbe.

Längst hat hier die Asche der Jahrhunderte, an den steilen Außenwänden des Kraters herabrieselnd, die Lava des letzten Ausbruches mit einer ellenhohen Decke überzogen. So ist hier nicht daran zu denken, wie am Vesuv, durch das Klimmen auf dem losen Steingeröll, in das wenigstens der Fuß nicht versinkt, die Anstrengung des Steigens zu vermindern. Glücklicherweise ist der Aschengrund feuchter und fester, als auf dem neapolitanischen Vulkan, sonst hätte auch der gewandteste und unermüdlichste Kletterer keine Aussicht, den Gipfel zu erreichen. Und selbst so bedarf es eines festen Willens, kräftiger Glieder und der Aussicht auf das nahe herrliche Ziel, um nicht schon auf der ersten Hälfte des Weges Kraft und Muth zu verlieren. Denn bald sinkt man doch bis über die Knöchel ein; die Steilheit nimmt zu, nur in weiten Schlangenlinien kann man sich der Höhe nähern. Ein unaussprechliches Gefühl von Mattigkeit bemächtigte sich meiner, ich war genöthigt, alle fünfzig Schritt einen Augenblick still zu stehen, um Athem zu schöpfen und eines Gefühls von Schwindel und wie von nahender Ohnmacht los zu werden, sei es nun, daß die schlaflose Nacht und der lange beschwerliche Ritt, oder, wie der Führer behauptete, der Einfluß der dünnen Luft die Schuld trug. Doch ist mir das letztere bei

der verhältnißmäßig geringen absoluten Höhe (zwischen 9500 und 10300 par. Fuß) kaum wahrscheinlich*).

Etwa in der Hälfte der Höhe, wo ein kleiner Vorsprung dem gleitenden Fuß einen sichern Stützpunkt darbot, ward eine etwas längere Rast gehalten. Mein Gefährte, der uns bisher, wenn auch in einiger Entfernung, rüstig nachgeklommen war, erklärte hier mit einem so tragikomischen Ausdruck verzweifelter Resignation, er könne und wolle nicht weiter, daß ich mich trotz meiner eigenen Hinfälligkeit des Lachens nicht erwehren konnte. Warten und Zureden war vergebens. Schon ging die blendend weiße Farbe des Morgenhimmels in lichtes Rosenroth, die Alba in die Aurora über, der vorangeschrittene Führer winkte ungeduldig; ich mußte den Entmuthigten verlassen. Mit jedem Schritte wurde der Weg beschwerlicher, das Schauspiel ringsum großartiger. Weiße, gelbe und grünliche Krystalle bedeckten leuchtend die steilen Wände, an denen wir emporklommen. Dichte weiße Dampfknäuel wälzten sich aus dem schon rosig angestrahlten Gipfel und flossen wie Wasserströme eine Strecke lang an den Seiten herab, bis sie sich wieder im Luftzuge hoben und verschwanden, um neuen Platz zu machen. Unter unsern Füßen glühte der Boden; wo wir den Fuß zurückzogen, drang der Dampf nach; ein erstickender Schwefelgeruch erfüllte die Luft.

*) Die Urtheile, ob sich schon auf dem Aetna die Symptome der „Bergkrankheit" bemerklich machen, lauten sehr verschieden. S. u. a. „Meyer-Ahrens, die Bergkrankheit, Leipzig 1854." Doch mag hier vieles, wenn nicht das meiste, von der allgemeinen sowohl als von der augenblicklichen Disposition des Besteigers für derartige Einflüsse abhängen. Gewiß ist, daß bei mir das Gefühl von Mattigkeit sofort aufhörte, wenn ich stillstand, um nach wenigen Schritten mit verdoppelter Gewalt wiederzukehren. Später auf dem Gipfel verschwand es ganz, mochte nun das längere Stillstehen oder, was mir wahrscheinlicher ist, die innere Aufregung, welche mich bei dem Anblick dort oben alles andere vergessen ließ, die Ursache sein.

Die letzten hundert Schritte sind die mühsamsten und erfordern die Anspannung aller Kräfte. Halb erstickt, bei jedem Schritt ausgleitend, das Taschentuch vor den Mund gedrückt, erreichte ich den obern Rand. Die Dampfmassen umwirbelten mich so dicht, daß mir fast die Besinnung schwand. Der Führer faßte mich bei der Hand und zog mich auf dem Kraterrande fort zu einer freieren Stelle. Erschöpft wollte ich mich niederlegen; aber mit den Worten: „Auf oder Sie verbrennen Ihre Kleider und sich selbst!" riß er mich wieder von der Erde auf. In der That war der feuchte, mit Schwefelkrystallen überzogene Boden wie im Zustande des Siedens, so daß wir fortwährend den Platz wechseln mußten, weil die Hitze, durch die Fußbekleidung dringend, unerträglich wurde. Endlich gewannen wir einen der höchsten und weniger erhitzten Punkte des Kraterrandes, wo zwar auch an ein Niedersitzen nicht zu denken war, wo wir aber wenigstens, ohne allzusehr von Schwefelqualm und Glut zu leiden, frei um uns her blicken konnten. Kaum hier angelangt, sah ich auch die Gestalt meines Reisegefährten wie ein Nebelgespenst durch die Rauchwirbel zu uns heranwanken.

Beim ersten Blick, den ich, freier athmend, auf meine Umgebung warf, konnte ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren. Denn wie nach außen der steile Hang des Kegels, so senkte sich nach innen der noch steilere des großen Kraters unmittelbar in die Tiefe, und der Rand, auf dem wir standen, war so schmal, daß unsere Füße kaum auf dem Kamme Platz finden konnten. Und dieser Kamm selbst war doch nur von lockern, mit grell weißen und gelben Schwefel- und Salzkrystallen dicht belegten Aschenschichten gebildet, die unter unsern Tritten zitterten und schwankten, wie die dünne Deckenlage in dem obern Stockwerke eines italienischen Hauses, und aus deren zahllosen Spalten unablässig die weißlichen Schwefeldünste bald langsam und unhörbar aufstiegen, bald wild und zischend hervorbrachen. Rings umher stiegen in wechselnder Höhe von dem Rande allerlei vielgestaltige

Kegel und Hörner empor, aus deren oberer Oeffnung wie aus einem Schlote Dampfsäulen bald sich gerade gen Himmel erhoben, bald wolkenartig, an ihnen herabsinkend, sich ringsher verbreiteten und uns Aussicht und Athem zugleich raubten. Der große Krater zu unsern Füßen, sonst ein einziges riesenhaftes Rund bildend, hat durch die Eruption von 1852 seine Gestalt geändert*). Der Einsturz des innern Aschenkegels verschüttete einen Theil und trennte einen andern von dem Centralschlunde, so daß jetzt ein dreifacher Krater sich öffnet. Aber die zwei vorderen Trichter sind von verhältnißmäßig unerheblicher Tiefe und unten geschlossen. Wir schritten, vorsichtig auf dem Rande fortgehend, an ihnen vorüber, uns dem Hauptkrater nähernd, so weit es ohne dringende Gefahr möglich war. Denn gewaltige lose Massen von Asche und Bimsstein, durch breite Risse unterbrochen, umlagern ihn verrätherisch von allen Seiten. Ein Stoß mit dem Fuße, ein darauf geschleudertes Lavastück reißt ganze Lagen in den Abgrund, die mit dumpfem Rollen und Poltern hohlen und hohleren Schalles in der Tiefe verschwinden, aus der oft erst nach vielen Secunden ein ferner Ton wie ein Echo die endliche Ankunft auf dem Boden, vielleicht das Versinken in die kochenden Lavamassen auf dem Grunde dieses Höllenkessels verkündet. Dieser Hauptkrater hat seine kreisförmige Gestalt bewahrt. Welches seine Ausdehnung sei, wage ich nicht zu bestimmen; jedenfalls übertrifft sie die des neuen Kraters des Vesuv um das Drei- oder Vierfache, und es möchte leicht eine halbe Stunde nöthig sein, um ihn ganz zu umgehen. Bis zu einer Tiefe von etwa hundert Fuß senken sich die Wände, von Asche und Bimsstein gebildet, in regelmäßiger Trichterform abwärts; dann beginnt der senkrechte Felsschlund, aus dessen nackten, vom Feuer roth gebrannten Seiten zahl-

*) So versicherte uns der Führer. Da ich keine Abbildung des Kraters aus den vorhergehenden Jahren zur Hand hatte und habe, so kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ob diese Umgestaltung wirklich erst durch den letzten Ausbruch hervorgebracht ist.

lose Zacken und Spitzen hervorragen. Das Auge verliert sich in der düstern bodenlosen Tiefe, ohne den Grund erreichen zu können. Aus der Mitte steigt eine mächtige senkrechte Säule weißblauen Rauches unhörbar und ununterbrochen aufwärts. Nur oben, wo der Morgenwind sie trifft, ballt sie sich zu allerlei seltsamen Knäueln zusammen, in unaufhörlichem Wechsel die phantastischesten Gestalten bildend. Tief aus dem untersten Grunde, aus den Eingeweiden des Berges, dringt von Zeit zu Zeit, in ungleichen Zwischenräumen, ein dumpfes Stöhnen, ein Ton von so unirdischem Klange, daß wir unwillkürlich davor zusammenfahren und uns die Lust ankommt, trotz der beruhigenden Versicherungen des Führers, dem drohenden Ungethüm der Tiefe den Rücken zu wenden und vor dem Zorne des murrenden Enceladus unser Heil in der Flucht zu suchen.

Wir kehrten zu dem verlassenen Standpunkte zurück, der den freiesten Blick über die nächste Umgebung wie in die weiteste Ferne darbot. Und in der That, es war hohe Zeit. Schon war das glühende Roth des Osthimmels in leuchtendes Orangegelb übergegangen, und eben erhob sich der obere Rand der Sonnenscheibe über Cap Spartivento aus den Fluthen des jonischen Meeres. Und nun begann ein Schauspiel, das keine Feder zu schildern, ja keines Malers Pinsel darzustellen vermag. Im prachtvollsten Hellpurpurroth, wie das reinste Brillantfeuer, stieg, gleichfarbige Strahlen werfend, der Sonnenball über den Horizont. Eine Decke schimmernden Goldes lagerte sich über das östliche Meer; wunderbar leuchteten die weißen Dampfmassen, von den rothen Strahlen durchzuckt oder sie spiegelartig reflektirend. Die Krystalle des Bodens schimmerten in blendendem Lichte; alles andere aber lag noch in tiefem Dämmerungsgrau, ja unten lagerte die Nacht noch schwarz auf Thal und Ebene. Nur in riesigen Umrissen erschien — scheinbar dicht unter uns — die Halbinsel Calabriens, über deren hohe Berge hinweg wir jenseits tief in den Meerbusen von Tarent hineinblickten

und diesseits die lange von zahllosen Buchten gefurchte Felslinie der Ostküste von Sicilien von dem Faro und den gegenüberliegenden Felsen der Scylla bis zum Cap Passaro im äußersten Süden.

Als ich mich umwandte, gegen Westen zu schauen, da trat mir eine Erscheinung entgegen, die mir, so oft ich schon davon hatte reden hören, dennoch einen unwillkürlichen Ausruf des Staunens und der Bewunderung entriß. Ueber der dunklen Fläche der Insel, auf der äußersten Woge des libyschen Meeres schwebend und hoch am Horizonte emporsteigend, erschien ein mächtiges, kegelförmiges Gebilde von tief veilchenblauer Farbe, mit goldenem Rande umsäumt. Es war das Schattenbild des Aetna selbst, von den dichten, feuchten Luftschichten des Westens in festen und bestimmten Umrissen abgespiegelt. Als die Sonne allmälig am östlichen Horizonte emporstieg, sank zwar der Schattenkegel tiefer und tiefer herab; aber als seine Basis bereits den Fuß des Berges berührte, ragte die Spitze noch weit über die Westküste der Insel in das blaue Meer hinein. Und als sie sich allmälig zurückzog und die Sonne aufzugehen anfing für die Bewohner Siciliens, da war es wunderbar anzusehen, wie die Hochgipfel der Gebirge als leuchtende Punkte und Flecken auf dem dunklen Grunde der Thäler und Ebenen und niederen Höhenzüge erschienen, wie man wohl mit bewaffnetem Auge die beleuchteten Bergspitzen in der dunklen Fläche des Mondes nahe dem erhellten Rande erblickt. Deutlich erkannte man die wilden Höhen von Madonnia, die mächtigen Rücken des Bosco di Coronia, endlich den Umbilicus Siciliae, die blühenden Gefilde der alten Enna (Castrogiovanni).

Die Luft war von einer, wie uns der Führer versicherte, selbst in dieser Breite, in dieser Jahreszeit und an dieser Stelle unerhörten Klarheit und Durchsichtigkeit. Kein Wölkchen trübte den tiefblauen Himmel. Klar und scharf lag das Riesendreieck der ganzen Insel vor unsern Augen, einer

ungeheuren Reliefkarte vergleichbar. Berge und Thäler, Schluchten und Hochflächen, Felsen und fruchtbare Ebenen — ein Blick umfaßte Alles. Ringsher leuchtete die blauschimmernde Meeresfluth; von einem Ende zum andern erschienen die langhin ziehenden Ketten der Gebirge, von den Quellen zur Mündung die zahlreichen Flüsse, von denen wir aus dieser Ferne freilich wenig mehr als die Windungen der Thäler gewahren konnten. Die beiden Hauptstädte, Palermo und Messina selbst, verbergen sich zwar hinter ihren hohen, dicht umlagernden Bergamphitheatern, aber deutlich erkannte das Auge die nahen Vorgebirge. Castrogiovanni, Caltagirona, Terranuova und zahllose andere Städte und Städtchen erschienen wie weiße Punkte und Flecken im Innern, während längs der Ostküste deutlicher und schärfer erst das romantische Klippenschloß Sant' Alessio, dann Taormina auf seinem Felsenberge mit seinem wunderbar märchenhaften Trümmergemisch von arabischen Palästen, griechischen Theatern, römischen Piscinen und normännischen Castellen und Mauerzinnen, weiterhin die dörferbesäete blühende Küste, unter uns Aci Reale mit den Steinklippen der Cyclopen, südlich die Kuppeln und Plätze von Catania, die weit ins Meer hinaustretende Landspitze von Augusta, endlich die weißen, wogenumgebenen Häuser von Syracus erschienen. In unendlicher Ferne und doch deutlich erkennbar hob sich die Felseninsel Malta aus den südlichen Fluthen*). Nördlich verfolgte das Auge die calabresische Küste bis weit in den

*) Nicht wenige Aetnafahrer behaupten, die afrikanische Küste erblickt zu haben. Vielleicht wurden sie, wie es uns von einem Vorgebirge bei Sciacca aus erging, durch eine eigenthümlich gestaltete Nebelbank getäuscht. Wenigstens gelang es uns nicht einmal, trotz der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft, der weit näheren Insel Pantellaria ansichtig zu werden. Auch bestätigte uns Dr. Gemellaro, daß weder er noch irgend einer seiner Freunde je die tunesische Küste vom Aetna gesehen habe. Die direkte Entfernung beträgt fünfzig deutsche Meilen.

Busen von Policastro hinein. Reggio und das Felsvorgebirge der Scylla mit seinen malerisch gruppirten Häusern schienen dicht vor unsern Füßen zu lagern.

Zu der blühenden, blendenden, glanzvollen Ferne bildete der düsterschwarze Lavamantel des Aetna rings um uns her einen scharfen und furchtbaren Gegensatz: mitten im Leben das Bild des starren Todes, eingefaßt gleichsam von dem schützenden grünen Mantel der Waldregion, die wie ein breiter lebendiger Gürtel die regione deserta von der fruchtbaren, bevölkerten trennt. Aber drohend erheben sich noch am Rande der letzteren die kleinen nackten, oben abgeflachten und geöffneten Kegel, mahnend, wie Tod und Vernichtung auch weit von dem schaurigen Centralherde inmitten der Wohnungen der sorglosen Menschen ausbrechen könne. Wie breite dunkle Bänder ziehen die Laváströme abwärts, die Waldregion durchbrechend bis in die blühende Ebene von Catania, oder die Fluthen zurückdrängend, bis in den Busen des Meeres selbst, wo sie zu schwarzen Vorgebirgen erstarrten. Erscheinen doch selbst die liparischen Inseln, die dort im Norden wie schwarze Flecken die glänzende Fläche unterbrechen, gleichsam als vorgeschobene Posten des grimmen Elementargeistes, der hier oben seine Residenz aufgeschlagen hat.

Staunen und Bewunderung hatten uns für eine Zeit lang alles Ungemach unseres Aufenthaltes vergessen lassen. Aber immer dichter umwirbelten uns die mit dem höher steigenden Tage zunehmenden Dampfwolken, immer unerträglicher ward die Hitze des Bodens, der unsere halb verbrannten Schuhe nur noch wenig Widerstand zu leisten vermochten. Vergebens machten wir noch einen Versuch, den großen Krater zu umgehen, ob es uns nicht möglich sei, den schrägen Abhang wenigstens bis an den senkrechten Felsrand hinab zu klimmen, von wo wir vielleicht auf dem Grunde des Kessels die glühende Lava hätten aufkochen sehen. Der erstickende Qualm trieb uns trotz der vorgehaltenen, schon

von den schwefligen Niederschlägen gelb gefärbten Taschentücher immer von Neuem zurück, und bei jedem Versuche zum Niedersteigen warnten uns die unter unsern Füßen weichenden und in der Tiefe verschwindenden Aschenmassen vor dem sichern Verderben.

So blieb uns denn nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Das ist die Schattenseite der Aetnabesteigungen (wenigstens in jener Zeit so kurz nach dem letzten Ausbruche), daß an ein ruhiges, bequemes Genießen des großen Schauspieles nicht zu denken ist. Erschöpft von dem achtstündigen nächtlichen Klimmen steht man auf dem schmalen Rande zwischen zwei Abgründen, halb erstickt von Dunst und Qualm, auf dem glühenden, wankenden Boden. Und doch wiegen die Eindrücke, welche die Seele dort oben in sich aufnimmt, zehnfach alle die Beschwerden auf, die man deshalb erdulden muß.

So langsam wir hinaufgeklommen, so windschnell flogen wir mehr als wir gingen in gewaltigen, Sprüngen den steilen Abhang hinab und langten nach wenigen Minuten glücklich am Fuße des Kegels an. Dieses Hinabfliegen, in dem freilich ein eigener Reiz liegt, ist übrigens hier bei Weitem weniger unbedenklich als beim Vesuv, wo die ungleich tiefere Asche, in die man bei jedem Sprunge versinkt, ein hinlängliches Gegengewicht gegen die stets zunehmende Schwungkraft bildet, während hier kaum an ein Anhalten zu denken ist und man nach einem Falle unvermeidlich den Rest der Höhe auf eine nicht ganz gemüthliche und gefahrlose Weise hinabrollen würde.

Müde und erschöpft langten wir wieder bei der Casa inglese an, setzten uns auf ein paar mächtige Lavablöcke im hellen Sonnenscheine und stärkten uns mit dem Reste unserer Mundvorräthe. Auf meinen Antrag, das mitgebrachte Wasser mit Schnee zu kühlen, brachte der Führer lächelnd die Flasche zum Vorschein und zeigte uns die Eisrinde, die sich inzwischen auf der Flüssigkeit gebildet hatte. In der

That war es trotz der Sonne noch immer so kalt, daß wir nach kurzer Rast wieder unsere Thiere bestiegen, um weiter unten ein wärmeres Plätzchen zu suchen. Ein von unserem nächtlichen verschiedener Weg führte uns über eine weite, ziemlich sanft geneigte, mit Lavasand bedeckte Fläche zu dem sogenannten Philosophenthurme (torre del filosofo), einem niedrigen, aus Lavabrocken aufgemauerten, jetzt in Ruinen liegenden Bauwerke. Wann, von wem und zu welchem Zwecke es einst aufgerichtet worden, dürfte wohl ewig ein ungelöstes Räthsel bleiben. Daß es dem agrigentinischen Philosophen Empedokles, der in den Flammen des Kraters seinen Tod gefunden haben soll, als Wohnung oder als Observatorium gedient, ist längst eben so wie die andere Version, daß es ihm von seinen Mitbürgern als Denkmal errichtet worden sei, mit Recht von den Historikern als Fabel verworfen. Manche halten es für einen von den Normannen erbauten Wartthurm, dessen Zweckmäßigkeit freilich höchst problematisch gewesen wäre; andere mit vielleicht mehr Grund für ein zur Bequemlichkeit des Kaisers Hadrian errichtetes Gebäude, als er auf der großen Rundreise durch seine Staaten auch den Aetna bestieg.

Etwa eine Viertelstunde unterhalb des Philosophenthurmes erhebt sich am Rande der geneigten Ebene ein niederer Lavafelsen mit kegelförmiger Spitze, die weitere Aussicht versperrend. Wir stiegen ab, um ihn zu erklimmen; der Führer mahnte zur Vorsicht, und mit Recht. Auch die festesten Nerven ergreift ein Schauder, wenn das Auge von dem Gipfel ganz unerwartet in die furchtbare Tiefe hinabsieht, die sich jenseits öffnet. Viertausend Fuß tief (so versicherte wenigstens unser kundiger Begleiter) stürzen hier die Lavafelsen fast senkrecht ab, um drüben in geringer wagerechter Entfernung wieder zu bedeutender Höhe emporzusteigen. So fassen sie von drei Seiten einen furchtbaren Kessel ein, in den nur selten ein Sonnenstrahl hineindringt. Nur gegen Osten öffnet sich die Schlucht mit schmalem Aus-

gange in die Waldregion. Aus dem Grunde ragen drei kegelförmige, oben geöffnete Hügel. Aus dem höchsten derselben dringen unablässig dichte Dampf- und Rauchwolken. Eine graue Masse quillt aus ihm hervor und scheint, die Thaltiefe ausfüllend, den engen Ausweg zu versperren. Alles ist ein Bild der wildesten Oede: nicht die geringste Spur von Vegetation ist sichtbar — nichts als schwarze Lavafelsen, graue Asche und weiße Dampfsäulen.

„Das ist das berühmte Val del Bove" (Ochsenthal), sagte der Führer, unserer Frage zuvorkommend; „die drei Hügel, die Sie dort unten aufragen sehen, waren noch vor Jahresfrist nicht vorhanden: es sind die neuen Krater, aus denen bis vor zwei Monaten die furchtbaren Lavaströme der letzten Eruption hervordrangen, die jetzt, wie Sie sehen, das Thal zum Theil ausfüllen und da, wo es sich nach der Waldregion hin öffnet, dem Dorfe Zaffarana Etnea und den drei berühmten Kastanienbäumen zu, bis achtzig Fuß hoch übereinandergethürmte Massen bilden. Ja, meine Herren, ich war hier oben, als der Ausbruch begann, und nie in meinem Leben werde ich jene furchtbare Nacht vergessen."

Wir drangen in ihn, das Erlebte zu berichten. Er ließ sich nicht lange bitten.

„Sie werden vielleicht in den Zeitungen gelesen haben, Signori, wie in einer Augustnacht des vergangenen Jahres drei Engländer von Malta mit ihren Frauen sich auf dem Wege nach dem Gipfel befanden, als der Ausbruch sie unerwartet überraschte. Nun, ich und mein Freund Antonio Carbonari, welchen Sie unten bei mir gesehen haben, waren ihre Führer."

„Wir waren zur gewohnten Stunde von Nicolosi aufgebrochen. Es war eine herrliche Sommernacht, nicht minder warm und heiter als die letztvergangene. Niemand von uns, die wir den Berg seit vielen Jahren kennen und besteigen, hatte die geringste Ahnung von einem nahen Ausbruche. Kein Erdbeben, kein unterirdisches Donnern, die sonst nie

fehlenden Vorzeichen, hatten ihn verkündet. Wir hatten den längeren Weg über Casa di Bosco und die Ziegenhöhle eingeschlagen und waren bereits auf der eben durchrittenen Fläche unweit Torre del Filosofo angelangt. Ich ritt mit Antonio der Gesellschaft um einige Schritte voraus. Plötzlich blieb sein Thier stehen und fing an, an allen Gliedern zu zittern. „Es spürt einen Wolf," sagte ich, „laß mich nur voran, so wird es ohne Weiteres folgen." Sie müssen wissen, daß Wölfe hier am Aetna noch etwas ziemlich Gewöhnliches sind, wenn sie sich gleich sehr selten so hoch hinauf in die regione deserta verlieren. Die Maulthiere wittern sie oft schon auf eine große Entfernung, jedoch das eine mehr, das andere weniger. Sobald mein Thier, das noch nichts zu spüren schien, voranschritt, setzte sich auch Antonios wieder in Marsch, jedoch unter stetem Zittern; aber kaum hundert Schritt weiter blieb es von Neuem stehen, war trotz aller Anstrengungen meines Kameraden nicht vom Platze zu bringen und ließ endlich jenen eigenthümlichen, schauerlichen Angstschrei ertönen, wie ihn diese Thiere nur im Augenblicke des höchsten Schreckens und der dringendsten Gefahr auszustoßen pflegen. Die ganze Gesellschaft, inzwischen herangekommen, umringte uns; die Damen fragten erschrocken, was der furchtbare, nie gehörte Ton zu bedeuten habe. Wir wußten keine Antwort zu geben; rings um uns her lag Alles in das todte Schweigen der Nacht gehüllt. Aber plötzlich, gerade als der Schreckensschrei von Neuem erklang, erschütterte ein heftiger Stoß den Boden zu unsern Füßen, daß er schwankte wie ein Schifflein im Sturme."

„Herr Gott, ein Erdbeben!" scholl es wie aus einem Munde. Eine von den Damen war von ihrem Thiere herabgeglitten, glücklicherweise ohne sich erheblich zu verletzen. Wir benutzten die eintretende Pause, um auch den übrigen herabzuhelfen, und standen rathlos in schweigender Angst, des wiederholten Stoßes gewärtig; denn noch dachte Niemand von uns an eine Eruption. Und er kam nach Ver-

lauf einiger Minuten mit solcher Heftigkeit, daß wir niederkauern mußten, um nicht mit Gewalt zu Boden geschleudert zu werden. Aber er kam nicht allein: ein furchtbar donnerndes Krachen, das mir zeitlebens in den Ohren gellen wird, begleitete ihn, den Angstruf der Frauen und das Klagegeschrei der geängsteten Thiere übertönend.

„In demselben Augenblicke machte das tiefe Dunkel der Nacht einer schreckhaft blendenden Helligkeit Platz. Eine riesige Feuergarbe schoß mit höllischem Zischen und Krachen tausende von Fußen aus dem großen Krater dort oben in den Nachthimmel empor. Der ganze Berg schien in Flammen zu stehen; der Uebergang von der finstersten Nacht zum hellsten Tageslicht war so plötzlich, daß wir Alle geblendet und betäubt die Augen schlossen. Meine Blicke waren in jenem Augenblicke gerade auf den Gipfel gerichtet gewesen. Sehen Sie, ich bin wohl fünfzig Mal dort oben gewesen, und könnte die Entfernung, die uns von dem Krater trennt, fast nach der Zahl der Schritte bestimmen, und dennoch war es mir in jenem Augenblicke, als habe sich der Schlund dicht, dicht vor unsern Augen geöffnet, als drängen die Feuermassen kaum hundert Schritte vor uns aus dem Schooße der Erde. Noch allnächtlich, wenn ich die Augen zum Schlafe schließe, steigt der Flammenstrahl wie ein Schreckgespenst vor mir in die düstere Luft empor.“

„Keiner Bewegung, keines Wortes, keines Gedankens mächtig, saßen wir halb, halb lagen wir auf dem Boden umher. Durch die wilden Donner und das tiefe Stöhnen, das gerade unter uns aus den Eingeweiden des Berges zu kommen schien, durch das furchtbare Sausen des Sturmes, der durch die rasche Erhitzung der eisigen Luftschichten den Anfang jedes Ausbruches begleitet, durch das fortwährende Schwanken und Wallen des zitternden Bodens hörten wir deutlich das dumpfe Krachen der ausgeworfenen Felsblöcke und Steine, die in ungleichen Entfernungen rings umher niederstürzend, tief in den Boden schlugen. Asche und Bims-

steinstücke erfüllten die Luft und regneten in dichten Massen auf uns nieder."

„Wie lange wir so halbtodt da gelegen — ich kann's nicht sagen. Als uns die Besinnung etwas wieder kam, schleppten Antonio und ich erst die Frauen, dann auch die Männer, auf dem Boden fortkriechend, unter das vorspringende Felsdach, welches Sie dort sehen, wo sie wenigstens einigermaßen vor dem Sturme und dem Steinregen geschützt waren. Dann machten wir uns von Neuem auf, um nach den Thieren zu suchen. Nach langem Suchen und mit großer Anstrengung brachten wir die hie und da zerstreuten, zum Theil am Boden liegenden wieder zusammen bis auf zwei. Schon wollten wir diese als verloren aufgeben, da hörte ich die Klagetöne des einen von diesem Felsen her. Vorsichtig auf dem Bauche fortkriechend nahte ich mich der Stelle. Da stand das arme Thier zitternd, hart am Rande des Abgrundes, in den es der nächste Stoß des Sturmwindes unrettbar hinabschleudern mußte. Rasch zog ich es zurück und wollte es mit mir führen, aber zugleich fiel mein Blick in die Tiefe und blieb wie verzaubert haften, obgleich ein Schauder alle meine Gebeine durchrieselte. Tief auf dem Grunde des furchtbaren Schlundes wogte ein wildes Flammenmeer. Der ganze Boden wallte auf und nieder wie die Wellen des sturmbewegten Meeres. Eine ungeheure Dampfmasse, vom Feuer geröthet, von Blitzen durchzuckt, wallte über den feurigen Fluthen. Unaufhörlich flogen leuchtende Massen wie Riesenraketen in rothem, blauem und weißem Feuer aus der Thaltiefe bis fast zu mir zischend empor, während unten der überquillende Flammenstrom sich in breiten Wogen langsam durch das Thal hinabwälzte. Da lag ich, den Körper hier an den Fels gedrückt, den Kopf über dem Abgrunde und konnte den Blick nicht abwenden vom grausig schönen Schauspiele. Endlich kroch ich rückwärts, das Maulthier am Zügel hinter mir herziehend, und erreichte glücklich die Gefährten, die noch immer stumm und

betäubt unter dem Felsvorsprunge kauerten. Auf meine Aufforderung, mit mir an den Ort zurückzukehren, den ich eben verlassen hatte, erhielt ich nicht einmal eine Antwort."

„So lagen wir dort, des Schlimmsten gewärtig. Wenn wir Führer auch die zitternden Frauen zu trösten suchten, so wußten wir doch wohl, daß sich mit jedem Augenblicke der Boden unter unsern Füßen öffnen, daß uns ein Felsstück zerschmettern, daß uns der Aschenregen begraben konnte. Der gütige Himmel wollte unsern Tod nicht. Mit dem Anbruche des Tages ließen Sturm und Erdbeben nach; nach fünfstündiger Dauer setzte, wie das oft zu geschehen pflegt, der Aschen- und Steinregen aus dem großen Krater aus; wir wagten uns aus unserem Verstecke hervor und schlugen schweigend, zu Fuß — wir wagten es nicht, die noch zitternden Thiere zu besteigen — oft durch die Müdigkeit der Frauen zum Ausruhen gezwungen, den Rückweg nach Nicolosi ein, wo wir ohne weiteren Unfall um die Mittagsstunde anlangten. Freilich mag es wohl lange gedauert haben, bis sich die armen Frauenzimmer von der ausgestandenen Angst erholen konnten. Noch als sie am folgenden Morgen von uns abreisten, waren sie mehr todt als lebendig; und doch hatten sie während der Gefahr eigentlich mehr Muth gezeigt als ihre männlichen Begleiter, die gleich nach dem ersten Stoße des Erdbebens vollständig den Kopf verloren."

„Der Ausbruch aber dauerte mit kurzen Unterbrechungen acht Monate lang fort, und kaum acht Wochen sind verflossen, seit die Lava dort unten ganz zum Stillstande gekommen ist und die geängstigten Bewohner des Thales von Zaffarana sich zum Schlafe niederlegen können, ohne die Besorgniß, über Nacht mit sammt ihren Wohnungen ein Raub der feurigen Fluthen zu werden. Freilich, ihre Fluren sind großentheils verwüstet; denn der Strom hat nur wenige hundert Fuß über dem Dorfe Halt gemacht. Aber jetzt zu Pferd, meine Herren, sonst wird uns das Mittagessen zu Nicolosi kalt!"

Wir warfen einen letzten Blick in die grausige Tiefe und auf die verderbenschwangeren kleinen Kegel, die, aus dieser Höhe gesehen, sich wie große Maulwurfshaufen ausnahmen, und wanderten dann, das Val del Bove zur Linken lassend, der Steilheit des mit losem Trümmergesteine bedeckten Pfades halber, zu Fuß weiter der Waldregion entgegen. Unser Weg führte uns mehrfach an großen, oben geebneten, an den Seiten schräg abgeschnittenen, mit feinkörniger Lava bedeckten Aufwürfen vorüber, riesigen Gartenbeeten nicht unähnlich. Der Führer erklärte sie als Schneebehälter; wie man bei uns die Pflanzen im Winter zudeckt, um sie vor der Kälte zu schützen, so geschieht es am Aetna mit dem Schnee im Sommer, damit ihn die glühenden Sonnenstrahlen, die hier am Südabhange auf dem schwarzen Boden ihre volle Kraft entwickeln können, nicht zu früh hinwegschmelzen und so die Bewohner von Catania zwingen, dieses unentbehrliche Lebensbedürfniß mit großer Mühe und Kosten aus einer Höhe von 9000 Fuß herabzuholen. Wir begegneten bei unserem Hinabsteigen wohl sechs aus zehn bis fünfzehn Thieren bestehenden Eselkarawanen, die alle mit diesem Labsale des Südens beladen waren. Der Aetna liefert den Schnee für die ganze Osthälfte der Insel; der Nordabhang gehört den Messinesen, der Südabhang den Bewohnern von Catania oder vielmehr dem Bischofe dieser Stadt, der, wie mir versichert ward, eine jährliche Revenue von 6000 Ducati (7000 Thaler) aus dem Verkaufe oder der Verpachtung seiner Schneefelder bezieht. Die Westhälfte der Insel verproviantirt sich hauptsächlich aus den Schluchten der Hochgebirge von Madonnia.

Bis zu etwa 7000 Fuß Meereshöhe war die herrliche Aussicht über Berg, Ebene und Meer die einzige Erquickung für das Auge bei dem beschwerlichen Abwärtsklimmen auf dem rauhen, einförmig schwarzgrauen, vollkommen nackten Boden, der keine andere Abwechslung als die von Asche und Fels darbot. Von hier ab zeigten sich die ersten Spuren

einer alpinen Vegetation phanerogamischer Pflanzen, während wir bisher höchstens einige Flechten hier und da am Gesteine haftend angetroffen hatten. Potentillen, roth blühende Ononisarten und andere Pflanzen von ziemlich unscheinbarem Aeußern überzogen, meist in dichten, rundlichen Gruppen, einzelne kleinere und größere Stellen. Von Alpmatten und ihrer üppigen Wiesenvegetation ist hier keine Rede. Alle Pflanzen, die mir zu Gesichte kamen, haben ein dem dürren und heißen Boden entsprechendes wolliges, graugrünes Aussehen, und ihre Blüthen sind weder durch Größe, noch durch lebhafte Färbung ausgezeichnet.

Die Waldregion selbst, in deren nun wieder ersehnten Schatten wir endlich eintraten, entsprach keineswegs den Erwartungen, welche die pomphaften Schilderungen, die wir bei den meisten Reisebeschreibern von ihrer üppigen Vegetation zu finden gewohnt sind, in mir erweckt hatten. Sei es, daß, wie es nach manchen Anzeichen scheinen möchte, die Bekleidung des Berges hier vordem wirklich eine reichere und dichtere war; sei es, daß sie, wie uns Domenico versicherte, nach Westen gegen das Dorf Tre Castagne hin ungleich schöner und mannigfaltiger ist; sei es endlich, daß nur der allerdings grelle Abstich gegen die nahe Lavawüste die Beschreiber unwillkürlich verführt hat, die Farben zu stark aufzutragen: gewiß ist, daß die südliche Baumregion des Aetna sich mit einem deutschen Laubwalde an Frische, Kraft und Ueppigkeit der Vegetation nicht vergleichen kann. Die Bäume — hier fast ausnahmslos Zerreichen — haben zwar starke und kräftige Stämme, sind aber zum größten Theile wipfeldürr und von geringer Höhe, eine Erscheinung, die ihre natürliche Erklärung in der dünnen Humusschicht des dürren Lavabodens findet. Die weiten Zwischenräume sind mit nichts als Adlerfarrn (Pteris aquilina) in größter Menge ausgefüllt; nur hier und da kommt der nackte schwarzgraue Boden zum Vorscheine. Von einem Gras- oder Moosteppich sah ich so wenig eine Spur wie von irgend einer Blume.

Der Adlerfarrn selbst erscheint in unsern mitteldeutschen Wäldern weit üppiger und schöner.

Zwischen der unteren Grenze der Waldregion und dem angebauten Theile liegt ein breiter Streifen sterilen Bodens, der sich, großentheils mit Lavaströmen bedeckt, bis zum Monte Rosso hinzieht. Der schwarze Sand, von der Sonne durchglüht, verbrannte unsere Füße und nöthigte uns, zum letzten Male unsere Thiere zu besteigen. Es war unser Plan gewesen, von hier aus den Rothenberg oder einen der zwanzig andern kleinen erloschenen Vulkane, die links und rechts um uns her lagen, zu besteigen; aber die Ermüdung und Abspannung trug über unsere Schaulust und Wißbegierde den Sieg davon. So ritten wir über die sanften, allmälig mit mannigfachen Gesträuchen und Kräutern sich bedeckenden Abhänge nach Nicolosi zu. Ueber die niederen Staudengewächse erhoben sich, bald einzeln, bald zu Gruppen vereinigt, zahlreiche Bäume, in ihrem Wuchse unsern Aepfelbäumen ähnlich, durch Zweige und Blüthen aber sich als riesige Besenpfriemen (Spartium) zu erkennen gebend, zuweilen mit den goldgelben Blumen dermaßen überdeckt, daß die grünen Zweige und Blättchen vollkommen unter ihrer Hülle verschwanden — ein prachtvoller Anblick.

Die Dorfuhr von Nicolosi schlug die sechzehnte, d. h. die Mittagsstunde, als wir todtmüde, staub- und schweißbedeckt, halb verschmachtet vor Durst, vor der gastlichen Thür Mazzaglias von unsern Thieren stiegen. Dennoch schrieben wir fünf Minuten später unsere Warnung gegen die Warnung der beiden liefländischen Herren ins Fremdenbuch.

VIII.

Taormina.

. . . . . . Cyclopum allabimur oris
. . . .
. . . horrificis juxta tonat Aetna ruinis
Interdumque atram prorumpit ad aethera nubem.
Aen. III, 569—72.

Von Nicolosi in den ersten Nachmittagsstunden aufgebrochen, hatten wir mit unserm kleinen, catanesischen Fuhrwerk einen Theil der Regione pedemontana, der gewaltigen Basis des Aetna, auf schwarzer, staubiger Straße, zwischen blühenden Weingärten, üppig wuchernden Gewächsen des Südens und düstern Lavaströmen umfahren, in dem Albergo di Paca in der langen und breiten Straße, welche den Flecken le Giarre unweit des Meerstrandes bildet, die Nacht zugebracht, und am folgenden Morgen die grüne, von zahlreichen Bächen, Gräben und Sümpfen durchschnittene Ebene durchreist, welche sich vom Abhange des Vulcans bis zu den Bergen von Mola die Küste entlang erstreckt. Als wir bei den weißen Häusern der lang an dem Sandufer hingestreckten Rhede von Giardini den Fuß der letzteren erreichten, stiegen wir aus, um den unfahrbaren Bergweg nach dem hoch oben liegenden Taormina zu Fuße zu erklimmen. Lang und beschwerlich zog sich der steinige Pfad zwischen den von der Morgensonne des ersten Julitages durchglühten Klippenwänden den Monte Toro hinauf. Hier und da breiten sich zu beiden Seiten fruchtbare Gelände aus, eingebettet zwischen

die Felsen. Endlich flacht sich der Berg zum schmalen, terrassebildenden Plateau ab, rings von hochragenden Spitzen und zackigen Felscolossen umgeben.

Auf dem Bergabsatze liegt Taormina, das alte Tauromenium, an dem 22 Jahrhunderte ihre Spuren zurückgelassen haben; Spuren, so mannigfaltig und charakteristisch, wie in kaum einer andern Stadt der Welt. Unter dem von uralten Befestigungswerken eingefaßten normannischen Thorbogen hindurchschreitend, betreten wir die engen, düstern Straßen des zurückgekommenen Städtchens, dessen 4000 Bewohnern man den Hunger und das Elend an den Augen absehen würde, träte ihre Armuth nicht schon in den eben so bunt zusammengeflickten Häusern wie Kleidern deutlich genug hervor, die beide trotz der vielfarbigen Lappen und Fetzen dem Himmelslichte mannigfachen Eingang auch an nicht dazu bestimmten Stellen gestatten.

Aber wir blieben nicht stehen, trotz all des Seltsamen, Wunderbaren, Ehrwürdigen und Komischen, was uns in Menschen und Gebäuden auf jedem Schritte entgegentrat. Es trieb uns durch die Stadt den steilen Hang jenseits hinauf, wo sich die Ruinen des griechischen Theaters an die Felsen lehnen, aus deren Mark sie selbst gehauen sind. Endlich sind sie erreicht; der Custode führt uns durch den Bogen unter der alten Bühne in den halbkreisförmigen Zuschauerraum; wir erklimmen nicht ohne Schwierigkeit die zertrümmerten Sitzreihen, bis wo oben ein Halbkreis von Nischen an der Hinterwand mit Säulenresten darüber den Abschluß des Theaters bezeichnet. Da erst machen wir Halt und blicken halb athemlos rückwärts, um zu sehen, ob man uns nicht zu viel versprochen habe von dem herrlichen Blicke, der selbst Diejenigen, welche für Kunst und Alterthum wenig Interesse zeigen, so entzückt von Taormina reden läßt. Und wir standen und standen und konnten das Auge nicht abwenden. Wir setzten uns endlich nieder zwischen die Blumen, die sich mit der langsam-unwiderstehlichen Gewalt des orga-

nischen Lebens zwischen den Fugen des Gesteins hervordrängen, und immer noch haftete unser Blick schweigend und wie verzückt an dem einzigen Bilde, das vor uns entfaltet da lag. Ich habe vom Rigi aus hinabgeschaut auf die blauen Augen der Seeen und hinauf auf die silbernen Hörner der Berner Alpen; habe vom hohen Kamme der Apenninen an mehr als einer Stelle die Wogen beider italischen Meere funkeln sehen; habe vom Drachenfels, Ehrenbreitstein und Niederwald aus die Schlösser, Städte und Dome und den herrlichen vaterländischen Strom mit seinen rebenbekränzten Felsenufern bewundert; aber an großartiger Eigenthümlichkeit, an Mannigfaltigkeit der Gegenstände, an malerischer Schönheit, an ergreifender Wirkung auf den Beschauer kann sich keiner von allen diesen Aussichtspunkten mit dem Theater von Taormina messen. Mag es sein, daß die zahlreichen historischen Erinnerungen, welche der Schauplatz, auf dem wir standen, sowie die Gegenstände um uns her im Innern wachrufen, uns in eine empfänglichere, begeistertere Stimmung versetzt hatten und daß die durchsichtige Klarheit der Atmosphäre und die herrliche Beleuchtung durch die schrägstehende Sonne eines sicilianischen Sommermorgens Allem, was wir sahen, ein höheres und wärmeres Colorit verliehen, die Contraste hervorhoben und zumal die Licht- und Schattenmassen zu gewaltiger Wirkung concentrirten: — jedenfalls bin ich nie im Leben, weder vorher noch nachher, durch einen einzigen Blick in die Ferne so ergriffen und gefesselt worden wie hier. Auch mag wohl kaum irgendwo eine trockene Aufzählung der geschauten Herrlichkeiten so wenig im Stande sein, den gleichen Eindruck in dem Leser auch nur annähernd hervorzurufen, ja auch nur denselben vollkommen begreiflich zu machen. Dennoch mag sie dazu dienen, einen Begriff von den mannigfaltigen und in ihrer Art einzigen Elementen zu geben, die sich hier vereinen, um alle die Beschwerden, welche eine sicilianische Reise mit sich bringt, mit einem Schlage in Vergessenheit zu bringen.

Das Theater ist, wie erwähnt, in einen Felsabhang gehauen, dessen Gipfel es gegen Norden überragt, während nach den drei andern Seiten die Aussicht frei ist. Unter uns schwingt sich, allmälig im Absteigen verengt, das riesige Halbrund der Sitze, die freilich zur Unkenntlichkeit zerfallen, mit Gras und Blumen dicht überkleidet sind. Jenseit des schmalen, geebneten Raumes tief unten erheben sich hinter einer Reihe gebrochener Säulenschäfte *) die gewaltigen Backsteintrümmer der Bühne; links und rechts davon die Reste der beiden großen gewölbten Ankleidezimmer der alten Schauspieler. Durch den gebrochenen Bogen des einen und die Zweige eines dahinter stehenden alten Oelbaumes blickt, grell abstechend gegen den schwarzen Schatten der innern Wölbung, ein Stück des blauen, sonnenglänzenden Meeres. Zur Rechten erhebt sich über dem Theater eine steile, vielklüftige, mit Cactusgestrüpp bedeckte Felskuppe. Hoch darüber hin ragen die Trümmer einer normannischen Feste in den blauen Aether. Auf dem schroffen Grate, der den höchsten Gipfel des Monte Toro bildet, liegen, enge zusammengedrängt auf der schmalen Felsebene, die Häuser des Städtchens Mola, einst von dem Zerstörer Tauromeniums, dem Araber Abu Cassem, erbaut, noch umzirkt von der zinnengekrönten saracenischen Mauer. In Zacken und Kuppen erhebt sich das Gebirge weiter rechts, schroffer und schroffer ansteigend, bis zu dem hochragenden, wilden und öden Monte Venere. Zerfallene Burgen und Schlösser ragen von den Felszacken wie Adlerhorste, hier und da noch Zinnen und schlanke Thürme zeigend, Denkzeichen aus den Tagen des Kampfes zwischen Griechen, Saracenen und Normannen. In den düstern Schluchten, die sich unter ihnen die Berghänge hinabziehen, wachsen knorrige alte Oelbäume, und hier und da zeigt sich ein grüner Rasenfleck wie eine Oase zwischen den starrenden röthlichen Felsmassen. Ueber die Bühne hinaus

*) Sie wurden im Jahre 1841 wieder aufgerichtet.

erscheint unter uns das Städtchen Taormina mit seinen alten Befestigungen, Thürmen und Mauern, die sich, ebenfalls mit wohlerhaltenen Zinnen geschmückt, im Zickzack den Berghang hinaufziehen, von dessen Gipfel zwischen steilen mit Agaven bekleideten Zacken das Castell aufragt. Aber weithin über die Stadt und über den ganzen südlichen Horizont reicht das gewaltige Gebirge des Aetna; im Südosten in ungeheurer Linie vom Meerstrande aufsteigend und von dem Riesengipfel westwärts eben so allmälig herabsinkend zur fernen Ebene des Innern. Um seine dunklen Schultern ziehen sich hellblinkende Schneestreifen wie herabhängende Perlenschnüre um den Nacken der Negerin. Gelblichweiße Salz- und Schwefelkrystalle, den Aschenkegel weithin überziehend, geben dem Gipfel ein fremdartiges, fast unheimliches Ansehen. Langsam und majestätisch steigt die weiße Dampfwolke aus dem Krater empor in die dunkelblaue Himmelsluft. Düsterschwarzgrau schlägt sich der Lavamantel um die mächtige Brust des Berges. Der breite Waldgürtel, der darunter zum Vorschein kommt, ist von den schwarzen bandartigen Streifen der erkalteten Feuerströme durchbrochen, die auch weiter abwärts durch Kastanien- und Olivenwälder, durch Weingärten und Getreidefelder ziehen. Sie blicken so finster aus dem lachenden Grün hervor, wie der Tod aus den Blumen und Kränzen, mit denen man ihm vergeblich seine Schrecken zu nehmen versucht hat.

Zu unserer Linken erscheint tief unten, Bucht an Bucht in schöngeschwungener Linie, das Sandufer des Meeres und die stahlblaue, von keinem Windhauche bewegte Fläche des Oceans: zwischen beiden die schneeweiße Einfassung der brechenden Woge am Gestade. Dicht über das steile Vorgebirge von Aci Reale hinaus, wo Galathea den Geliebten bejammert, tauchen dunkle Punkte aus der schimmernden Fläche: es sind die Klippen der Cyclopen, die Felsstücke, die einst der blinde Polyphem dem fliehenden Odysseus und seinen Gefährten nachwarf. Weiter hinaus erscheint die

Ebene von Catania und fernher, in den Dünsten des Horizontes schwimmend, auf seiner schmalen Landzunge Augusta und im äußersten Süden, nur als ein weißer Fleck erkennbar, die Häuser und Festungswerke von Syrakus.

So vereint sich hier das Größte und Schönste, was die Natur darbieten kann: Meer und Hochgebirge im unmittelbarsten Nebeneinander zu großartigster Wirkung. Stille ebene Buchten und kühn über die Fluth hinaushängende Vorgebirge; die majestätisch-ruhigen Linien des riesigen Vulcans und die wild und launisch zerrissenen Felszacken der Monte Toro und Venere; die furchtbarste Oede und die üppigste Vegetation; die schlanke kräftige Dattelpalme des Südens und die leuchtenden Schneefelder des Nordens, über denen die heiße Dampfwolke emporquillt; die Zinnen und Thürme des finstern Mittelalters und die classisch-hehren Erinnerungen, die sich an das in südlich-heiterem Styl gebaute griechische Felsentheater knüpfen: Alles drängt sich in einen einzigen überwältigenden Totaleindruck zusammen, der der Seele des Beschauers nie mehr entschwindet.

Steigt man noch wenige Schritte höher, so öffnet sich ein neuer herrlicher Blick über den nahen Pharus hinüber nach Calabrien und bis zu dem ragenden Cap Spartivento, der äußersten Südspitze des italischen Festlandes. Welch ein Doppelgenuß war dieser Blick für die Zuschauer im Theater, aber welche Verdoppelung auch der Aufgabe des Schauspielers, der hier die Aufmerksamkeit seines Publicums fesseln sollte!

Zur Stadt zurückgekehrt, ließen wir uns von dem wackern alten Giacinto, dessen Name manchem Landsmanne bekannt klingen wird, zu der trefflich erhaltenen römischen Piscina führen, einem Wasserbehälter für die nahegelegene Naumachie*), deren Bögen und Aquäducte noch theilweise vorhanden

*) Geschlossener Raum, der sich mit Wasser füllen ließ, um Seegefechte darzustellen.

sind und deren Pfeiler durch die nach Andenken begierigen Fremden von dem röthlichen kalkigen Ueberzuge, der sich aus dem Wasser niedergeschlagen hat, gesäubert zu werden pflegen. Dann brachte uns der Alte zu den zwei maurischen Palästen, von denen der eine, mit herrlich verzierten Bogenfenstern und Zinnen über dem vorspringenden Giebelbalken eine schöne Ruine, der andere, einfachere, noch wohl erhalten ist. Noch viele ähnliche Reste finden sich in der Stadt, aber größtentheils durch moderne Reparaturen, Flicken und Umbauten entstellt. In der Kirche des heiligen Blasius zeigen sich noch Spuren von der Cella des griechischen Sonnentempels, und von ihrer Loggia herab blickt man auf das antike viereckige Grabmal des Andronicus.

Müde und hungrig sehnten wir uns nach Ruhe und Erquickung. Ein eigentliches Gasthaus scheint in Taormina nicht zu existiren; aber unser Führer versprach uns zu einer Dame zu geleiten, die gern reisende Künstler und zumal Deutsche aufnehme und bewirthe. Und so war es. Frau Carmela Cacciola, eine rüstige Wirthin auf der Schattenseite der besten Jahre, empfing uns freundlich und herzlich und machte es uns in ihrem etwas kahlen und alterthümlichen Oberstübchen so behaglich, wie es unter den gegebenen Umständen nur immer möglich war. Als sie uns mit Speise und Trank, besser als man es in einem Neste wie Taormina hätte erwarten sollen, erquickt hatte, legte sie uns nicht ohne Stolz ihr Fremdenbuch vor, in dem viele Namen bekannter und geehrter Landsleute verzeichnet standen. Unter ihnen befand sich auch der König Ludwigs von Baiern, nebst zwei Distichen, die wir hier wörtlich wiedergeben.

Oh, Taormina Du, schauend hin aus Ufer der Bruttier,
Kön'gin warst Du dereinst, Ruhort für den König nunmehr.

Denkend an München zurück, der isarbespületen Kunststadt,
Freu mich vergangener Kunst, der neuern doch gebend den Vorzug.

Ludwig I., $\frac{17-18}{6}$ 35.

Wir hatten unsern Wagenlenker an den nördlichen Fuß des Berges von Taormina bestellt, um nicht den Umweg nach Giardini zurück machen zu müssen. Zwischen Felsen und blühenden, dicht verschlungenen Sträuchern ging es auf steilem, aber wechselreichem Pfade abwärts zum Meeresufer. Unten lagerten wir uns, die Ankunft des Wagens erwartend, auf dem rothen, von weißen Adern durchzogenen Marmor, der, in mannigfachen Schattirungen wechselnd, die Felsen um Taormina bildet. Aber obschon jetzt im Schatten, war der Boden so furchtbar durchglüht von der Mittagssonne, daß es nicht möglich war, darauf auszuhalten. Endlich kam das Fuhrwerk, wir stiegen ein und rollten rasch dahin durch die herrliche Landschaft, welche, der Umgegend von Amalfi und Salerno*) ähnlich, dieselbe, an Mannigfaltigkeit der Aus- und Ansichten wenigstens, entschieden übertrifft.

Zwischen den hohen und steilen Abhängen des Küstengebirges öffnen sich von Zeit zu Zeit enge und tiefe Schluchten, deren gähnender Spalt fast schwarz erscheint im Gegensatze zu der sonnebeleuchteten Umgebung. Aber plötzlich treten die Berge zurück, die Schlucht erweitert sich rasch zum Thale, das Thal zur beckenförmigen Ebene. Ein Kranz mannigfaltig gestalteter Berge schließt sie ein, an beiden äußersten Enden Vorgebirge bildend, die in die See abstürzen. Wieder haben wir eines dieser Vorgebirge überstiegen, ein neues Thal erreicht. Ueber die mit Kies und Geröll bedeckte, halbüberschwemmte Ebene steigen reichangebaute, mit Oliven und Wein, zwischen denen weiße Bauernhäuser hervorsehen, bekleidete Höhen empor. In ihrer Mitte erscheint im Hintergrunde der Flecken Savoga auf drei hohen Felsspitzen wunderbar erbaut. Seltsam thurm- und nadelartig gestaltete Klippen zeigen sich in der Ferne; hier und da hängt eine Schloßruine an den hohen Gipfeln. Sie sind angestrahlt von dem glühendrothen Schein der Abendsonne,

*) Siehe Band II. S. 105.

während breite Schattenmassen in den Thälern lagern, breite dunkle Streifen über die helle Meeresfläche ziehen, und die Felswände der calabresischen Küste goldig vom Festlande herüberleuchten.

Unser Kutscher schlug ein Kreuz, als wir unter Savoga herfuhren. „Dort oben wohnen lauter Hexenmeister", sagte er halblaut, als fürchtete er, sie möchten ihn hören. „Auch ist kein Christenmensch je da oben gewesen oder doch wenigstens lebendig zurückgekommen. Sehen Sie die hölzernen Kreuze auf den Strohschobern hier an der Straße? Die sind zum Schutze gegen die Zauberer dort oben aufgerichtet; sonst blieben die Schober keine 24 Stunden, wo sie sind."

Unter den senkrechten Felsen hindurchfahrend, auf deren abgeplatteten Gipfeln die Stadt und das Castell von Sant' Alessio liegen, das letztere nur durch eine frei in der Luft schwebende Zugbrücke von dem Nachbarfelsen aus zugänglich, schlugen wir nochmals unser Nachtquartier an der Ostküste in dem kleinen Dorfe Zia-Paola auf und fuhren in der Frühe des nächsten Tages weiter gen Norden, zwischen Ricinusgebüsch und reihenweisen Pflanzungen einer Aloeart, zwischen Orangen- und Citronenhainen, zwischen immer dichter aufeinanderfolgenden Häusern, zierlich mit glasirten Dachziegeln decorirt, und einsam auf den meernahen Felsvorsprüngen liegenden Saracenenthürmen vorüber, bis wir das Thor der großen Handels- und Hafenstadt des nordöstlichen Siciliens erreichten, von wo aus ich mit dem von Malta her erwarteten Dampfer der Messageries générales nach Civita Vecchia und von da zu Lande weiter über Rom und Florenz der nordischen Heimat zuzueilen gedachte.

*) Siehe Band I. S. 106.

Anhang.

Der 8. Februar 1849 in Florenz.

Eine Skizze aus der italienischen Revolution.

Fiorenza mia ....
.... che fai tanto sottili
Provvedimenti che a mezzo Novembre
Non giunge quel che tu d'Ottobre fili;
Quante volte del tempo che rimembre,
Legge, moneta, e ufficio, e costume
Hai tu mutato, e rinnovato membre!
E se ben ti ricorda, e vedi lume,
Vedrai te rassomigliante a quella inferma,
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.

Dante, Purgatorio VI, 142—51.

1.

Vor meinem Schreibtisch sitzend, starrte ich nachdenklich auf das noch druckfeuchte Morgenblatt der Alba *), das in dem

---

*) Das bedeutendste Organ der extremen Partei in Toscana vom Sommer 1847 bis zur Restauration im April 1849. Wie fast alle größeren Städte Deutschlands, war auch Florenz damals mit einer fabelhaften Anzahl radicaler Journale überschüttet, die sich in Gemeinheit des Styls und der beigegebenen Carricaturen zu überbieten suchten; nur die Alba war in einem ernsteren Tone gehalten, obwohl auch bis ins Unglaubliche exaltirt. Drei Journale: Patria (später Nazionale), Conciliatore und Rivista, vertraten mit mehr Gesinnung und gutem Willen als Geschicklichkeit die constitutionelle Mittelpartei; die conservateurs à tout prix wagten sich damals nicht an das Licht der Oeffentlichkeit.

gewohnten fulminanten Style seiner Mitarbeiter und jener Tage zum hundertsten Male die allgemeine Bewaffnung des toscanischen Volkes, und von dem gehegten und gepflegten Kinde ihrer Wünsche, der Costituente italiana, als sicheres Resultat die Emancipation und staatliche Einheit Italiens erwartete. Wehe Dem, der damals gewagt, Zweifel an diesem starren Dogma laut werden zu lassen! Selbst die Tage von Custozza und Mailand hatten es nur auf Augenblicke wankend machen können. Von dem Paroxysmus der Leidenschaft, in den er sich hineingearbeitet, und von dem leuchtenden Ziele verblendet, das er vor sich sah und in südlicher Ungeduld mit den Händen zu greifen nicht erwarten konnte, vermochte der italienische Radicalismus weder rechts noch links zu schauen, noch die Abgründe zu erblicken, die sich vor seinem ungestümen, blindlings überstürzenden Laufe aufthaten. Was ihm nicht gefiel, ihm in Wunsch, Plan oder System nicht paßte, das wollte er nicht sehen, das sah er nicht. Thatsachen, die sich ihm mit der Unerbittlichkeit der Evidenz entgegenstellten, wurden durch künstliche Erfindungen zu entkräften gesucht. Jede verlorene Schlacht im Felde war das Resultat eines Verraths, jede Niederlage im Rathe Folge der Bestechung. Ueberall spukten österreichische Zwanziger, jesuitische Agenten. Ihre Schuld war es nicht, daß General Bava, ja vielleicht Karl Albert, der Condottiere der mittelalterlichen Expedition von 1848 selbst, nicht vor ein Scherbengericht gestellt und des Landes verwiesen wurden. Die italienischen Republikaner sind in dieser Hinsicht noch, was sie gewesen, als die Florentiner den älteren Cosmus verbannten, aus keinem anderen Grunde, als weil er der erste und beste Bürger war, und als der gestrenge Senat der Lagunenstadt den tapferen Grafen von Carmagnola hinrichten ließ, weil der Rückzug eines Feldherrn, der zwanzig Siege erfochten hatte, nur aus Hochverrath entsprungen sein könne. — Und die allgemeine Bewaffnung Toscanas! Wer dieses Volk gesehen und kennen gelernt hatte

in seiner Verweichlichung, in seinem Abscheu vor aller Disciplin und allem Blutvergießen, in seiner moralischen Haltungslosigkeit, seiner Alles beherrschenden Vergnügungssucht, seiner politischen Nullität; wer erkannt hatte, daß dieser ganze, sich ungeberdig stellende Patriotismus theils nur das rasch vorüberrauschende Aufwallen eines enthusiastischen Augenblickes war, theils nur in den Köpfen einer mikroskopischen Anzahl wahrer Patrioten und einer nicht größeren Menge Agitatoren von Handwerk, gefolgt von den schreienden Banden des gierigen und hungrigen Pöbels der Städte spukte: — den mußten wahrlich ernste Zweifel überkommen an den Absichten oder an dem gesunden Menschenverstande Derer, die als Panacee für das leidende Vaterland forderten, was ihrem Feinde einen leichten, unblutigen Triumph, ihnen selbst nur Spott und Schmach bereiten mußte.

Ueberdrüssig des Lesens von Thorheiten, deren trostlose Leere der bombastische Schwulst und die abgeschmackte Uebertreibung in Styl und Ausdruck weder auszufüllen, noch zu verbergen vermochten, öffnete ich das Fenster, durch welches der frische Hauch eines heitern, sonnigen Februarmorgens hereinströmte. An der weißen Wand mir gegenüber nickten die Schatten der Oleanderbüsche, welche auf der Terrasse über meinem Zimmer im Morgenwinde schwankten. Draußen auf der Straße herrschte das gewöhnliche geschäftige Treiben der Morgenstunden. Der Fiorajo (Blumenverkäufer) mit seinem flachen, ausgeschweiften Korbe voll vielfarbiger Nelken, Heliotrop, Jasmin, Maiblumen und gefüllten Veilchen, deren Blüthen die Gunst südlicher Sonnenwärme schon mitten im Winter erschlossen hatte, brachte seine Waare auf den bunten Markt der Blumenstadt. Das abgetriebene Pferd des barocciajo (Karrenführers) zog mühsam die gewaltige Last der Weinfässer, deren dunkelfarbigen Inhalt der reiche Segen des vergangenen Herbstes auch dem geringsten Tagelöhner zugänglich machte. Schlanke Landdirnen, denen der wagenradförmige Hut auf das sonnverbrannte, aber feine und hübsche Gesicht herunternickte, brachten ihr Strohgeflecht zur

Stadt, wo es ihnen die Großhändler für ein Geringes abkaufen, um, nachdem es zierlich in Modeform gebracht, den überseeischen und transalpinischen Zugvögeln den dreifachen Preis dafür abzufordern. Auch der Bettler vom Lande schritt gemächlich vorüber im mächtigweiten Flanellmantel, dessen zacken- und spitzenartige Lappen malerisch im Winde flatterten; den Knotenstock in der Hand, in den groben und wetterzerrissenen, aber ausdrucksvollen und sprechenden Zügen das Vorgefühl einer reichen Ernte. Denn Polizei gab es ja nicht, schon lange nicht mehr. Glückliche Zeiten für die Bettler! Ungestraft und ungehindert konnten sie die Spaziergänger verfolgen, die Fremden umlagern, die Kaffeehäuser füllen und Euch unabläßig Gaben, wenn nicht des Mitleids, doch des Ueberdrusses und der Resignation abnöthigen. Wir lebten in den goldenen Zeiten, wo ein Jeder thun und lassen konnte, was ihm beliebte. Die Regierung, stets mit der Lösung der höchsten staatlichen Probleme beschäftigt, und nicht allein toscanische, sondern auch italienische, vielleicht sogar ein wenig europäische Politik machend, konnte nicht Zeit gewinnen, um auf solche Kleinigkeiten, wie eine Polizeiordnung, Maßregeln für Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Sorge für die Armen und Nothleidenden sind, zu achten. Unsere Staatsmänner hatten den Kopf voll von der Constituante, von der Schöpfung des neuen römisch-toscanischen Centralstaates; vielleicht sah Einer oder der Andere von ihnen sich im Geiste schon auf dem Präsidentenstuhle der Republik Italien sitzen. Unaufhaltsam hatten sie seit zwei Jahren das Rad der Revolution bergan getrieben, ohne je daran zu denken, daß sie auf den einzelnen Absätzen und Ruhepunkten Wälle und sichere Dämme errichteten, ihm den Rückweg zu hemmen. Im blinden Vorwärtsstürmen sahen sie trotz aller drohenden Vorzeichen den unabwendbar nahenden Augenblick nicht, wo die überschätzte und erschöpfte Kraft brechen, wo das gewichtige Rad in betäubender Schnelle rückwärts über ihre Leiber, über alle längst erklommenen Stufen hinweg,

bis tief, tief unten ins Thal zurückrollen mußte. Es waren Zwerge, die einen Riesenbau aufrichten wollten, Kinder, die da hofften, ihr Schloß, aus Kartenblättern gebaut, werde den Stürmen des Jahrhunderts Widerstand leisten können. In thörichter Verblendung setzten sie Alles aufs Spiel, was die neue Zeit in stillem Weben und Wirken seit zwanzig Jahren vorbereitet und geschaffen hatte. Das besonnene Vorwärtsstreben der Gegenwart, das uns schon sicher geglaubte, herrliche Ziele zeigte, sollte unter den Händen dieser Menschen, die sich für große Volksführer, für die Helden des Jahrhunderts hielten, weil ihre trostlose Oberflächlichkeit ihnen die Tiefe jeder Frage, die Schwierigkeit jeder Neuerung und Neugestaltung verbarg, weil ihr tolles Vorwärtsrennen, ihre leichtsinnigen goldenen Versprechungen einen Schweif schreienden Pöbels hinter ihnen drein zogen, zur vergeblichen Sisyphusarbeit werden.

2.

Ein plötzlicher Trommelwirbel schreckte mich aus diesen trüben Betrachtungen, die mich meinen Umgebungen für einen Augenblick entzogen hatten. Ich horchte genauer: es war der Generalmarsch der Nationalgarde. Also wieder ein außerordentliches Ereigniß! Aber man war der außerordentlichen Ereignisse seit Jahren so gewöhnt geworden, das plötzliche Zusammenrufen der Bürgerwehr war etwas so Gewöhnliches, oft unter den unbedeutendsten Veranlassungen, daß es höchstens die sprichwörtliche Neugier der Florentiner wachrief, ohne ihre Verdauung zu stören oder ihren Appetit zu beeinträchtigen. Ja, man erfuhr wohl erst aus den Zeitungen, was vorgefallen, und nahm eben nicht viel mehr Antheil daran, als sei Peking und nicht Florenz der Schauplatz der Ereignisse. Aber bald kam eine unruhige Bewegung unter die Menge auf der Straße. Einzelne, die aus der inneren Stadt kamen, wurden umringt und mit Fragen bestürmt. Zahlreiche Gruppen bildeten sich um heftig gestikulirende Redner;

neugierige Frauen und Mädchen steckten überall den mit oft nicht allzuweißer Morgenhaube bedeckten Kopf aus den geöffneten Fenstern. Fragen und Antworten, Ausrufe der Verwunderung, der Freude, des Schreckens flogen herüber und hinüber. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür meines Zimmers, und noch im Hereintreten rief mir die Gräfin P........i in ihrer hastigen Art ohne Morgengruß zu: „Wissen Sie schon? er ist fort, geflohen! — er hat sein Land sich selbst überlassen — nun sind wir ganz in den Händen der Schurken!“ — „Aber, um Gotteswillen, wer, wie, wann, wo?“ Erst nach einiger Anstrengung und einer Menge von Expectorationen, die weder für den Großherzog, noch für das ministero democratico viel Schmeichelhaftes enthielten, konnte ich erfahren, soviel das Gerücht bis dahin verbreitet hatte. Der Ministerpräsident Montanelli, der bei dem Großherzoge in Siena gewesen, war in der Nacht plötzlich zurückgekehrt mit der Nachricht, der Großherzog habe am Tage zuvor Siena mit seiner Familie flüchtig verlassen — in welcher Richtung? wisse man nicht. — Die Thatsache war zu unwahrscheinlich, um das Gerücht sofort unbedingt für wahr zu halten. Aber während wir im Salon am Frühstückstische saßen, liefen von verschiedenen Seiten her bestätigende Nachrichten ein. Freilich fehlte es auch nicht an den seltsamsten Variationen und Ausschmückungen. Bald war ein österreichisches Corps verabredetermaßen schon über die Grenze gedrungen, um den Großherzog in Empfang zu nehmen und Florenz zu bombardiren; bald zogen die Senesen und das Landvolk mit Sensen und Heugabeln heran, um das Ministerium Guerrazzi-Montanelli fortzujagen und alle Demokraten todtzuschlagen; bald wieder war der Großherzog von den Bauern aufgefangen und als Gefangener nach Florenz unterweges, wie weiland Ludwig XVI. von Varennes nach Paris.

Draußen mehrte sich indessen die Unruhe, das Hin- und Hereilen, die mit halbunterdrückter Stimme hastig ge-

führten Unterredungen, die dichten Gruppen gespannter Horcher um einzelne Erzähler. Auch mir theilte sich allmälig jene fieberhafte Aufregung mit, die bei einer großen, tief eingreifenden Neuigkeit auch für die nicht unmittelbar Betheiligten gleichsam epidemisch in der Luft zu liegen scheint und die Jeder kennt, der die Jahre 1847—49 in Italien durchlebt hat. Ich eilte aus unserem entlegenen Quartier, wo gleichsam nur das Echo und die fernsten und leisesten Wellenschläge der politischen Bewegung hinzubringen pflegten, dem volkreichen Mittelpunkte der Stadt zu. Fortwährend ertönte der Generalmarsch durch die Straßen — die Nationalgarde, durch den anstrengenden Dienst und die häufig zwecklose Plackerei ermüdet, sammelte sich langsam und spärlich in ihren Quartieren. An der nächsten Straßenecke fand ich ein gedrucktes Placat des Volksclubbs (circolo del popolo), das Manifest der Radicalen, die, wie es schien, auf den eintretenden Fall wohl vorbereitet gewesen waren. Es trat unter dem stolzen Titel eines Decretes des Volkes von Florenz in sehr imperativen Formen auf. Nach einer heftigen Invective gegen den „landflüchtigen Leopold von Oesterreich" verordnete es eine provisorische Regierung in den Personen von Giuseppe Montanelli, Domenico Guerrazzi und Giuseppe Mazzoni. Diese provisorische Regierung sollte sich sofort mit der römischen vereinigen, dergestalt, daß die beiden Staaten in den Augen Italiens und der Welt nur einen einzigen ausmachen; die definitive künftige Staatsform aber sollte der Costituente italiana vorbehalten bleiben. Unterzeichnet waren Niccolini und Montazio als Präsident und Secretair des circolo — der Eine ein fremder Schwindler und Speculant auf schwache Köpfe und schwache Herzen, der schon seit einiger Zeit auf Kosten der geheimen Fonds der toscanischen Regierung lebte und fungirte; — der Andere jener niedrigsten Hefe von Tagesschriftstellern angehörig, die in den letzten Jahren überall aus dem kreisenden Schlamme emportauchten, ein Mann, dem in Leben und Wort Nichts

heilig, der in jedem Laster ein erfahrener Meister, dem Ueberzeugung nur ein leeres Wort, der über die Ehre dachte wie Falstaff, dessen Lebenselement die giftigste Verläumdung, die gemeinste Zotenreißerei war, und der bereits bewiesen hatte, daß er als geheimer Spion der Regierung zu brauchen war, mochte diese nun einen despotischen oder demokratischen Charakter tragen. Und diese Beiden waren es, die im Namen des Volkes von Florenz das künftige Schicksal Toscanas decretirten, — decretirten in einem Tone, wie ihn der Autokrat an der Newa nicht stolzer und gebietender hätte finden können. Und sie konnten es ungestraft, ja des gewissen Sieges froh. Ihnen folgte eine Anzahl ehrgeiziger Thoren, die einen moralischen oder materiellen Bankerott mit einer fetten Sinecure der neuen Republik zu bedecken hofften; ein Schwarm bezahlten Pöbels, der auf ein gegebenes Zeichen für billigen Lohn Evvivas und Katzenmusiken brachte, schrie und tumultuirte, oder Petitionen und Dankadressen votirte und unterschrieb; ihnen folgte endlich eine mikroskopische Anzahl betrogener Patrioten, meist Jünglinge ohne Arg, ohne Menschenkenntniß und politische Erfahrung, freiheitglühende Schwärmer, die im Stillen verlacht, scheinbar mit Ehrenposten überhäuft wurden, um sie desto sicherer unrettbar zu compromittiren. Und solcher Söldner mußte sich die Regierung, mußte sich, besser gesagt, Guerrazzi bedienen, um die demokratische Partei vorzeigen zu können, die nirgends existirte, und Volkswünsche und Volksbeschlüsse zu vollziehen, von denen das Volk nie Etwas gewußt oder nur geahnt hatte. Aber die Zeit nahte, wo die Schlange, die er groß gezogen, sich gegen den Busen des Pflegevaters wenden sollte.

Dichte Volkshaufen umlagerten diese Maueranschläge; die Zunächststehenden lasen sie mit lauter Stimme, die Andern horchten nicht wenig, verwundert über ihre eigenen Beschlüsse; nirgends erhob sich eine Stimme der Mißbilligung oder des Beifalls. Das Manifest des Volksclubbs lud die

Bürger um 11 Uhr zur Volksversammlung auf der Piazza del popolo, vormals piazza del granduca. Ich eilte dorthin durch die neue Via de' Calzajuoli, die Lieblingspromenade der Florentiner. Sie war nicht gefüllter noch bewegter als gewöhnlich. Auf dem Platze drängten sich einige hundert Menschen um die prächtige Loggia dei Lanzi, unter deren hochgewölbten Hallen der Volksclubb seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Eben hielt Niccolini eine donnernde Rede, von der nur zuweilen die Schlagwörter: „feige im Stich gelassen", „souveränes Volk", „vergebener Versuch, in Siena den Bürgerkrieg zu entzünden", „Haß und Verachtung" und Aehnliches, von Beifallsklatschen und Bravos übertönt, bis zu mir drangen. Der übrige Theil des großen Platzes war leer und ruhig; die Zündhölzchenverkäufer boten ihre Waare feil; die Blumenmädchen, die Stiefelwichser warteten an den Ecken auf ihre Kunden, Herren und Damen gingen auf und ab spazieren und blieben nur zuweilen neugierig horchend stehen, wenn ein schallenderes Händeklatschen und lautere Bravos verkündeten, daß ein besonders beliebtes Schlagwort gefallen sei; zahllose Zuschauer blickten sorglosen und vergnügten Gesichts aus den Fenstern; kleine Straßenjungen ritten auf den marmornen Löwen, die am Eingange der Loggia stehen, oder kletterten an dem Fußgestelle von Cellinis Perseus oder Giambolognas Sabinerraub umher; einige Sprecher, die Niemand sah und deren Worte fast Niemand verstand, schlugen die Volksdecrete vor, und etwa 300 Gassenjungen und Männer aus der Hefe des Pöbels besiegelten die gefaßten Beschlüsse, indem sie in ihre schmutzigen Hände klatschten und ihre schmierigen Mützen und Hüte schwenkten. Und über all dem bunten Treiben wölbte sich ein strahlendblauer Himmel, wehte eine frische, duftige Frühlingsluft. War das eine Revolution oder war es ein lustiges Gaukelspiel, ein Carnevalsscherz für das vergnügungssüchtige Völkchen? Aber ein bitterer und trauriger Ernst steckte hinter dem Mummenschanz. Als ich mich näher herandrängte, um

die Worte Gustav Modenas, des gefeiertsten Declamators und tragischen Schauspielers Italiens, zu hören, faßte mich eine Menschenwelle und riß mich fort, an der colossalen Statue des Bandinellischen Hercules vorüber, unter die Hallen des Palastes der Uffizj. Dann wälzte sich der Strom die Riesentreppen hinan, an den erschrockenen Huissiers und Nationalgarden vorüber, in den Sitzungssaal des Consiglio generale (Deputirtenkammer), das durch besondere Berufung seit einer Stunde versammelt war. Hier hatte indeß Montanelli seinen Bericht abgestattet und erzählt, wie ihn der Großherzog durch vorgebliches Unwohlsein getäuscht habe, und wie derselbe dann ganz unvermuthet mit den Seinigen in der Richtung nach Porto San Stefano*) abgereist sei. Dann hatte der Ministerpräsident zwei Briefe verlesen, die ihm der Großherzog von der ersten Station aus zugesandt hatte. In dem einen sprach der flüchtige Fürst aus, daß er Toscana nicht verlassen werde, „weil er es zu sehr liebe", und bat, für seine Hausdienerschaft Sorge zu tragen; in dem andern setzte er die Gründe seiner Flucht auseinander. Dem Briefe zufolge hatte die Drohung der Excommunication, die der Papst aus Gaëta gegen die Theilnehmer und Begünstiger der Constituante geschleudert hatte, einen tiefen Eindruck auf das Herz des frommen und schwachen Mannes gemacht. Noch immer hatte er gehofft, die Kammern würden das unbeschränkte Mandat der zu wählenden Abgeordneten in ein beschränktes verwandeln, obwohl das erstere doch von seiner Regierung und in seinem Namen vorgeschlagen war. Da er sich aber getäuscht, hieß es weiter, so habe er einen eigenhändigen Brief an Pius IX. geschrieben, um zu wissen, ob er der gedachten geistlichen Strafe anheimfallen würde, wenn er das Wahlgesetz unterzeichne. Darauf sei nun jetzt die bejahende Antwort eingetroffen, und in der gerechten

*) Kleiner Hafenort auf der Halbinsel des Monte Argentario, im äußersten Südwesten Toscanas (28° 50′ ö. v. F.; 42° 30′ n. B.)

Besorgniß, die Freiheit des Veto möge ihm in der Hauptstadt genommen sein, ziehe er sich in die fernen Maremmen zurück.

Kaum hatte Montanelli unter tiefem Schweigen der Versammlung seine Vorlesung beendet, als draußen ein lautes Getümmel entstand. Einen Augenblick später drang die „Deputation des Volkes", wie sie sich seltsamer Weise nannte, mit Gewalt in den Saal. Eine noch größere Woge folgte ihr auf dem Fuße, riß auch mich in ihrem Strudel mit und füllte in einem Moment die Tribünen der Zuhörer. Eine geraume Zeit lang hörte man nur Evviva's, Händeklatschen, Bravo's und Jauchzen, vermischt mit dem Rufe: abbasso il consiglio! — nieder mit den Kammern! — während die wirklichen Volksrepräsentanten mit bleichen Gesichtern regungslos auf ihren Sitzen blieben. Aber diese Spannung dauerte nur einen Augenblick: dann bedeckte sich der Präsident Vanni, erklärte die Sitzung für aufgehoben und verließ mit dem größten Theile der Deputirten den Saal. Nur die Linke blieb unbeweglich. Hohn und wüstes Geschrei folgte den Abgehenden, während sich Montanelli erhob, um die Flüchtigen wo möglich zur Rückkehr zu bewegen. Die Mitglieder der Linken traten zusammen: „das Volk wartet, wir müssen unsere Schuldigkeit thun!" rief Einer aus ihrer Mitte. Der Vicepräsident, Chirurg Zanetti, ein ehrlicher, aber schwacher Mann, ein Spielball seiner politischen Freunde, suchte Ruhe und Ordnung in die tumultuirende Versammlung zu bringen. Niccolini, als Präsident der Deputation, las nun die auf dem öffentlichen Platze gefaßten Beschlüsse vor, die Nichts weiter enthielten, als das Manifest des Circolo, die Wahl der Dictatoren Guerrazzi, Mazzoni und Montanelli und das peremptorische Verlangen einer sofortigen Auflösung der Kammer. Abermaliges Klatschen und Schreien, gefolgt vom Eindringen neuer Pöbelhaufen in den Saal, von verwirrten Rufen: „Keine Kammern mehr! Al diavolo il consiglio!" und einer unbeschreiblichen Confusion, die von Minute zu Minute

zunahm, — bis es doch endlich Dem, der wohl selbst der intellectuelle Urheber dieses Tumults gewesen, zu arg kommen mochte. Guerrazzi erstieg die Tribüne und seine schwarzen, glühenden Augen blitzten durch die mächtigen Brillengläser hinunter in die wogende Menge. „Ruhe!“ schallte seine donnernde Stimme, „Ruhe! wer hat euch gerufen, wer hat euch erlaubt, in diese geheiligten Räume zu dringen, und Die daraus zu verjagen, denen sie gehören? Wisset, daß wir die uns vom Volke der Hauptstadt zugedachte Würde nie anders annehmen werden, als wenn die hier versammelten Repräsentanten Toscana's sie uns aus freier Wahl übertragen!“

Die „Deputation des Volkes“ verstand das Stichwort; sie zog sich mit der eingedrungenen Menge zurück, und in diesem Augenblicke erschienen, von Montanelli geführt, die entwichenen Deputirten. Der Präsident eröffnete von Neuem die Sitzung, und Guerrazzi las das Protocoll über die Nachtsitzung, welche das Ministerium sofort nach der Ankunft Montanelli's von Siena gehalten hatte. Es war darin der Beweis zu führen versucht, daß der Großherzog, nie in seinem freien Willen beschränkt, die Zustimmung zu der Gesetzesvorlage über die Constituante ohne allen moralischen Zwang gegeben habe, und das Document schloß mit den Worten: „In Anbetracht, daß durch die in seinen Briefen enthaltenen Erklärungen das Haupt der Executivgewalt das von ihm angenommene ministerielle Programm vernichtet, und die freiwillig, in vollem Gebrauche seiner Fähigkeiten, mit sicherm Wissen und ohne Furcht gebilligten Handlungen von Seiner Hoheit geleugnet werden, hat der Ministerrath einstimmig beschlossen, die Kammern dringlich zusammenzuberufen, ihnen das Vorgefallene mitzutheilen und in die Hände der Volksvertreter die sowohl dem Fürsten wie dem Volke gegenüber treu und rechtlich geübte Gewalt zurückzugeben.“

Als er geendigt, entstand eine Pause — eine Pause, möchte ich sagen, der Verlegenheit. Dann erhob sich der Abgeordnete Trinci, ein alter Liberaler von Ruf, einer der ersten

Advocaten des florentiner Barreaus, in politischen wie in juristischen Praktiken wohl gewiegt und erfahren. In wenigen scharfen und eindringlichen Worten legte er die Nothwendigkeit dar, eine provisorische Regierung zu ernennen und sie nach dem Wunsche des Volkes in den drei Personen der vortrefflichen und hochgeachteten Mitglieder des demokratischen Ministeriums zu wählen. Niemand wagte zu widersprechen, Niemand in einer Versammlung, die zu zwei Drittheilen aus conservativen Elementen bestand, — Niemand in einer Versammlung, die wenige Wochen vorher in ihrer Adresse den Großherzog bis in den Himmel erhoben hatte. „Sie, Königliche Hoheit," — hieß es in jener Anrede — „waren und „sind die Wonne der Toscaner . . . Die Dankbarkeit der „Völker ist Ihnen gewiß. Wäre sie es nicht, die Geschichte „würde Protest einlegen gegen eine solche Ungerechtigkeit, die „Geschichte, die Ihre Tugend, Ihre großartigen Opfer für „die italienische Sache erzählen und den glücklichen Zustand „Toscana's unter Ihrer Regierung preisen wird." — So sprach damals die große Majorität der Volksvertreter, aber der Weltgeist schien es sich in der ganzen Revolutionsgeschichte gleichsam zum Vorsatz gemacht zu haben, die Worttugend und das Wortheldenthum der Toscaner unaufhörlich in das grellste Licht zu stellen. Die schlauen Volksführer drangen auf namentliche, mündliche Abstimmung, — der Trinci'sche Antrag ward einstimmig angenommen. Die Gewählten acceptirten; der Pöbel der Tribünen jauchzte, klatschte und lachte, — die Deputirten schlichen bleich und kleinmüthig, mit dem Gefühl, daß sie ihr eigenes Verdammungsurtheil unterzeichnet hatten, nach Hause.

3.

Die drei neuen Gebieter Toscana's aber, von ihren Anhängern umringt und fast getragen, schritten triumphirend die Treppen hinab und stellten sich inmitten der inzwischen noch dünner gewordenen Menge auf die große Freitreppe der Loggia dei Lanzi. Auf Niccolini's Wink flogen die Hüte, don-

nerten die Evviva's; den Gefeierten aber schien, von den schmutzigen Volkshelden umringt, nicht allzuwohl zu sein, und ich mußte an Casca denken, als er die Weigerung Cäsar's erzählt, die Königskrone anzunehmen: the rabblement hooted and clapp'd their chopped hands, and threw up their sweaty night-caps, and uttered such a deal of stinking breath — — that it almost choked Caesar, for he swooned and fell down at it. And for mine own part, I durst not laugh, for fear of opening my lips and receiving the bad air. —

Guerrazzi stand auf der Bank, die als Rednerbühne oder Triumphwagen figurirte, in der Mitte seiner Collegen. Obgleich überragt von der langen und schlanken Gestalt Montanelli's, war er doch der allgemeine Augenpunkt. Ueber die harten, wenig anziehenden Züge seines Antlitzes flog ein bitteres, sardonisches Lächeln, als er den Kreis von Lumpengesindel überschaute, der ihn umgab. Wie Inseln aus dem Meere schimmerte hier und da der schwarze Rock eines seiner Sendlinge oder eines enthusiastischen Republikaners aus der Masse schmutziger Sammetjacken und zerfetzter Filzmäntel. Feierte er einen stillen Triumph, oder beklagte er eine Niederlage, die seinem scharfen Auge unter der Hülle des kampflosen und wohlfeilen*) Sieges nicht entgehen konnte. Daß es soweit gekommen, war mehr als jedes Andern sein Werk; die übrigen Männer der Revolution waren ihm gegenüber Namen und Zahlen. In seiner Hand ruhten die leitenden Fäden der demokratischen Bewegung, durch welche alle toscanischen Ministerien seit zwei Jahren unaufhaltsam vorwärts getrieben und endlich eines nach dem andern übermannt und zu Boden geworfen waren. Selbst seine Feinde, die Moderirten, waren gegen ihr Wissen und Wollen Werkzeuge seiner

*) Der Ausdruck ist hier wörtlich zu nehmen. Das „Volk von Florenz", welches die neue Staatsregierung decretirte und schuf, war mittelst einer Summe von 40 Francesconi (60 Thlrn.), die der Finanzminister Adami dem Präsidenten des Volksclubbs auszahlen mußte, zusammengebracht worden.

Politik geworden. — Gedachte er an den Jahrestag, wo er auf des damals allmächtigen Ridolfi Befehl in Ketten nach Portoferrajo geschleppt ward? Damals hatte er, seine gefesselten Hände emporhebend, dem umstehenden Volke zugerufen: „Seht, Toscaner, das ist das Geschmeide, damit euer liebevoller Landesvater seine Kinder schmückt!“ — Seitdem war er in schwindelndem Wechsel fast aus der Tiefe des Kerkers an seines Fürsten Seite gestiegen, dort selbst Ridolfi's Platz einzunehmen. Seine Feinde lagen vor ihm im Staube. Alle Parteien blickten auf ihn, sei es als auf die Bürgschaft ihres Sieges, auf den stolzen Träger einer stolzen Zukunft, oder als auf den letzten Rettungsanker für das im Sturme wankende Schiff des Staates. Jetzt war der Fürst geflohen, das letzte Hemmniß seiner Allmacht entfernt: die Präsidentschaft, ja die Dictatur der neuen hetrurischen Republik konnte ihm nicht entgehen. Aber auf dem Gipfel des Glückes sah er den Abgrund geöffnet: die Ahnung eines unvermeidlichen Sturzes trat vor ihn. Hatte er, in ehrgeizigen oder idealistischen Träumen befangen, seine Zeit und sein Volk verkannt: die wenigen Monate seines Ministeriums waren mehr als hinreichend, um ihm zu beweisen, daß er auf Sand gebaut. Dieses leichtsinnige, grundsatzlose, vergnügungssüchtige Volk — ohne Ernst, ohne Kraft zum Guten wie zum Bösen, verweichlicht und unfähig, die Waffen zu führen; ein Volk mehr von Weibern als von Männern; dem letzten Redner Beifall klatschend; jede Neuerung, gleichviel in welchem Sinne, enthusiastisch aufnehmend; das heut Beklatschte und Beschworene morgen vergessend oder verfehmend; stets bereit, den heute Angebeteten morgen mit Koth zu bewerfen; allezeit fertig in Worten, aber scheu zurückweichend vor der That, — war das ein Material, um die Bürger einer neuen Republik daraus zu formen? — einer Republik, die den zahlreichen Feinden im Innern, wie der drohenden Uebermacht von Außen gleich kräftigen Widerstand entgegensetzen mußte?

Allmälig verstummten die Beifallsrufe und es legte sich das wogende Rauschen der bewegten Menge. Aller Augen hingen an dem Munde des neuen Dictators. Seine Züge belebten sich; er streckte den Arm aus und wies auf das alte Wappenschild unter der Zinnenkrone des Palastes der Signoria. Auf blauem Felde glänzte in großen goldenen Buchstaben das Wort: Libertas.*) „Seht dort hinauf, Bürger von Florenz," rief er, und seine markige Stimme tönte weithin über den mächtigen Platz; „seht dorthin, wo eure Väter den alten Wahl„spruch ihrer Republik eingegraben. Was sie gewollt, sollt „ihr wieder wollen; was sie gewesen, sollt ihr wieder sein! „Euer Fürst, den ihr liebtet, hat euch verlassen; eurer Pflich„ten gegen ihn hat er euch selbst entbunden. Zum andern „Male ist das Volk von Florenz seines Schicksals Herr ge„worden. Ihr seid mündig, ergreift euer Erbe! Aber be„denkt, was ihr thut. Fort mit Spiel und Tand, mit Ver„gnügen und leichtsinnigem Zeitvertreib, fort mit der engher„zigen Beschränktheit, die uns nicht über des eigenen Hauses „Mauern hinauszusehen gestattet. Ein jeder Bürger trage „seinen Stein zum Neubau des Vaterlandes. Man klagt „euch unter den Völkern Italiens der Verweichlichung an; „der Fremde wagt es, mit Spott und Hohn von euch zu „reden! Die Anklage ist falsch, verläumderisch? Wohlan, „zeigt es! Das Vaterland verlangt eines jeden Bürgers „Arm und Kopf; es verlangt mehr, es fordert Opfer, schwere „Opfer. Werdet ihr im Stande sein, Gut und Leben auf „seinem Altar darzubringen? Werdet ihr wissen, allen den „Vergnügungen, die euch so ans Herz gewachsen sind, zu „entsagen, bis die italienische Nation, zu einer Familie ver„einigt, wieder wie ehemals durch Glanz und Macht und „Herrlichkeit den Reigen führt unter den Völkern Europens?

---

*) Eigentlich das Wappen der Stadt Lucca, und als dieselbe an Florenz fiel, den übrigen Wappenschildern des Palazzo Vecchio beigefügt.

„Werdet ihr durch Eintracht, Würde und Mäßigung zu zei-
„gen wissen, daß ihr den Ernst der Zeit, daß ihr das große
„Werk begreift, zu dem ihr berufen seid? Ihr werdet es,
„unerschütterlich steht der Entschluß in der begeisterten Seele!
„Nun wohlan, so rufet mir nach: Es lebe Toscana, es lebe
„Italien, es lebe die Freiheit!“

Beifallsrufe, Bravo's, Evviva's verschlangen die letzten Worte des Redners. Aber das Echo hallte nicht voll, mächtig, hinreißend; die Rede war nicht wie der elektrische Funke, der plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt die Masse durchzuckt und ans Tageslicht ruft, was längst in der Tiefe geschlummert. Die Zeit der Begeisterung war unwiederbringlich vorüber, auch die tönendsten, gewaltigsten Worte verhallten ohne Wirkung, verklangen und verschwanden spurlos mit dem Lufthauch, der sie davonführte. Viele der Hörer blieben stumm; Andere riefen mit halber, ungewisser Stimme die Worte nach. War es Scham oder Furcht, sich zu binden? Es war weder das Eine noch das Andere; es war die Masse der Indifferenten und Neugierigen, die der Rede zugehört hatten wie einer Declamation des Brutus in einer Tragödie Alfieri's. Vielleicht hatte der Redner nicht gut genug declamirt: sie hielten sich nicht verpflichtet, zu klatschen.

Die beiden andern Dictatoren folgten mit kurzen Reden, einem schwachen Abklatsch der Worte ihres Choragen. Montanelli sprach für sein todtgeborenes Kind (die constituirende italienische Nationalversammlung), zu dem er doch nur den Namen hergegeben, während die eigentliche Vaterschaft Mazzini gebührte. Denn die Costituente italiana stand schon im Programm der Giovine Italia von 1833.

Von dem jubelnden Volkshaufen gefolgt, schritt die provisorische Regierung die Treppe der Loggia hinab und begab sich in das Sitzungszimmer des Senats, den alten Saal der Zweihundert im Palazzo vecchio, um demselben ihre Wahl zu verkündigen. Die Versammlung war von den Vorfällen in der Schwesterkammer und auf dem öffentlichen Platze wohl

unterrichtet. Der größere Theil ihrer Mitglieder hatte für gut gefunden, sich sacht fortzuschleichen, um nicht ihre Person möglichen Excessen der Pöbelwuth auszusetzen. Nur 16 Senatoren hatten ausgeharrt und den Entschluß gefaßt, die drei Gewählten zu bestätigen, bis weitere Verfügungen vom Großherzog eingeholt sein würden. Aber das Ganze war nur leere Förmlichkeit, und Guerrazzi kündigte ihnen das ziemlich unverblümt an, ohne den Reservationen und Considerationen und Expectorationen des Herzogs von Casigliano, der die Gelegenheit ergriff, um sich zum künftigen Minister zu qualificiren*), die allergeringste Aufmerksamkeit zu schenken. Auch von den dichtgedrängten Tribünen herab gab man dem Senate auf eine nicht mißzuverstehende Art zu erkennen, daß er als ein Institut, welches seine Bedeutung verloren habe, wie ein altes unbrauchbares Möbel bei Seite geschoben werden müsse. Die Herren Senatoren beugten den Nacken unter den Willen „des souveränen Volkes der Hauptstadt“ und verließen schweigend den Saal.

4.

Das Volk hatte sich von dem Platze verlaufen: die Stunde des Mittagessens vergißt der Florentiner nicht, wie wohl der Pariser, über den politischen Aufregungen des Tages. Die Straßen, die ich durchstreifte, waren ruhig, die Läden geöffnet; die Geschäfte gingen ihren Gang. Nur hier und da hatte ein furchtsamer Kaufmann sein Gewölbe geschlossen. In den entfernteren Stadttheilen wußte man noch Nichts von den Vorgängen des Tages. Wem es erzählt ward, der unterbrach deshalb nicht die gewohnte Beschäftigung. Die Zeit hatte an Ungeheures gewöhnt. Hier und da schüttelte wohl ein Einzelner bedenklich den Kopf über die Folgen; nirgends aber zeigte sich ein wahres, tiefes Verständ-

*) Der Herzog von Casigliano, Sohn des Fürsten Corsini in Rom, wurde im Mai 1849 Minister des Auswärtigen in Toscana.

niß der Bedeutung des Tages, nirgends ein Bedauern über den Verlust des Großherzogs als Persönlichkeit; nur selten ein Bedenken über den Verlust des Monarchen. Die Liebe sitzt bei diesem Volke nicht tiefer, als der Haß. Bei den Entschiedenen hatte es der Fürst längst durch seine Schwäche und charakterlose Nachgiebigkeit verdorben: die Art und Weise seiner Entfernung fand überall den schärfsten Tadel.

Auf der schönen Trinitàbrücke, deren schlanke, weitgespannte Bogen sich so leicht und zierlich über den Strom schwingen, begegnete ich einem vertrauten Florentiner. Er eilte auf mich zu und fiel mir voller Entzücken um den Hals. „Dies ist der schönste Tag meines Lebens!“ rief er. „So hat doch endlich das Volk gezeigt, was es vermag. Nicht wahr, wir Florentiner sind doch nicht so ganz entartet? Jetzt wirst Du sehen, welche neue Aera für uns beginnt; Du wirst sehen, wie der Löwe von Florenz das Lilienbanner kühn und unbezwinglich vertheidigt, wie vormals, und die grünweißrothe Fahne auf den Gipfel der Alpen trägt.“

Ich ließ dem ersten Sturme seiner Begeisterung freien Lauf; er zürnte fast, daß ich sie nicht theilte, daß ich endlich sogar Zweifel zu äußern wagte und ihn von seinem Wahne zurückzubringen versuchte, wohl einsehend, er werde sich nutzlos compromittiren. In der Schweiz aufgewachsen, mit republikanischen Ideen groß gezogen, aber das eigene Land und Volk, die politischen Zustände Europa's nicht kennend oder verkennend, mit dem Charakter seines Volkes leicht in flammende Begeisterung auflodernd; aus einem Extrem in das andere, aus Entzücken in Verzweiflung fallend; in allen Andern dieselbe Redlichkeit, dieselbe Reinheit der Beweggründe voraussetzend, die er im eigenen Busen fand: — täuschte er sich gänzlich über die Natur, die Tiefe und den Umfang der revolutionären Bewegung; sah er von jeder That und jedem Ereigniß nur die Folie, mit der sie bekleidet waren, die Form, in der sie auftraten; glaubte er den volltönenden Worten, die von den Tribünen der Volksvereine und aus den Spalten der

Journale unablässig erklangen, und sah die Erfüllung seines heißesten Wunsches gegenwärtig, weil sie von Lügenpropheten auf den Straßen verkündet wurde. Die Stunde der Enttäuschung war nahe, und ich fürchtete ihren lähmenden, verbitternden Einfluß auf das sanguinische Temperament des heißfühlenden Freundes. Aber der Eindruck des Augenblickes, der Einfluß der Stunde waren stärker, als die abkühlende Kraft meiner Gründe. Jeder Mensch hat Augenblicke, wo er nicht nach Ueberlegung handelt, wo ihm die Vernunft selber thöricht erscheint. Die Gefühle, welche ein plötzlich eingetretenes Ereigniß in ihm wachgerufen, beherrschen ihn ganz. Ist nun seine Seele ein wohlorganisirtes Ganze, ein fein und richtig besaitetes Instrument, so mag ein solcher aus der reinen Unmittelbarkeit unsers geistigen Wesens hervorgegangener Antrieb der herrlichsten und größten Thaten Ursprung werden, denn das Handeln erscheint in urkräftiger Frische und Energie, — ihm ist nicht „des Gedankens Bläße angekränkelt". Fällt aber ein solcher Funke in ein leidenschaftlich ungeregeltes Gemüth, bei dem nicht Grundsätze, Erfahrung und Gewohnheit einen unzerstörbaren Damm gegen das Böse und Thörichte aufgeführt, so ist das Handeln aus äußerem und innerem blinden Antrieb, an dem Verstand und Ueberlegung keinen Theil haben, so gefährlich und in seinen Folgen unberechenbar, wie das plötzliche Uebertreten eines angeschwollenen Stromes. Das aber ist des Südländers Natur: unvorbereitet überrascht ihn das Ereigniß (denn das Vorausbedenken und Berechnen ist seine Sache nicht), reißt ihn mit sich fort zum rasch entschlossenen Handeln, und allzu spät erkennt er oft, daß er sich selbst bekriegt, daß er gegen sein eigen Fleisch und Blut gewüthet habe. Die rasche, glühende Phantasie verwandelt mit ihrem Zauberstabe die Wünsche in Thatsachen: das Unglaubliche wird wirklich, das Unmögliche unzweifelhaft, — wehe Dem, der darüber zu lächeln wagte. Bald aber ermüdet von dem heftigen Anlaufe, hält er inne; folgt der Anstrengung nicht augenblicklich und glän-

zend der Erfolg, so sinkt das Thermometer seiner Zuversicht ebenso plötzlich und tief herab, als es hoch und rasch gestiegen war; er erkennt, daß auf seinem Streben zugleich der Fluch des Mißlingens und der Fluch der Lächerlichkeit ruhe: thatlose Verzweiflung, gepaart mit Schmähung und Verachtung seiner selbst, seiner Partei, seines Landes und Volkes selbst tritt an die Stelle der stolzen Sicherheit, der übermüthigen Selbstüberhebung. — Anders wir, des philosophischen Nordens weise Bewohner. Unvorbereitet überrascht uns zwar kein Ereigniß, aber hätte es auch Ewigkeiten lang gezögert, wir klagen dennoch, es sei zu früh gekommen, wir seien noch nicht fertig und bereit, es zu empfangen; und siehe! — ehe es uns gelungen, „die rohe Thatsache" zu überwinden und in das goldene Futteral eines vernunftgemäßen Systems oder einer selbstgemachten moralischen Weltordnung zu zwingen, ist der flüchtige Vogel entflohen, und wir sehen ihm verdutzt nach, den Käfig in der Hand, darin er paradiren sollte, und uns bitter beklagend, daß man uns mit so schnödem Undank behandelt. —

Mein Freund eilte, seiner ungestümen Freude einen deutlichen und kräftigen Ausdruck zu geben. Der Pfarrherr von Santa Trinità mußte ein Fest einläuten lassen: bald antworteten die mächtigen Glocken der Kathedrale; von Santo Spirito, von der Kreuzkirche, Toscana's Mausoleum, von dem Thurme von Santa Maria Novella hallten die Feierklänge wieder. Die armen Geistlichen! Wie mochten ihnen die Ohren klingen! Wohl mochte mancher verschmitzte Kopf unter dem schwarzen Dreimaster es wittern, daß Das, was die thörichte Menge für die aufgehende Sonne nahm, eigentlich die untergehende war, und daß die liebe, traute Dämmerung und die behagliche Ruhe der Nacht schon wieder im Anzuge sei; aber die große Mehrzahl hörte in den festlichen Glockenklängen des 8. Februar das Grabgeläute der eigenen Macht und Herrlichkeit: verlorene fette Pfründen und Sinecuren, Steuern und confiscirte Kirchengüter mochten wie neckende Kobolde

oder drohende Gespenster aus dem schwingenden Erze vor ihnen aufsteigen. Schon hatte ihr treuer Oberhirt, der Erzbischof Ferdinando Minucci, von unzweideutigen Demonstrationen gewarnt, für gut befunden, seine unbotmäßige Heerde zu verlassen und das Weite zu suchen. Manchem mochte auch unter der Soutane seit langer Zeit einmal wieder Etwas wie ein Gewissen schlagen. Unter den jungen und niederen Geistlichen war freilich seit Gioberti's Schriften viel liberales Unkraut gewachsen; führten doch einige wohl gar das große Wort in den Versammlungen und entweihten die Kanzel des Herrn durch würdeloses, hohles Parteigezänk oder durch schale Tiraden voll wohlfeilen Patriotismus, zufrieden, sich die dem Neuen zuströmende Menge zu ihren Füßen drängen zu sehen. Das Beispiel des beredten Theatiners Ventura, der durch begeisterte Predigten aus einem unansehnlichen Mönch ein berühmter und einflußreicher Mann geworden war; und des neuen Peter von Amiens des Radicalismus, Predigers der Kreuzzüge gegen die Barbaren, Conservativen und Reichen, Pater Gavazzi, liebenswürdigen Andenkens, waren nicht für sie verloren. Diejenigen, denen es lieber ist, ein Herz zu bessern, zu trösten und zu erquicken durch das lautere Wort des Herrn, als der eigenen Eitelkeit Weihrauch zu streuen und einzuschlürfen, sind nicht häufig unter den geistlichen Führern deutscher Gemeinen; unter den katholischen Priestern Italiens mögen sie auch vorkommen, sind aber nach meinen Erfahrungen Seltenheiten ersten Ranges.

5.

Ermüdet vom langen Umherschlendern, nach der Aufregung abgespannt und wenig befriedigt von dem Gesehenen und Gehörten, eilte ich heimwärts. Zahlreiche Schaaren durchzogen friedlich und unbewaffnet die Straßen, eine oder die andere der zahllosen Volkshymnen singend, welche die beiden letzten Jahre geboren hatten. Einige derselben waren ziemlich populär geworden; schöne, volksgemäße Melodien

hatten sehr wenige, einen wahrhaft poetischen Text keine. Doch darauf kam es nicht an; einem allgemeinen, dunkel empfundenen Drange mußte im Liede Ausdruck gegeben werden; genug, daß die Melodie leicht, die Worte klingend waren: von dem Einzelnen sich Rechenschaft zu geben, ist des Volkes Sache nicht, am wenigsten des italienischen. Zwischen den Schaaren der jungen Sänger sah man auch wohl hier und da eine jener typischen Galgenphysiognomien umherschleichen, die bei jeder Revolution plötzlich wie der Erde entstiegene Geister erscheinen und sich sammeln, wie um das Aas die Adler, um an der Zerfleischung des kranken Staatskörpers mitzuarbeiten und sich von den Abfällen zu mästen. Der tief schattende Calabreserhut, das halb in den verschossenen Mantel vergrabene Gesicht, gefurcht von den Spuren des Lasters und Elends, die unheimlich glühenden Augen, die über die Schulter geworfene Flinte ließen unwillkürlich die Vorübergehenden weithin zur Linken und zur Rechten ausweichen. Die stillen Bürger der Hauptstadt (denn an dem echten Philisterthum, nur in etwas verschiedener Art, fehlt es auch im Süden der Alpen, insbesondere aber in Toscana nicht), die einzeln und sparsam durch die Straßen schlichen oder vor den noch geöffneten Magazinen standen, hatten einen guten Theil ihrer behaglichen Sorglosigkeit verloren und sahen gar ängstlich und albern darein. Als ich bei der neuen Dogana, dem alten Palast der Medici, vorbeikam, sah ich schon improvisirte Maurer beschäftigt, das über der Thür eingemauerte großherzogliche Wappen herunterzuschlagen. Gleiches geschah an allen andern öffentlichen Gebäuden, — Niemand wußte, auf wessen Befehl. Und noch war der Großherzog im Lande, keine Republik proclamirt, die nächste Zukunft in voller Ungewißheit. Aber Wappen herunterschlagen war etwas Neues; der republikanische Heldenmuth gegen diese steinernen und hölzernen Sinnbilder der Monarchie begeisterte das souveräne Volk — il popolo re — und gereichte der besonders thätigen florentinischen Straßenjugend zum unaussprechlichsten Jubel.

Agenten der republikanischen Partei und Hetzer von Handwerk standen dahinter, um das Volk zu compromittiren, die Rückkehr zur Monarchie unmöglich zu machen und wo möglich eine sofortige tumultuarische Proclamation der Republik zu bewirken. Alte Leute schüttelten den Kopf zu dem Uebermuth der Jugend, und Einer, der noch die Stürme der großen Revolution miterlebt, sagte mir: „Zum dritten Male sah ich diese Zeichen herunterreißen, und jedes Mal geschah es, um nie und nimmer wieder aufgerichtet zu werden!"

Im Hause litt es mich nicht lange. Ich wollte sehen, ob Florenz triumphire oder traure, ob die durch Ueberrumpelung besiegte constitutionell-monarchische Partei sich von ihrem Schrecken erholt habe und ob die Sieger noch nicht von ihrem Siege erschreckt seien. Auf den Straßen sah und hörte man Nichts, als die singende, springende Jugend der Monelli, der Gamins de Florence, dieser großen Gönner aller Revolutionen, die ihnen einen Feiertag und manchen Hauptspaß zu Wege bringen. Dünne Diskantstimmen suchten durch das unaufhörliche Geschrei: lumi, lumi! eine Illumination zu improvisiren, brachten jedoch nur wenige, ziemlich armselige Oellampen zum Vorschein. Nur auf der neugetauften „Piazza del popolo" hatten die Drohungen des zahlreich versammelten Pöbels ein wenig mehr künstlicher Helle hervorgebracht. Von den baumbepflanzten Wällen der Citadelle hatte ein Volkshaufe eine mächtige Pappel herbeigeschleppt; hundert Hände mit Axt, Hacke und Grabscheit waren beschäftigt, eine der mächtigen Kalksteinquadern, die das berühmte Pflaster der Arnostadt bilden, auszuheben und den Baum seiner Aeste zu entledigen. Die rothe phrygische Mütze — freilich kein Prachtexemplar — war schon an der Spitze befestigt, man begann bereits, den Baum mit Stricken in die Höhe zu ziehen, und ein höchst populärer Redner, wenigstens nach der Offenherzigkeit und malerischen Auszackung seiner Kleidung zu schließen, hielt eine Einweihungsrede, deren Sinn ungefähr darauf hinauslief, daß man diesen Freiheitsbaum pflanze, weil man jetzt endlich frei

geworden, und daß man jetzt frei geworden, da man ja einen Freiheitsbaum pflanze. Die Logik war zwar etwas unklar und verwickelt, die Sprache weder sehr geläufig noch schwungvoll, die Zunge etwas natürlich- oder weinschwer, der Redner schien sein demokratisches maiden-speech zu halten; — aber das viva l'albero, viva la republica! am Ende machte Alles gut. Indessen war die Scene vom Regierungspalaste aus, wo die drei Dictatoren mit ihrem neuen Ministerium rathschlagend saßen, nicht unbemerkt geblieben. Noch war das Werk unten nicht vollendet, da tönte Guerrazzi's mächtige, wohlbekannte Stimme vom nahen Balcon herab.

„Was heißt das?“ rief er. „Wer will einen Freiheits„baum aufrichten? Pflanzt ihn erst in eure Herzen, und wenn „er da festsitzt, dann mögt ihr ihn meinetwegen auch auf den „Straßen eingraben. Aber die durch das allgemeine Stimm„recht frei erwählten Vertreter des ganzen toscanischen Volkes „haben allein das Recht, die Republik zu proclamiren, nicht „ihr, ein kleiner, unbefugter Haufen. Hört ihr also? Die „evviva la republica! sind noch nicht an der Zeit, und her„unter mit dem Baum auf der Stelle!“

Die Stimme wirkte wie ein Zauber; der Baum senkte sich augenblicklich, die Wortführer verstummten und sahen sich verlegen an; sie merkten wohl, daß sie aus der Coulisse getreten, ehe das Stichwort gefallen war, und schlichen heimlich davon, Einer nach dem Andern. Der Haufen aber, der ihnen nachgelaufen war, gaffte die hingestreckte Pappel noch eine Zeitlang mit ziemlich dumm verwunderten Blicken an, verlief sich dann allmälig und ließ den Platz ruhig und öde, daß die Schritte der einzelnen Vorübergehenden von den Häusern widerhallten, während die hellen Mondstrahlen mit der Rinde des unglücklichen Stammes spielten, der keine gemeine Pappel mehr war und doch kein Freiheitsbaum werden konnte. Der Dictator aber trat mit selbstzufriedenem Gesicht in das Berathungszimmer zurück, seiner Allmacht sicher und zugleich erfreut, daß sich ihm eine Gelegenheit geboten, sich den ängstlichen Florentinern als gemäßigter und kräftiger Regent zu zeigen

6.

Anschlagszettel an den Straßenecken verkündeten auf die achte Abendstunde eine Versammlung des Circolo del popolo im Theater Alfieri. An der colossalen ehernen Reiterstatue Cosmus des Ersten von Giambologna vorüber, vom Volke schlechtweg das Pferd (il cavallo) genannt — was in diesen Tagen politischen Deliriums mehrere florentiner Blätter als Beweis der unzerstörbaren republikanischen Gesinnung ihres Volkes anführten — eilte ich durch die schlecht erleuchteten Gassen dem Kreuzthore zu, in dessen Nähe das genannte Theater, das vierte im Range unter den acht*) Schaubühnen der hetrurischen Hauptstadt, liegt. Wer die großen Städte Mittel- und Unteritaliens nicht kennt, macht sich nicht leicht einen Begriff von der in diesen engen Winkeln herrschenden Unreinlichkeit. Sie theilen freilich nur das Schicksal der Colonnaden von St. Peter in Rom, von denen schon Vater Göthe erzählt, daß sie dem kunstsinnigen römischen Volke als öffentliche Cloaken dienen.

Im Foyer des Theaters traf ich meinen Freund von der Trinitàbrücke wieder; er war Mitglied des Circolo. Für ein kleines Trinkgeld öffnete man uns eine Loge dicht an der großherzoglichen. Zu meinem Erstaunen fand ich die letztere schon ihrer Krone, ihres Sammetbehanges, aller Zeichen, die auf den fürstlichen Inhaber deuteten, beraubt. Das nackte, rohe Holz machte einen häßlichen Contrast zu den weiß- und goldgemalten Logenreihen. Ich mußte unwillkürlich lächeln über diese Berserkerwuth gegen die geduldigen Sachen, sicher, daß jene von der schmiegsamen Theaterdirection wohl versteckten Embleme wieder zum Vorschein und zu Ehren kommen würden, ehe man nur daran gedacht haben dürfte, die Spuren ihres Daseins zu verwischen.

Das Theater selbst machte einen eigenthümlichen Eindruck. Der Vorhang war aufgezogen, die Lampen auf der

*) Jetzt (1859) zehn.

Bühne angezündet; hinter einer langen Tafel saß der Vorstand des Circolo, von einem Theile der einflußreichsten Mitglieder umgeben, deren Gestalten, vom grellen Lampenlicht hell beleuchtet, aus der Tiefe des übrigen dunklen Theaters hervortraten. Denn der große Kronleuchter brannte nicht, und einzelne, in weiten Zwischenräumen vertheilte Talglichter machten mehr das Dunkel sichtbar, als daß sie den weiten Raum zu erhellen vermocht hätten. Parterre und Logenreihen waren wohl gefüllt, theils von Mitgliedern des Clubbs, theils von Neugierigen und Müßigen. Ueber dem Proscenium schwebten zwei mächtige Fahnen, die eine die Tricolore, die andere die weiß und rothen Landesfarben entfaltend mit den Insignien der Buchdruckerinnung, ein Andenken von dem Triumphzuge des 12. September 1847.*)

Die Schelle des Präsidenten erklang: das Gemurmel verstummte, die Sitzung begann. Niccolini eröffnete sie mit einer kurzen Recapitulation der neuesten Geschichte Toscana's vom Standpunkte des Vereins aus. „Heute endlich," so schloß er, „ist der Tag erschienen, wo das Volk sein recht„mäßiges, Jahrhunderte hindurch ihm entzogenes Eigenthum „durch die freiwillige Flucht Leopolds von Oestreich wieder „empfangen hat. Möge es dasselbe nie wieder aus den Hän„den geben!"

Auf der Tagesordnung stand die Berathung über die zunächst zu ergreifenden Mittel für die Sicherstellung der neuen Republik und für die alsbaldige Verwirklichung der repubblica italiana una ed indivisibile. Alle folgenden Redner suchten einander in Schmähungen gegen den Großherzog, in dem Volke gestreuten Weihrauch, in Prophezeiungen einer neuen,

*) Am 4. September 1847 erschien das Decret wegen Bildung einer Bürgerwehr; am 12. d. M. wurde deshalb ein wegen des dabei herrschenden Enthusiasmus, wegen der allgemeinen Theilnahme und des Glanzes der Züge und Fahnen (unter denen auch eine preußische, amerikanische, englische, französische ꝛc.) in der neuern Geschichte Toscana's einziges Fest gefeiert.

herrlichen Aera, deren Morgenröthe schon sichtbar, und eines nahenden dritten Primats der italienischen Nation zu überbieten. Je grasser die Uebertreibung, je greller die Farben, je gröber und massiger die Pinselstriche dieser Phantasiegemälde, desto lauter die Bravo's, desto einstimmiger das Klatschen des elektrisirten mitspielenden Parterre's. An besonders markirten Stellen stieg die Begeisterung so hoch, daß die Stimme des Redners sich vergebens durch die hundertfach sich durchkreuzenden Exclamationen Bahn zu brechen versuchte. Der arme Großherzog! — wie hätte er je denken mögen, daß seine „vielgeliebten Unterthanen“ (amatissimi sudditi) in solch wüthende Expectorationen gegen ihn ausbrechen würden. „L'infame tiranno, questo mostro che mentiva la figura umana, „fuggi vilmente nel momento che vedeva sorgere davanti a „sè la maestà popolare, cui aspetto calmo e grandioso il suo „animo meschino a sostener non bastava!“ *) — hieß es unter Anderm. Und nicht ein Zeichen der Mißbilligung, des Unwillens, der Verachtung aus dem ganzen gefüllten Theater für solch grenzenlosen, erbärmlichen Unsinn! —

Sofortige Vereinigung mit der neuen römischen Republik zu einem Staate; Aufruf an die toscanische Jugend, in Masse unter die Fahnen zu eilen; gezwungenes Anlehen; Steuer auf die Reichen; im Nothfalle Nöthigung derselben zu freiwilligen Opfern auf dem Altare des Vaterlandes — das waren die vorgeschlagenen und sämmtlich beifällig aufgenommenen Mittel, die Zukunft für die junge Freiheit Hetruriens zu sichern. Aber die Köpfe waren zu einer geordneten Discussion allzu erhitzt. Der Toscaner berauscht sich nicht leicht in Wein und anderen spirituösen Getränken, desto leichter aber in geistiger Aufregung jeder Art. Das Publi-

---

*) Der schändliche Tyrann, dieses Ungeheuer mit geheucheltem Menschenangesicht, floh feigherzig in dem Augenblicke, wo er die Volksmajestät vor sich aufsteigen sah, deren ruhigen und erhabenen Anblick seine jämmerliche Seele nicht zu ertragen vermochte.

kum, seiner passiven Rolle müde, begann mit dreinzureden, Vorschläge zu machen und nachträglich ums Wort zu bitten. Vergebens läutete der Präsident mit anerkennenswerther Ausdauer. Erst nach langer Pause gelang es, die Ruhe einigermaßen wiederherzustellen.

Da lehnte sich plötzlich ein junger Priester weit aus einer der Parterrelogen heraus, und begann eine strömende Rede voll jugendlich thörichter, aber ungeheuchelter Begeisterung, voller Gluth und Feuer, nur von Schluchzen dann und wann unterbrochen. Wie aus dem lange verschlossenen Krater des Vulcans endlich Feuer, Rauch und Lava unaufhaltsam hervorstürzt, so brach die Fluth lang verhaltener Gefühle aus dem Innern des Jünglings. Was er erzählte, was er sprach, war seine Lebensgeschichte, sein Glaubensbekenntniß. Im Seminar, fern von der Welt erzogen, das lebens- und glaubensbedürftige Herz mit leerem Formelkrame vollgestopft, war er erst vor wenigen Tagen der Außenwelt und dem wirklichen Leben zurückgegeben, das ihm plötzlich blendend, entzückend, verwirrend entgegen trat. Als er nun am heutigen Tage die Begeisterung für des Vaterlandes Größe und Freiheit überall habe in heilige Lohe aufschlagen sehen; als er sich habe überzeugen müssen, daß sich ein Volk noch für die edelsten geistigen Güter, des engen Privatinteresses vergessend und die Opfer nicht achtend, hinreißen lasse; als der Freiheit goldene Sonne auf einmal so strahlend über Florenz aufgegangen: — da sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen; all sein dunkles, zielloses Sehnen und Seufzen habe auf einmal klar und gestaltvoll vor ihm gestanden; die in Sünde und Verdammniß verloren geglaubte Menschheit sei in aller ihrer unsterblichen Herrlichkeit wieder vor ihm aufgestiegen. Das hier zu bekennen mit unendlicher Freude und Dankbarkeit fühle er sich gedrungen, zugleich um Verzeihung bittend, daß die Macht der Gefühle ihn fortgerissen, mitten in dieser feierlichen Bera-

thung über die Geschicke der Nationen von sich und seiner unbedeutenden Persönlichkeit zu reden.

Thränen erstickten seine Stimme; er breitete seine Arme über das Parterre aus, als wolle er die ganze Versammlung umarmen. Endlose, donnernde Beifallsbezeugungen folgten, mit jedem Augenblicke sich steigernd; ein schmutziges Subject erkletterte die Loge, von den Schultern seiner Nachbarn aus und umarmte den begeisterten Jüngling gleichsam im Namen des Hauses. Nun aber wollte noch Mancher seine Geschichte erzählen und den Beifall der Versammlung ernten; zwanzig Stimmen erhoben sich zugleich; Rufe, Reden, Bravo's, Klatschen, Zischen, Pfeifen tönte durcheinander; dazwischen gebot die unaufhörlich läutende, aber in dem gewöhnlichen Tumulte kaum hörbare Schelle des Präsidenten vergebens Schweigen. Ermüdet und solcher Scenen gewohnt, setzte er sich endlich nieder, ruhig abwartend, bis sich die Hochfluth des Enthusiasmus etwas verlaufen haben würde. Da kam Hülfe von Außen: ein sammetbejackter junger Popolano drängte sich durch die Coulissen und flüsterte dem Präsidenten Etwas ins Ohr, das dieser sofort dem Vorstande mittheilte. Alle erhoben sich; auf einen Wink Niccolinis verschwanden die Fahnen aus den Logen des Prosceniums, um sofort auf der Bühne selbst wiederzuerscheinen. Der Sturm ließ inzwischen nach, die brausenden Wogen des Parterres legten sich; Niccolini trat vor, warf sich in bühnengerechte Stellung und rief mit theatralischem Pathos: „Volk von Florenz! die von Dir gewählte provisorische Regierung sendet Dir die Botschaft, daß Dein Eigenthum bereit steht, Dich zu empfangen. Der Saal der Fünfhundert im alten Volkspalaste der Republik ist zu unseren Versammlungen hergerichtet. Laßt uns Alle vereint aufbrechen, um in feierlichem Zuge von unserem Eigenthume Besitz zu ergreifen!"

Die Rede fiel wie der Funke in ein Pulverfaß. Wie ein Kind, das lange ein schönes Spielwerk bewundert, heim-

lich den glücklichen Besitzer beneidend, vor Freuden in die Hände schlägt und außer sich geräth, wenn man ihm versichert, es solle fortan sein Eigenthum sein: so brachen hier die Bürger der neuen Republik in jubelndes Entzücken aus; in wildem Freudentaumel erhob sich das ganze Parterre; ein Theil voltigirte über die Pulte des Orchesters und erkletterte die Bühne, um den großmüthigen Schenkern dankbar um den Hals zu fallen; die Andern drängten, sich überstürzend, zu den Thüren, um sofort den Besitzergreifungszug zu bilden. Voran schritt der Vorstand, von einem Dutzend schnell herbeigeschaffter Pechfackeln umgeben; ihm folgten die Fahnenträger, dann die Mitglieder des Clubbs und „das Volk" paarweise. Unter Absingung patriotischer Hymnen bewegte sich der Zug, unterweges von Neugierigen und süßem Pöbel anschwellend wie eine Lawine, von jauchzenden Gassenbuben, den Polichinels dieser Komödie umtanzt, seinem „neuen Eigenthume" zu, wälzte sich die breiten Treppen des Palazzo vecchio hinan und ergoß sich in wilder Fluth in die glänzend erleuchtete Sala dei Cinquecento.

Das riesige Prachtgemach, einer der schönsten Säle Europas, befand sich noch in demselben Zustande, wie zwei Monate vorher, als der Großherzog hier das zweite toscanische Parlament eröffnet hatte. Nur den Thron hatte man, als den Stimmungen und Zuständen des Tages allzuwidersprechend, eiligst wegzuschaffen, oder vielmehr hinter einem mächtigen Vorhange zu verbergen gesucht. In der Mitte des Saales war ein kleiner Tisch für den Vorstand hergerichtet, der in dem weiten Raume fast verschwand und auf den die mächtigen Marmorbilder von Giambolognas, Rossis und Bandinellis Hand, hoch überragend, wie mit stummer Verachtung gegen die frechen, kleinen Eindringlinge herabschauten. Zwar auf eines Republikaners Geheiß gebaut — eines Republikaners freilich, dessen mächtige Gestalt, dessen glaubensfeste Begeisterung, dessen glühende Rede voll Mark und Tiefe sich zu den winzigen Heuchlern dort unten um den

runden Tisch und zu ihren Worten, dem schwachen Abklatsche fremder Phrasen, verhielt, wie das Florenz des 15. zu dem des 19. Jahrhunderts, — so stimmte doch die üppige Pracht, mit der der Saal geschmückt war, nachdem mit Savonarolas schimpflichem Verbrechertode der Volksstaat dahin gegangen, nicht mehr zu den Ideen republikanischer Einfachheit. Die Bildsäulen, die Deckengemälde, die Fresken der Seitenwände deuteten auf den jahrhundertlangen Besitz der Monarchie. Der Geist der großen Mediceer wehte durch diese Räume. Wer sie und ihre Schöpfungen mit den augenblicklichen Usurpatoren ihres Erbes verglich, die dort unten in dem weiten Raume ihr zwerghaft Wesen trieben, dem drang sich unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, daß diese über Nacht aufgeschossenen markfaulen Pilze, die im geilen Wachsthume Alles überwuchert hatten, vor dem Strahle der nächsten Tagessonne verdorren und verschwinden, und nimmer im Stande sein würden, den mächtigen Geist aus seinem alten Besitzthume fortzubannen.

7.

Die unterbrochene Sitzung war wieder aufgenommen. Aber vergebens horchte ich den Reden; die Stimme verklang ohne Schall und Wiederhall in dem menschengefüllten weitgedehnten Saale, gleichsam ein vorbedeutendes Zeichen des Schicksals dieses Tages und seiner Heroen. Ich aber, des eklen Treibens überdrüssig, von mancherlei Eindrücken gesättigt, wenn auch ohne andere Befriedigung als die der Neugier, meine längst getrübte gute Meinung von der sittlichen Höhe und politischen Reife der italienischen Nation wieder um eine neue Schattirung verdunkelt, verließ die Versammlung und den Palast und durchschritt die verödeten Straßen, der Ruhe meiner einsamen Wohnung zu. An der nächsten Straßenecke fiel mir ein großbedrucktes Papier in die Augen. Ich bemühte mich, es bei dem ungewissen Scheine der in dem Luftzuge flackernden Gasflamme zu lesen. Es war das

Manifest der neuen Dictatoren an das Volk von Toscana und lautete wörtlich:

„Toscaner!

„Der Fürst, an den ihr Schätze von Liebe verschwendet „habt, hat euch im Stiche gelassen. Und er hat euch ver„lassen im Augenblicke der dringendsten Gefahr."

„Das Volk und die Kammern haben dieses Ereigniß mit „dem Gefühle tiefer Bitterkeit vernommen."

„Die Fürsten vergehen, die Völker bleiben. Volk und „Kammern haben ihre Würde gefühlt und Vorsorge getroffen, „wie es ihnen geziemt. Sie haben uns erwählt, vorläufig „die Regierung Toscanas zu übernehmen. Wir haben das „Amt angenommen, und im Vertrauen auf Gott und unser „Gewissen werden wir ihm mit Kraft und Biederkeit vor„stehen."

„Muth! Laßt uns einig zusammenstehen, und dieses Er„eigniß wird nicht schwerer erscheinen als die Feder, die dem „vorüberfliegenden Vogel entfällt."

„Niemand wage es, unter irgend einem Vorwande die „öffentliche Sicherheit zu stören. Das Volk wache über das „Volk! Die Freiheit trägt eine fleckenlose Fahne. Das mögen „die Toscaner bedenken! Durch des Volkes Willen Wächter „der Sitte, der Redlichkeit und der Gerechtigkeit, sind wir „entschlossen, dem schändlichen Treiben der Gewaltsamen und „der Rückschrittsmänner mit gleicher Strenge entgegenzutreten. „Vertheidiger der Unabhängigkeit (Italiens), werden wir für „freie und geehrte Waffen Sorge tragen."

Ein alter Mann, auf dessen verwitterten Zügen die Spuren mancher Stürme der Vergangenheit wie in den epheubewachsenen Ruinen eines zerfallenden Schlosses, in tiefen Furchen und Rissen eingegraben waren, hatte mit mir zugleich das Manifest gelesen. Halb nachdenklich, halb unwillig schüttelte er das Haupt, dessen dünnes weißes Haar in dem scharfen Zuge des Nachtwindes flatterte. „Sie haben die Unordnung gesäet und wollen die Ordnung ernten", sagte

er halb vor sich hin, halb zu mir gewendet. Ich sehe ein neues 1799 *); Wahnsinn und Armuth, das wird die Ernte sein, wie damals. Das Gute aber, das Herrliche, das uns vor einem Jahre wahr geworden schien, wird weiter als je zurückgedrängt werden. Dem neuen 1799 wird sein 1814 rascher nachfolgen; denn der Zeitraum ist noch nicht um, wo ein neuer Weltbezwinger der Erde entsteigen kann!"

In diesem Augenblicke zog eine kleine Schaar junger Bursche, von Wein und Gesang erhitzt, die rothen Cocarden am Hute oder die rothe Schleife im Knopfloche, an uns vorüber, unter lärmenden unaufhörlichen Rufen: Viva la republica — morte ai principi, agli aristocratici, ai Tedeschi! — „So sind sie Alle", rief der Alte, „Kinder sind es, gedankenlose Schreier, die eine ihnen selbst fremde Sprache gedankenlos nachlallen. Der Klang der Worte, die sie nicht verstehen, begeistert sie, begeistert sie um so mehr, je weniger sie davon verstehen. Wer kümmert sich um den Sinn? Wer um das Wohl des Landes? Wer versteht dein innerstes Sehnen und Verlangen, Italien, wer sieht ein, was dir noth thut? Mein armes, armes Vaterland! aus den Händen der Schurken bist du gefallen in die Hände der Narren; die werden quacksalbern an deinem wunden, siechen Körper, bis sich der fremde Arzt deiner erbarmet und die Charlatans verjagt. Aber seine Curen sind streng, und seine Mixturen bitter und theuer. Und er wird verlangen, daß du, um deinen Körper zu schonen, deiner Seele vergessest und deinem Geiste entsagest. O mein Vaterland! Jahrhunderte sind über dich hingezogen, und du lagest in todtenähnlichem Zauberschlafe. Nur zuweilen, wenn der Genius der Zeit, stärker mit den mächtigen Flügeln schlagend, den ehernen Talisman

---

*) Am 27. März 1799 verließ der Großherzog Ferdinand III. das von französischen Truppen besetzte Land, und noch an demselben Tage setzte der General Reinhard eine provisorische republikanische Regierung ein.

erschüttert, der dich gebannt hält, fährst du empor, aber nur zu fieberhaften halbwachen Träumen, wo wilde Phantasiegebilde regellos an dir vorüberjagen, um bald wieder einem tieferen Erstarren Raum zu geben. Wann wird sie endlich aufgehen, die Sonne des heiligen Tages, der dich zu neuem frischen Leben erwecken soll, um nach langem Todesschlafe wiedergeboren mit jugendlicher Kraft dich zu mischen in den Reigen der Völker, schön und lorbeerbekränzt wie ehemals? — Meine Kinder oder Kindeskinder mögen, glücklicher als ich, diesen Tag erleben, aber er liegt noch weit, weit entfernt in undurchdringlichem Dunkel der Zukunft; denn im Jahre 1849 sehe ich wieder die Gestalten und Thaten, höre ich wieder die Worte und Reden von 1799. Fünfzig Jahre — und kein Schritt vorwärts. Armes, unglückliches Vaterland!" —

Seine leise, unterbrochene Stimme versagte. Einen Augenblick bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, auf dem Unwillen und Schmerz um die Herrschaft kämpften. Als er sie wieder herunternahm, beleuchteten die Mondstrahlen ein ruhiges, ernstes Antlitz. „Perdoni, Signore; felice notte" (verzeihen Sie, mein Herr; gute Nacht) — er wandte sich um, und seine Schritte verhallten in der Seitengasse.

Ernst und nachdenklich eilte ich über den Domplatz hin nach Hause. Die riesigen, mondbeleuchteten Massen der Kathedrale hoben sich scharf ab auf dem dunklen Nachthimmel. Ich trat einen Augenblick auf den Stein, wo man die mächtigen Umrisse des Schiffes und des Chores mit der Kuppel auf Einmal überschaut, und von dem aus Dante so oft das unsterbliche Werk Arnolfo di Lapos bewunderte. „Solche Werke, der ganzen Welt Staunen und Bewunderung, schufen einst deine Bürger, o Florenz; sie dauern noch jetzt nach Jahrhunderten, sie werden noch viele Generationen überdauern. Das Werk aber, das du heute geschaffen hast, oder hast schaffen lassen, wird zerfallen, ehe ein Stein dieses Riesenbaues aus seinen Fugen weicht."

Ein eisiger Nordost wehte von dem schneebedeckten Apennin herunter und fuhr heulend, wie mit machtloser Wuth, um die Ecken und Winkel des Chores. Ich schlug den Mantel fester um mich. — So ist es mit den Stürmen der Zeit: vergebens toben sie an gegen die eherne Nothwendigkeit, vergebens möchten sie die Grundsäulen ewigen Rechtes zertrümmern. Aber was leicht gebaut ist, ein Werk des vorüberfliegenden Augenblickes, was auf hohler, schwacher Grundlage ruht, schlägt der Sturm des Jahrhunderts unerbittlich zu Trümmern — und wehe Denen, die das alte, morsche Gebäude aus den halbvermoderten Werkstücken wieder aufzurichten versuchen! Der nächste Sturmwind wird Haus und Bewohner zerschmettern.

Druck von E. S. Mittler und Sohn.

